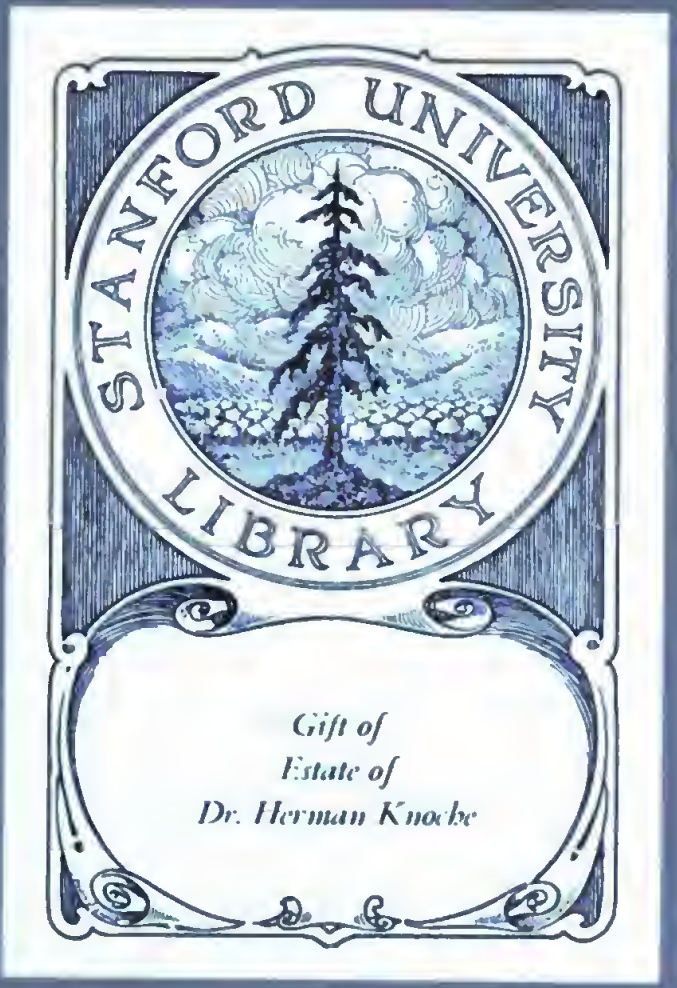
918.6 .S573 C.1
Reise in der Sierra Ne
Stanford University Libraries
3 6105 048 672 245

Reise

in der Sierra Nevada de

Santa Maria

4.5


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Gift of
Estate of
Dr. Herman Knoche

Farrenwald. Originalzeichnung von Prof. Göring in Leipzig.

Digitized by Google

Reise

in der

Sierra Nevada de Santa Marta.

Von

Dr. W. Sievers.

Mit 8 Abbildungen von Prof. A. Göring.

LIBRARY

Leipzig.
Gressner & Schramm.
1887.

765916

918.6
S573

STANFORD LIBRARY

Seinen Eltern

in

Liebe und Dankbarkeit

gewidmet.

Digitized by Google

Vorwort.

Dieses Buch ist die Frucht einer Reise, welche ich auf Kosten der Karl-Ritter-Stiftung zu Berlin und im Auftrage der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin nach der Sierra Nevada de Santa Marta unternahm, um die allgemeine physische Geographie und Geologie derselben zu untersuchen. Zunächst möchte ich der Karl-Ritter-Stiftung, sowie der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, besonders aber dem Vorsitzenden derselben, Herrn Dr. W. Reiss, hiermit öffentlich ergebensten Dank sagen.

Das Buch entstammt der Anregung meines hochverehrten Lehrers, des Herrn Professor Dr. Ferdinand Freiherr von Richthofen zu Berlin; es soll nur unterhalten, und macht keinerlei Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung, wohl aber darauf, den Thatsachen durchaus entsprechende Schilderungen zu bieten. Auf meiner Reise wurde ich von der Regierung des Staates Magdalena auf das Zuvorkommendste unterstützt, und hatte mich in Barranquilla bei meiner Ausrüstung der gütigen Hilfe des Hamburger Hauses der Herren Aepli Eherbach & Co. zu erfreuen; beiden Theilen schulde ich aufrichtigen Dank.

Die Illustrationen entstammen dem wohlbekannten Griffel des Herrn Prof. A. Göring in Leipzig; sie sind nach unscheinbaren Bleistiftskizzen gearbeitet, geben aber das Typische der Landschaft in genauester Weise wieder.

Herrn Prof. A. Göring, sowie auch dem Verleger, Herrn Dr. L. Baumgärtner (in Firma Gressner & Schramm) in Leipzig, möchte ich an dieser Stelle für die auf die Ausstattung des Buches gewandte Mühe meinen wärmsten Dank sagen. Möge denn dieses Schriftchen eine freundliche Aufnahme finden!

Würzburg, den 22. März 1887.

W. Sievers.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	
Erstes Capitel: Barranquilla	1
Zweites Capitel: Ciénaga und Umgebung	17
Drittes Capitel: Santa Marta und Umgebung	32
Viertes Capitel: Nach Valle de Upar	48
Fünftes Capitel: Valle de Upar. Reise nach San Sebastián	64
Sechstes Capitel: Die Arhuaco-Indianer	80
Siebentes Capitel: Reise nach der Schneekette und nach Atanquez	101
Achtes Capitel: Atanquez — San José — Rosario — San Juán	134
Neuntes Capitel: Die Anden von Perijá	158
Zehntes Capitel: Ausflüge von Valle de Upar aus. Aufbruch nach San Juán und Fonseca	182
Elftes Capitel: Fonseca, Marocaso, Treinta, Cerrejón, Rio Hacha	202
Zwölftes Capitel: Rio Hacha	222
Dreizehntes Capitel: Die Goajiro-Indianer	243
Vierzehntes Capitel: Der Nordabhang der Nevada	259
Schluss	287

Verzeichniss der Abbildungen.

Farronwald	Titelbild	
Schneegipfel der Sierra Nevada de Santa Marta von der Ciónaga Grande aus gesehen	Seite	9
Sierra Nevada de Santa Marta von den Sabanen des Cesárthales aus gesehen	„	41
Lagerplatz in der Nevada 18.—20. Februar 1886	„	105
Harpyia destructor	„	169
Vegetation des Cesárthales	„	201
Pueblo Viejo mit dem Cerro Nanú	„	281
Páramos der Centralkette der Nevada oberhalb Makotama	„	289

Erläuterung der Abbildungen.

Titelbild. Farrenwald. Typus des Hochwaldes zwischen 1200 und 2000 m Höhe, Farren, Schlingpflanzen Orchideen vorwaltend; im Hintergrunde Schneegipfel der Nevada. Das Ganze von der Nordseite aus gesehen.

Abbildung Seite 9. Die Schneegipfel der Sierra Nevada de Santa Marta tauchen über dem Nebel, der an den waldigen unteren Vorbergen hängt, empor. Im Vordergrunde die Ciénaga Grande mit Mangrove-Vegetation, Kaimans und Kormoranen.

Abbildung Seite 41. Die Schneekette der Sierra Nevada von der Ostseite aus gesehen. Schroffe Ketten vor derselben; im Vordergrunde Wälder der Curua-Palme auf der Sabane; Wasservögel am Bache; Standhöhe etwa 200 m.

Abbildung Seite 105. Lagerplatz auf der Sabane Usugakaku, 18.—20. Februar 1886. Zwischen zwei gewaltigen, vielleicht durch Eis transportirten Felsblöcken ragt das baumartige Frailejon hervor. Darüber der Schneegipfel, welchen der Verfasser erstieg. Standort 4020 m Höhe.

Abbildung Seite 169. Harpyia destructor, Raubvogel über dem Walde, im Hintergrunde die Nevadakette.

Abbildung Seite 201. Cactusdickichte, deren einzelne Individuen bis 6 m hoch werden; zur linken Agaven und Mimosen; in der Mitte des Bildes Cocospalmen; kahle Berge im Hintergrunde.

Abbildung Seite 281. Zur linken die Häuser von Don Manuel Quintero in Pueblo-Viejo am Nordabhang des Gebirges, von Bananen und Agaven umgeben, dahinter links der Cerro Nanú, zur Rechten der Chirúa. Standort 920 m. Höhe.

Abbildung Seite 289. Hochgebirge oberhalb Makotama am Nordabhang der Nevada. Blick auf den Páramo von Sulibáta, Steilabsturz der centralen Nevadakette. Hütten der Arhuacos links unten und auf dem Bergvorsprung. Ein Arhuaco-Indianer im Vordergrunde. Über den Fluss Makotama spannt sich eine indianische Brücke; Standort 2700 m Höhe.

Erstes Capitel.

Barranquilla.

Am 9. Januar 1886 früh ½5 Uhr weckten mich die Signale der Maschine des englischen Dampfers „Editor", auf welchem ich von Puerto Cabello kam, aus dem Schlafe. Nach längerer Seefahrt ist dies stets ein wichtiges und interessantes Zeichen; denn man hört es nur dann, wenn die Landung bevorsteht; die ruhige und gleichmässige Bewegung auf den Wassern des sanften Karibischen Meeres hörte plötzlich auf; ein starkes Schaukeln trat an die Stelle derselben. Es war der Punkt, wo die Wasser der gewaltigen Aussen-Mündung des Rio Magdalena sich mit dem Meere mischen; die eigentliche Mündung des Magdalena ist durch eine gefährliche Barre beeinträchtigt; tiefgehende Schiffe vermögen daher die Stadt Barranquilla am Magdalena nicht zu erreichen, sondern ankern in der Bucht von Sabanilla, ausserhalb der Barre. Niedrige Hügel erkannte ich im Dämmerlicht, als ich gegen 5 Uhr auf Deck kam; auf ihnen steht ein Leuchthaus und ein castellartiges Gebäude, welches ursprünglich zum Zollhaus bestimmt war, aber so verkehrt angelegt wurde, dass es nicht zu gebrauchen war.

Zur linken sieht man eine kaum über das Meer hinausragende Grasinsel, Salamanca; vor sich hat man eine Land-

zunge, auf welcher das Fischerdorf Sabanilla liegt; nach diesem ist der Hafen oder besser die Rhede genannt; heutzutage ist aber der eigentliche Hafenplatz Salgar, ein Conglomerat von Waarenschuppen und Niederlagen, mit einigen wenigen bewohnten Privathäusern dazwischen. Salgar liegt hinter der Spitze von San Antonio, welche das Zollhaus trägt; die Schiffe aber vermögen auch hierhin nicht zu gelangen, da die Küste eine Flachküste ist, welche das unmittelbare Landen nicht gestattet; die Schiffe ankern daher 1 1/2 Seemeilen vom Landungsplatz Salgar entfernt; ein Schleppdampfer mit Leichtern vermittelt das Löschen und Laden; wodurch der Verkehr sehr erschwert wird. Um 6 1/2 Uhr hatten wir die Signalflaggen gegenüber der Signalstation gehisst; von wo aus der Hafen Salgar benachrichtigt wird; aber erst um 9 Uhr traf der Schleppdampfer „General J. M. Córdova" ein und um 10 1/2 Uhr betrat ich das Ufer Colombias. Diese sehr umständliche Landung, welche 4 Stunden in Anspruch genommen hatte, wird künftig weit bequemer werden, da ein neuer Hafen an der Spitze der Landzunge Sabanilla gebaut wird, der den Namen Puerto Belillo erhalten soll.

Der provisorische Charakter aller dieser Anlagen erklärt sich daraus, dass überhaupt erst seit 1851 der Ort Barranquilla angefangen hat, sich als Handelsstadt zu entwickeln und Bedeutung zu erlangen; denn 1851 wurde die erste Dampfschifffahrtsgesellschaft auf dem Magdalena gegründet, und die Dampfer derselben fuhren den Strom abwärts bis zum Fischerdorfe Barranquilla, aus welchem heute die erste Handelsstadt des eigentlichen Colombia geworden ist. Nachdem die Rhede von Sabanilla, auf welcher als erster regelmässiger Gast im Jahre 1871 ein Dampfer der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft sich zeigte,

der Versandung anheimzufallen drohte, baute man eine Eisenbahn von Barranquilla nach dem erwähnten, Salgar benannten Punkte; neuerdings will man nun die Eisenbahn nach dem neuen Hafen Puerto Belillo fortsetzen, was einige Schwierigkeiten haben dürfte, da einige ziemlich breite Caños zu überschreiten sind.

Als ich in Salgar ans Land stieg, ging gerade ein Zug nach Barranquilla ab; ich zog es indessen vor, bei meinem umfangreichen Gepäck zu bleiben, und erst den Nachmittagszug zu benutzen; die starke Seebrise machte das Warten erträglich und es gelang mir sogar, ein recht leidliches Frühstück aufzutreiben; im Uebrigen bietet Salgar nichts Interessantes, man müsste denn einen Schaukelstuhl dahin rechnen, auf welchem ich sass, und welcher jedenfalls der einzige seiner Kategorie in Salgar war.

Um 1 Uhr wurde dann endlich mein 135 kg betragendes Gepäck gewogen, in einem Eisenbahnwagen verpackt, welcher mit dem Zollsiegel bedacht wurde, und um 4 1/2 Uhr entführte mich der Zug nach Barranquilla. Die Locomotive führte natürlich den Namen „Bolívar"; ich sage **natürlich,** weil alles Hervorragende und Beste im öffentlichen Verkehr, wenigstens in Venezuela, aber auch im Colombia, mit dem Namen des Befreiers der südamerikanischen Republiken belegt wird. So heisst die erste in Venezuela eröffnete Eisenbahn von Tucacas nach Aroa „ferrocarril Bolívar"; die Hauptplätze in den Städten heissen gewöhnlich plaza Bolívar; fast in jeder Stadt giebt es eine Calle de Bolívar; in Venezuela giebt es eine Bolívarstadt, „Ciudad Bolívar" und die Silberstücke im Werthe von 2 Franken heissen „Bolívar". Die Bolívar-Verehrung ist namentlich in Venezuela in das Stadium einer Art Heroen-Cultus, nach Art des Herakles- oder Theseus-Cultus des classischen Alterthums getreten und

namentlich am 28. Oktober, dem Namenstage Simon Bolívars, wird die ganze ungeheure, zuweilen wirklich bewundernswerthe Sprachgewandtheit der südamerikanischen Redner und Journalisten darauf verwandt, Bolívar in immer neuen Phrasen und Wendungen, und von immer neuen und unerwarteten Gesichtspunkten aus zu preisen; feiert doch eine mir vorliegende Zeitung aus San Fernando de Apure*) Bolívar, als „das Feuer des Himmels, herabgenommen, um mit unsterblichem Glanze durch die Zeiten und Zeitalter zu strahlen"; als „Personification der Freiheit, Herold unserer Rechte und Genius, den Gottes Hand selbst ausserhalb der Grenzen der Natur gestellt hat", und wer die Inschrift unter dem Bilde Bolívars im Municipalgebäude von Puerto Cabello gelesen hat, der muss zugeben, dass durch so masslose Ueberschätzung und Verhimmelung das Andenken dieses grossen Mannes nur herabgesetzt und entwürdigt werden kann.

Die Eisenbahn von Salgar nach Barranquilla zieht zunächst östlich gegen den Magdalena am Rande der niedern Hügel hin, die sich von Barranquilla gegen die Küste zu erstrecken. Dann läuft sie dem Magdalena entlang; doch sieht man den Strom nur selten; meist bewegt man sich in dem hässlichen Gebüsch von Cactus, Mimosen, Dornen und Gestrüpp, welches weit und breit das sandige Delta des Magdalena bedeckt. Wasserlachen und Wasserarme, Flugsand und Dorngebüsch, das ist der Eindruck, den man von dem Lande zwischen Barranquilla und der Küste empfängt.

Man passirt hier und da ein paar Hütten, dann eine grosse Villa, hierauf wird die Vegetation etwas frischer, Palmen tauchen auf und man erreicht den Holzbau des Bahnhofs von Barranquilla. Ich hatte von Salgar aus meine An-

*) El Araucano, Mes XXV. Num. 97, 1. Noviembre 1884.

kunft an das Haus der Herren Aepli Eberbach & Co. in Barranquilla telegraphirt und wurde nun zu meinem grössten Staunen von meinem alten Jugendfreunde empfangen; ich bezog das Hotel Victoria und gab mich dem eigenthümlichen Eindruck hin, den Barranquilla auf mich machte. Gewöhnt an die regelmässige Bauart, die Schablonenhaftigkeit, die schematisch einfache Verkehrsbewegung in den Städten des spanischen Amerika, gewöhnt an die einstöckigen, mit Ziegeln oder platten Dächern versehenen Häuser Venezuelas, fand ich hier zum ersten Male starke Abweichungen. Eine weite Sandwüste, tiefer echter Flugsand, Gestrüpp und einige spärliche Palmen; darin eine weite ausgedehnte Stadt, winklig gebaut, ganz ohne Regelmässigkeit. Die ersten Strassen enthalten nur Häuser mit Strohdächern; es ist als ob ein brandenburgisches Dorf aus dem Sande der Mark in die Tropen versetzt wäre; wüthender Wind, die Trockenzeit-Brise, fegt den Sand in die Höhe; Kutschen jagen rechts und links zwischen den strohgedeckten Häusern umher; da erblickt man plötzlich prachtvoll ausgestattete europäische Luxusläden, grosse 2—3 stöckige Häuser treten hervor, mit Verandas, Corridors und Balcons, alles aus Holz; blühende Pflanzen und Blumen stehen in den Gärten hinter den Häusern; auf dem Hauptplatz aber wächst kein Baum, kein Blatt, kein Halm; alles ist Sand, Sand, Sand. Wendet man sich zurück zum Magdalena, so erblickt man die grosse Flotille der nach Mississippi-System erbauten bizarren Dampfer; man erhält dadurch wieder den Eindruck einer grossen bedeutenden Stadt; geht man aber weiter, so geräth man wieder unter die Strohhäuser, in die Strassen ohne Pflaster und Trottoir, und der Sand dringt oben in die Stiefeletten hinein; kurz! eine Stadt der Gegensätze, welche einen höchst erstaunlichen Eindruck macht.

Ich richtete mich dann im Hotel Victoria ein, was sehr einfach war, da mein gesammtes Gepäck nur aus einem Nachthemd, einem Opernglas, einem Kamm und einer Zahnbürste bestand; der Rest befand sich im Zollhaus und blieb trotz aller meiner Anstrengungen darin, denn es war Sonnabend Nachmittag und dieser ist dies academicus für die Zollbeamten; am folgenden Sonntag war das Zollhaus ebenfalls nicht offen, sodass ich erst am Montag zu meinem Gepäck kommen konnte, was sehr unangenehm war, da man in heissen Plätzen wie Barranquilla gern seine Wäsche täglich wechselt, namentlich, wenn man von der Reise kommt. Zum Glück war der Chef des Hauses Aepli Eberbach & Co, Herr Kappeler, welchem ich für seine weitgehende Aufmerksamkeit mir gegenüber und für seine freundliche Aufnahme zu lebhaftem Danke verpflichtet bin, nicht verheirathet, sodass ich mit meiner etwas derangirten Toilette nicht allzusehr anstiess.

Uebrigens hatte ich für den Transport des Gepäcks von Salgar nach Barranquilla nicht weniger als 30 pesos an die Eisenbahn zu zahlen, da nur 100 kg frei sind und jedes weitere kg etwa 1 peso Ueberfracht zu zahlen hat; künftigen Reisenden möge dies zur Warnung dienen; hätte ich diesen Ausgang geahnt, so würde ich in den sauren Apfel gebissen haben, mir ein zweites Eisenbahnbillet für 5 pesos zu kaufen; im Uebrigen behandelten mich die Zollbeamten sehr höflich und fertigten mich rasch ab.

Die folgenden Tage verwendete ich dazu, mir Empfehlungsbriefe für Santa Marta und die übrigen Orte zu verschaffen und eine Anzahl von Personen von Einfluss zu besuchen, sowie die für die Landreise nöthigen Einkäufe zu machen, als da sind Sattelüberzug, Chinin, Essbesteck, Knöpfe, Cigarren, Blechgeschirr zum kochen, und eine Reihe anderer mehr.

Digitized by Google

Ferner lernte ich die europäische Colonie von Barranquilla kennen, in der die Deutschen und Schweizer die Majorität bilden. Auch existirt ein deutscher Club, in welchem ich angenehme Stunden verlebte. Bedauerlicherweise fand ich, dass das Bier in Barranquilla etwa doppelt so theuer ist wie in Venezuela; 4 reales, 1 Mk. 60 Pf. per halbe Flasche ist in Barranquilla der geringste Preis. Auch mein Hotel war ziemlich theuer, aber gut; namentlich liess das Essen wenig zu wünschen übrig; die Zimmer lagen im Garten in kleinen Gartenhäusern und waren frisch und luftig; leider beeinträchtigten die zahlreich anwesenden Mosquitos die Nacht- und Tagesruhe allzusehr; von der Hitze litt ich weniger, da die äusserst heftige Trockenzeit-Brise eher das Gefühl angenehmer Kühle erzeugte.

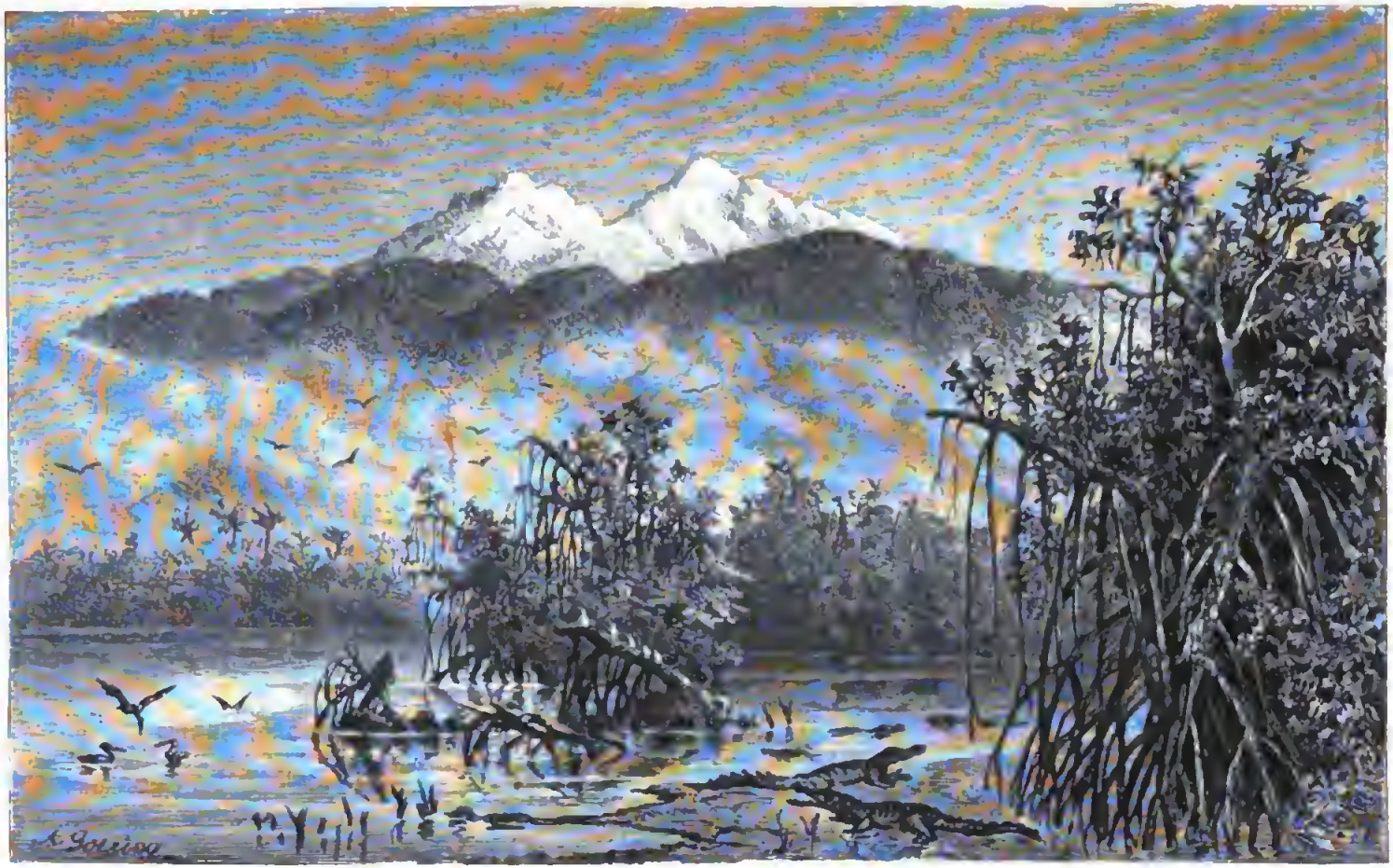
Ueber Barranquilla schwebte im Januar noch der Belagerungszustand, welcher im Jahre 1885 über dasselbe seitens der Regierung verhängt war; überhaupt krankte das Land noch sehr an den unmittelbaren Folgen der Kämpfe der grossen Revolution von 1885. Am 11. Februar 1885 war die Stadt von den Truppen der liberalen Partei eingenommen worden; Schritt vor Schritt hatte dieselbe den Ort in ihre Gewalt gebracht; von Haus zu Haus war gekämpft worden; man bezeichnete mir das Haus des Herrn Noguera am Marktplatz als eines derjenigen, um welche der Kampf am heftigsten entbrannt war; im Juli war dann die Stadt von der Regierung zurückerobert worden. Abends nach 9 Uhr wurde man hier und da von den Posten angerufen und der Verkehr litt noch andauernd unter den Zuständen.

Mittlerweile hatte ich mich ernstlich mit der Abreise nach der Sierra Nevada de Santa Marta beschäftigt, man brachte meinem Vorhaben vielfach grosses Interesse entgegen; denn obwohl an klaren Tagen die Schneegipfel des

Gebirges von den platten Dächern der hohen Häuser der Stadt aus sichtbar sind, wusste man doch eigentlich Nichts über die Nevada zu berichten; und dasjenige, was berichtet wurde, war höchst ungeheuerlich, z. B. dass die Indianer in der Nevada auf Bäumen wohnen sollten u. s. w.

Da von Sabanilla nach Santa Marta nur sehr unregelmässiger Dampferverkehr besteht, so zog ich es vor, durch die Caños nach der Stadt La Ciénaga (eigentlich San Juan de la Ciénaga) zu reisen; hier verkehren zuweilen ebenfalls kleine Dampfer; zur Zeit aber ging natürlich gerade keiner ab und ich war genöthigt, mich der mühseligen Canoefahrt zu unterwerfen. Dagegen bot sich die Gelegenheit für den billigen Preis von 8 pesos das Postboot zu benutzen, während die Miethe für ein besonderes Boot das Dreifache beträgt; allerdings war die Unbequemlichkeit auch desto grösser. Ich hatte mich in der Hoffnung gewiegt, alleiniger Passagier zu sein; als ich aber am 14. Morgens meine Abreise vorbereitete, hörte ich schon dunkle Gerüchte, dass mehrere Personen ebenfalls zu reisen gedächten.

Eine solche Abreise geht überhaupt nicht so ganz glatt vor sich, wie es in den Culturländern der Fall ist. Der Abgang des Postbootes hing zunächst von der Ankunft des Postdampfers vom oberen Magdalena ab; derselbe war am 13. Januar fällig, kam aber nicht zur festgesetzten Zeit an; am 14. früh aber war er da und ich wurde verständigt, dass das Postboot „ungefähr um 11 Uhr“ abgehen werde; ich beeilte mich nach Kräften, erhielt aber die Nachricht, dass es doch wohl 2 Uhr werden könne; dann aber müsse ich am Bord sein; als ich mich daher um $1\frac{1}{2}$ Uhr von meinen Freunden verabschieden wollte, erklärte der Postbote, er werde mich benachrichtigen, wann das Boot nun definitiv ginge, und gab 5 Uhr als das Wahrscheinlichste an; ich



Schneegipfel der Sierra Nevada von Sta. Marta von der Ciénaga Grande aus gesehen. Originalzeichnung nach einer Skizze des Verfassers von Prof. Göring in Leipzig (zu Seite 15).

blieb daher im Geschäft der Herren Aepli Eberbach & Co. sitzen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Um 5 Uhr hatte ich immer noch keinen Bescheid und beschloss daher, erst in aller Ruhe zu essen. Als wir uns aber um 6 Uhr gerade zu Tisch setzen wollten, kam mein Diener mit der Meldung, ich müsse sofort an Bord gehen. Da ich aber keine Lust hatte, auf das Essen zu verzichten, so liess ich nun meinerseits sagen, ich würde erst um 7 Uhr kommen. Um 7 $^1/_2$ Uhr wurde ich dann dringend ersucht zu kommen, da der Schiffer angeblich schon im Abfahren begriffen sei. Ich ging daher endlich hin; das Boot aber ging deshalb doch noch nicht ab, sondern der Postbote beschäftigte sich zunächst noch damit, Käse und Cigarren zu kaufen, und sprach erst noch einmal ein halbes Stündchen mit seiner Geliebten.

Als er damit fertig geworden war, fluchte er sehr, dass die Passagiere so spät gekommen seien, und traf endlich Anstalten abzufahren.

Vom Magdalena zweigt sich ein Arm ab, an welchem die Stadt Barranquilla zum Theil gelegen ist. Feste, geräumige, wirklich sehenswerthe Markthallen sind an seinem Ufer erbaut; zahlreiche kleine Böte mit Früchten, Zucker und Esswaaren aller Art liegen hier; ein buntes Treiben entwickelt sich; alle Schattirungen der Hautfarbe sind hier zu finden und die Düfte, welche die Besitzer der verschiedenen Hautfarben zusammen mit den erwähnten Lebensmitteln aushauchen, zu sondern, wäre eine Aufgabe, welche an Schwierigkeit mit der bekannten Räumung des Augias-Stalles seitens Herkules in der That wetteifern könnte, wenigstens in Bezug auf die Affektion der Geruchsnerven.

Schliesslich verabschiedete ich mich von den liebenswürdigen Herren des Hauses Aepli Eberbach & Co.; sie wünschten

mir guten Erfolg und frohes Wiedersehen; letzteres traf leider nicht ein, da ich nicht über Barranquilla zurückkam.

Als ich in die sogenannte Cajüte hinabkam, überkam mich ein Grausen; denn die dunklen Gerüchte bestätigten sich in erschreckendem Maasse; die höchstens 10 Fuss lange, 4 Fuss breite Höhle war mit menschlichen Leibern, Ballen, Kisten, Kasten, Decken derart vollgestopft, dass ich alle Hoffnung draussen liess; auf meine höfliche Bitte, mir auch ein Plätzchen zu gönnen, entwickelte sich aus dem Gemengsel der Gliedmaassen der Hafencapitän des Puerto Salgar, Señor Riascos, nebst halberwachsenem Sohn, sowie der Dr. Alejandro Cótes, ein Arzt aus Santa Marta, welcher gerade aus Spanien zurückkam und über die traurigen Verkehrsverhältnisse seines Vaterlandes Colombia schalt; wir richteten uns so ein, dass auf jeder Längseite der Höhle 2 Personen lagen, welche aber nicht völlig ausgestreckt liegen konnten, sondern zu scheusslichen Klumpen geballt vegetiren mussten; bald stiessen wir mit den Köpfen, bald mit den Beinen, Armen u. s. w. zusammen, wobei auch noch die spanische Höflichkeit erforderte, sich fortwährend zu entschuldigen; auch kroch die aus 6 Personen bestehende Schiffsmannschaft fortwährend über uns hinweg, der Inhalt einer Kiste mit Cakes entleerte sich über den Dr. Cótes und die von dem Hafencapitän Riascos mitgebrachte Flasche mit Rum entkorkte sich und ergoss ihren Inhalt über den unglücklichen Riascos jun.; dieser kroch weinend hinaus; denn man konnte nur auf allen Vieren kriechend in die segeltuchüberzogene Höhle gelangen.

Nachdem wir etwa $^3/_4$ Stunde durch den Arm des Magdalena gerudert waren, kamen wir an den Magdalena selbst; hier hatten wir gleich im Anfang das Vergnügen, 7 volle Stunden liegen zu bleiben; denn der Magdalena war wild aufgeregt; die von der Nevada kommende Brise hatte sein

Wasser aufgewühlt, sodass das Mondlicht weisse Schaumköpfe und starken Wellenschlag deutlich erkennen liess; der padrón des Schiffes wagte nicht, mit der traurigen Nussschale über den Strom zu fahren, sondern beschloss abzuwarten, bis der Wind sich gelegt habe, was gewöhnlich Morgens früh einzutreten pflegte.

Ich ging ans Ufer und legte mich auf ein paar Baumstämme, um den Sternenhimmel zu betrachten und die scheusslichen Calillas genannten langen Cigarren zu rauchen, deren Tabak von Ciénaga und Rio Frio kommt, und deren Breitendimensionen, ins Menschliche übersetzt, etwa denjenigen Sarah Bernhardts im Verhältniss gleichen dürften.

Die Härte der Baumstämme indess harmonirte so wenig mit meiner sehr dünnen Kleidung und die Ameisen und Zancudos fanden so sehr viel Gefallen an mir, dass ich vorzog, mich in die Hütte zurückzubegeben, und den Schlaf zu suchen. Der wüthende Wind blies Kühlung über das Boot. Die Wässer des Canals plätscherten leise, Leuchtkäfer leuchteten am Ufer, die Bewohner der nahegelegenen Hütte sangen ihre melancholischen Lieder zur Guitarre und der Doctor Cótes schnarchte laut. Endlich gelaugte auch ich dazu, einige Stunden Ruhe zu finden, bis das Knarren der Ruder und der Lärm der Schiffer mich weckte; es war 3 Uhr Morgens und wir befanden uns schon mitten auf dem Magdalena; wir setzten das kleine Segel auf, um die noch vorhandene, aber abgeschwächte Brise zu benutzen; immer noch rollte der Strom schäumend daher, und zeigte uns seine majestätische Breite. Das Schifflein schwankte zwar tüchtig, aber sicher gelangten wir an das andere Ufer, um uns dort in die endlosen Canäle des Magdalena-Deltas zu vertiefen. Der Magdalena sendet in seinem unteren Laufe, etwa von Calamar an, eine Reihe von Armen nach Nordost ab, welche in die

Ciénaga Grande münden, eine haffartige Bildung, welche durch die lange Insel Salamanca vom Meere getrennt ist, aber durch zwei Mündungen an der Boca de Rio Viejo und bei Pueblo Viejo mit dem Meere in Verbindung steht. Die Insel Salamanca tritt in ihrem westlichen Theil zuweilen so nahe an das westlich der Ciénaga Grande gelegene Sumpfland heran, dass nur ein schmaler Canal für die Schifffahrt bleibt; an andern Stellen tritt das Sumpfland mehr zurück, sodass ein häufiger Wechsel zwischen schmalen Canälen und breiteren beckenartigen Erweiterungen des Fahrwassers entsteht; hier hinein wendete sich die Fahrt, und den ganzen 15. Januar hindurch hatten wir von früh bis spät diesen Wechsel durchzumachen; da die Brise uns entgegenstand, musste andauernd gerudert oder mit langen Stangen weitergestemmt werden; die Ufer waren ausschliesslich mit Mangrove, auch Mangle genannt, bestanden, dessen bis 4 m aus dem Wasser herausragende Wurzeln zuweilen an den Seitenwänden des Bootes gestreift wurden; Kaimans sonnten sich am Ufer und gingen ihrer Beute nach; wir haben im Laufe des Tages wenigstens 20—30 derselben in grosser Nähe gesehen; glühend brannte die Sonne herab und gestattete dem durch schlechten Schlaf und Unbequemlichkeit ermüdeten Körper nicht, sich im Freien niederzulassen; wir mussten uns wieder in der Höhle aufhalten; da sassen wir nun trübselig mit untergeschlagenen Beinen nebeneinander, in unser Schicksal ergeben; zum Glück gab es wenig Mosquitos, die sonst gerade auf dieser Strecke ganz besonders lästig sein sollen. Besondere Schwierigkeiten bot das Einnehmen der Mahlzeiten; obwohl wir alle möglichen Schätze der gemässigten und der heissen Zone mit uns führten, gelang uns doch nur ein frugales Mahl; gleich am Morgen war es meinem Diener Manuel missglückt, einen Cacao zu machen; durch die in-

folge des Weiterstossens des Bootes unregelmässigen Bewegungen desselben war das edle Nass übergeflossen und mit sammt der Kanne ins Boot gefallen; wir verzichteten daher auf etwas Warmes. Im Uebrigen beschäftigte ich mich damit, sämmtliche Zeitungen, deren ich in Barranquilla hatte habhaft werden können, durchzulesen; die Schiffsbesatzung sang ihre eintönigen Lieder und übte sich in tüchtigem Fluchen, sobald ein anderes Boot uns entgegenkam oder gar uns zu überholen drohte, was einmal vorkam, sodass ein allgemeines Wettrndern entstand, welches aber die beiderseitigen Schiffsmannschaften derart ermüdete, dass eine Erholungspause am Lande gemacht werden musste, wobei das Fleisch eines während der Fahrt gefangenen Fisches die Hauptnahrung bildete. Um 1 Uhr Mittags sah ich plötzlich über den Wolken die beiden Schneegipfel der Sierra Nevada de Santa Marta heraustreten. Nebel umhüllten den ganzen unteren Theil des Gebirges; es war ein besonderer Glücksfall, dass wir die Gipfel zu Gesicht bekamen; denn da sie Morgens verschleiert gewesen waren, hatten wir durchaus nicht darauf gehofft, sie Mittags zu sehen, das heisst, zu einer Zeit, wo die Hochgebirgsgipfel fast regelmässig unsichtbar zu sein pflegen. Der Anblick der Nevada ist ohne Frage ein äusserst grossartiger; von wo aus man auch einen Blick auf die Schneeberge erhält, überall erscheinen sie gewaltig; am allerimposantesten allerdings von den gegenüberliegenden Anden aus.

Nachmittags 5 Uhr liefen wir in die Ciénaga Grande ein, eine weite Salzwasserfläche, fast von der Grösse des Kurischen Haffes; eine frische Brise begünstigte uns; wir setzten das Segel auf, leicht flog der Kahn dahin; an Schlafen war allerdings nicht zu denken, da das Schiff stark rollte; aber Abends um $11^1/_2$ Uhr kamen wir vor Pueblo Viejo an, dem Hafen

von Ciénaga. Von hier führt nach Ciénaga ein ganz enger Canal, den der padrón nicht in der Nacht zu passiren wagte, angeblich wenigstens, denn in der That schien er gern in Pueblo Viejo übernachten zu wollen; denn er verliess uns und kam erst am folgenden Morgen um 7 Uhr zum Boote zurück. Um $^1/_2$8 Uhr stieg ich völlig gerädert aus dem gräulichen Schwitzkasten aus, in welchem wir genau 36 Stunden zugebracht hatten, wovon allerdings nur etwa 20 Stunden wirkliche Fahrt gewesen waren. An dem mit salzigen Ausblühungen bedeckten vegetationslosen Strande von Ciénaga, über welchem unglaubliche Mengen von Mücken ihr Unwesen trieben, erwarteten uns hier ein paar Karren; ich packte mein sämmtliches Gepäck, 4 Koffer, Sattel und eine grosse Kiste, sowie eine Unzahl anderer kleiner Gegenstände auf einen derselben, setzte mich mit sammt Manuel darauf und fuhr gleich einem zum Schaffot zu schleppenden Staatsverbrecher durch die gaffende Bevölkerung nach dem „Hôtel“ Cataño.

Zweites Capitel.

Ciénaga und Umgebung.

Die Stadt Ciénaga (La Ciénaga, San Juan de la Ciénaga) bietet den Anblick eines ungeheuren Fischerdorfes dar; es giebt eigentlich nur höchstens 10—15 Häuser mit Ziegeldächern; der ganze grosse Rest besteht aus palmstrohgedeckten Hütten; man hat daher nur die Farben grau und weiss auf dem weissen Sandboden und dem grauschwarzen Strande. Es ist daher nicht ungerechtfertigt zu sagen, dass Ciénaga grau in grau gemalt sei. Die Strassen sind ebenfalls nicht ganz regelmässig, sondern laufen hie und da in schiefen Winkeln auf einander zu; sie sind, namentlich in den äusseren Stadttheilen, ziemlich lebhaft, da der Ort doch wohl schon an 8000 Einwohner haben mag. Denn je mehr die Stadt Santa Marta herunterkommt, desto mehr hebt sich Ciénaga; dazu entwickelt sich allmälig um und bei Ciénaga eine reiche Landwirthschaft, namentlich Tabakbau; auch vermittelt Ciénaga den Hauptverkehr mit Valle de Upar und den Sabanen des Cesarthales im Innern des Staates Magdalena; die Bevölkerung, ursprünglich vom Fischfang ausgehend, hat sich allmälig zu einer recht angesehenen Handelsstellung emporgeschwungen; und es ist anzunehmen, dass dieser Aufschwung der Stadt noch beträchtlich zunehmen wird, je mehr das

Hinterland bevölkert und je eher die Eisenbahn nach Santa Marta fertig wird, an welcher man seit 4 Jahren baut, ohne dass aber Jemand mit Sicherheit sagen könnte, ob sie jemals vollständig bis nach Ciénaga gelangen wird.

Hinter der Stadt Ciénaga thürmt sich das Gebirge der Nevada auf, dunkle waldbedeckte Berge, in endloser Fülle neben und über einander aufsteigend; die Schneegipfel selbst sieht man allerdings nicht, da sie durch hohe Ketten verdeckt werden.

Leider führen gar keine Wege ins Gebirge; alle menschlichen Ansiedlungen haben sich bisher an der Küste gehalten; denn zwischen dem Gebirge und der salzigen, sandigen, staubigen Küstenebene breitet sich dort, wo Flüsse und Bäche aus dem Gebirge treten, ein äusserst fruchtbares Gebiet aus, in welchem sich denn auch eine Reihe Haciendas, namentlich Cacao und Zuckerrohr gebildet haben. Die Stadt Ciénaga selbst hat keinen Fluss in unmittelbarer Nähe; doch mündet $^1/_4$ Stunde von den letzten Häusern des Ortes der Rio Cordoba in das Meer; von demselben bezieht man das Wasser durch einen Canal; überhaupt muss der Rio Cordoba viel Wasser abgeben; eine Reihe von Riesel-Canälen sind von ihm abgezweigt, um die verschiedenen Besitzungen zu bewässern, welche an seinen Ufern liegen, wobei allerdings häufig Streit unter den Besitzern entsteht, indem die weiter oberhalb ansässigen den unterhalb befindlichen das Wasser abschneiden.

Ich begab mich am 17. Januar nach einer Cacao-Hacienda des Herrn Nestler, eines Mannheimers, welcher seit einigen Jahren dort angesiedelt ist und bereits sehr hübsche Resultate erzielt hat. Der Aufenthalt in den Cacao-Pflanzungen gehört zu den angenehmsten Stunden unter den Tropen; denn die Pflanzen verlangen ganz besonders 2 Dinge, nämlich

Schatten und Feuchtigkeit; beides aber sucht der von der Sonne gebrühte Europäer stets mit Vorliebe auf; die frischen, kühlen, schattigen Wege in den Cacao-Pflanzungen sind daher eine wahre Erholung für Jemanden, der aus dem hässlichen Cactusdickicht der Küste entronnen ist. Dazu kommt, dass das reichlich vorhandene Wasser eine ungeheure Vegetation erzeugt; denn da die Cacao-Pflanzungen des Schattens bedürfen, so pflanzt man eine Anzahl von hochstämmigen, dicht belaubten Bäumen zu ihrem Schutze an; man verwendet dazu namentlich die Bucares, Guamas und Ceiba-Bäume; namentlich die ersteren sind beliebt, weil sie nicht sobald absterben wie die Guamas. Dazu aber tritt dann spontan die gewaltige Tieflands-Vegetation der Tropen, die sich überall am Wasser der Niederungen ansiedelt, Palmen in Fülle und von verschiedenen Arten, Bananen, Fruchtbäume aller Art; kurz in der Nähe einer Cacaohacienda liegt gewöhnlich das Ideal eines Botanikers und Malers, weniger allerdings das eines Geologen. Doch erfreut gerade dieser sich desto mehr der schattenspendenden Fülle der Pflanzenwelt, als er ja meistens verurtheilt ist, gerade an den kahlsten, dürrsten und schattenlosesten Stellen seinem Berufe nachzugehen. Dagegen findet auch der Zoologe seine Rechnung in den Cacaohaciendas; namentlich Schmetterlinge und Insekten giebt es hier in Unzahl, leider auch Mosquitos und die kleinen quälenden Fliegen, deren Thätigkeit einestheils darin besteht, dass sie zu hunderten in einem ewigen Auf und Ab vor dem Gesichte herumtanzen und den Europäer vollständig nervös machen, andererseits darin, dass sie ganz unvermerkt, namentlich auf die Hände stechen und eine leichte Anschwellung mit einem einzigen Blutstropfen in der Mitte derselben zurücklassen. Unerträgliches Jucken ist die Folge. Ihre Hartnäckigkeit ist so gross, dass man thatsächlich zuweilen genöthigt

wird, das Frühstück gehend oder gar laufend einzunehmen; denn so wie man auch nur eine Minute stillsteht, ist man bedeckt von diesen wahrhaft unausstehlichen Geschöpfen.

Leider ist der Aufenthalt in Cacao-Haciendas kein gesunder; die alles durchdringende Feuchtigkeit erzeugt Miasmen, welche wegen des niemals aufhörenden Verwesungsprozesses faulender Pflanzentheile unaufhörlich thätig sind und bei längerer Dauer der Anwesenheit Fieber und Dysenterie erzeugen, jene beiden Plagen der Enropäer und auch der einheimischen Gebirgsbewohner, Plagen, von denen man nicht weiss, welche angreifender und aufreibender ist; ich möchte allerdings glauben, dass die Dysenterie mehr zu fürchten ist als das Fieber, denn letzteres ist an der Küste des nördlichen Südamerika selten tödtlich (mit Ausnahme des gelben Fiebers), und ein einigermassen kräftiger Körper wiedersteht bei Anwendung richtiger Gegenmittel stets und erholt sich sehr rasch; die Dysenterie aber wirkt unablässig langsam fort, untergräbt langsam schleichend die Kräfte, und erzeugt einen allgemeinen tiefen Schwächezustand, der schliesslich bei einem eventuellen Rückfall dem Anprall der Krankheit nicht mehr gewachsen ist; und diejenigen, welche die schwere Dysenterie überstehen, haben häufig später an den Folgen derselben zu leiden, welche sich meist in allgemeinen chronischen Störungen der Verdauungsorgane äussern. Die Disposition verschiedener Personen ist hierin merkwürdig verschieden; manche neigen ausschliesslich zum Fieber, andere zur Dysenterie; ich selbst habe während meiner sämmtlichen 21 Monate langen Reisen niemals auch nur den leisesten Anfall von Dysenterie gehabt; dagegen wurde ich mehrfach in Venezuela vom Fieber geplagt, dessen Heftigkeitsgrad sich allerdings mit zunehmender Dauer des Aufenthalts andauernd abschwächte, sodass ich in den letzten 6 Monaten meiner

Reise in Colombia auch nicht einmal Kopfschmerzen gehabt habe.

Die Fieber sind äusserst mannichfaltiger Natur; manche treten mehrere Tage hintereinander auf, führen zu einer Krisis, häufig schon am zweiten Tage, und nehmen dann rasch ab, unter Hinterlassung sehr grosser Schwäche; mein erstes Fieber dauerte nur 3 Tage, während welcher ich fast ununterbrochen schlief; es ist dies eine günstige Form des Fiebers, in welcher man wenig von der Krankheit merkt; unangenehmer sind diejenigen Fieber, während welcher der Kranke nicht schlafen kann. Andere Fieber sind die sogenannten Sumpffieber, eine Art Malaria, welche mehrere Tage dauern, aber später häufig bei irgend einer Gelegenheit wiederkehren, sodass man den Fieberstoff nie ganz aus dem Körper zu verlieren scheint. Eine weitere Art sind die Wechselfieber, an welchen ich auch einmal litt; sie treten meist einen um den andern Tag auf, und heissen daher Terciana, da die Bewohner den ersten Fiebertag mitzählen, sodass der zweitfolgende Tag als dritter betrachtet wird; sie sind sehr lästig, da sie eigentlich jede Thätigkeit für längere Zeit aufheben; ich kannte Leute, welche mir sagten: „morgen kann ich mich Ihnen nicht widmen; denn morgen habe ich mein Fieber; übermorgen aber wollen wir irgendwohin reiten; denn übermorgen bin ich ganz gesund.“ Häufig hat man die Ansicht, dass man das Fieber dort curiren müsse, woher man es sich geholt habe; mein Diener war einmal im Hafen Villamizar bei Cúcuta im Staate Santander vom Fieber befallen worden, welches volle 10 Monate mit Unterbrechungen in Cúcuta anhielt; endlich rieth man ihm, nach dem Hafen zurückzugehen; er that dies, badete täglich 5 mal im Zuliastrom und das Fieber verschwand in der That. Die Fieber bedürfen zuweilen einer längeren Zeit, ehe sie zum Ausbruch

gelangen; ich habe bemerkt, dass einmal erst nach drei Wochen ein Fieber bei mir zum Vorschein kam, welches ich nur aus einer bestimmten Gegend, dem Urwalde von Zulia am Maracaibosee, bezogen haben konnte.

Auch ist das gesunde Höhenklima durchaus kein Schutz gegen das Fieber; die Ansicht, dass, wer die Tieflandslandschaften überwunden habe, nunmehr kein Fieber zu erwarten habe, ist durchaus falsch; hat man einmal den Fieberstoff in sich aufgenommen, so bricht die Krankheit auch im Hochgebirge aus, wenn auch vielleicht nicht in dem extremen Grade, welcher im Tiefland häufig ist. Im Allgemeinen fühlt man zuerst eine Stockung der Beweglichkeit der Extremitäten, man kann zum Beispiel seine Hand nicht mehr mit der gewohnten Leichtigkeit schliessen; ich hatte während des Fiebers häufig das Gefühl, als ob meine Finger doppelt so dick seien als sonst. Starkes Ziehen in den Beinen, namentlich in den Waden, lässt sich gleichzeitig spüren, dann treten die so charakteristischen Gürtelschmerzen (dolor de la cintura) ein, welche sich in der Höhe der Eingeweide quer um den ganzen Leib ziehen; ein weiteres Stadium sind die Rückenschmerzen, und endlich folgt wildes Hämmern im Kopfe, und eine halbe Besinnungslosigkeit, sowie völliger Mangel an Appetit; bald darauf wird man gewöhnlich von dem Anfall überwältigt und muss sich ins Bett oder in die Hängematte legen. Je nach der Stärke des Anfalls tobt die Krankheit dann eine Zeitlang im Körper, und verschwindet ganz plötzlich, jedoch mit Zurücklassung einer ganz erstaunlichen Schwäche; bald erfolgt eine rasche Zunahme der Kräfte und mit ihr stellt sich ein maassloser Appetit ein, welchem die völlige Genesung auf dem Fusse folgt.

Man curirt das Fieber meist durch mehr oder weniger starke Dosen Chinin; wobei jedoch zu bemerken ist, dass

das Chinin durchaus kein indifferentes Mittel ist, denn erstens wirkt es nur, wenn es in richtigen Dosen und zur richtigen Zeit, d. h. etwa 4 Stunden vor dem Maximum des Anfalls gegeben wird; andererseits hinterlässt es Verdauungsstörungen und Taubheit; ich selbst habe die letztere mehrfach an mir beobachtet; endlich scheint es unheilvollen Einfluss auf die Augen zu haben; jedenfalls ist es durchaus verkehrt, häufig Chinin als Präservativmittel zu gebrauchen, da dann im Falle eines wirklichen Fiebers der Körper bereits so daran gewöhnt ist, dass keine Wirkung mehr erfolgt. Bei den Eisenbahnbauten von Rio Chico in Venezuela bedienten sich die Angestellten und Arbeiter der Chinoidintinctur, nach der deutschen Pharmakopöe bereitet, als Präservativmittel und zwar mit geradezu glänzendem Erfolge. Dort, wo leidliche Aerzte vorhanden sind, bekämpft man das Fieber nach europäischer Art und mit europäischen Mitteln; in Ortiz in den Llanos Venezuelas stopfte man mich mit Aconitin, Digitalin, Strychnin-Arseniat und Salicylpillen vollständig voll; dennoch trat die Wirkung nicht rascher ein als bei dem einfachsten aller Mittel, welche ich kennen gelernt habe und mit welchem man mir in einem elenden Wirthshause auf dem Lande das Fieber vertrieb, nämlich mit starkem Schwitzen; ich trank 3 Tage lang andauernd glühend heisses Zuckerwasser mit eingetröpfeltem Safte der bitteren Limón-Frucht; man packte mich in alle verfügbaren Decken ein, und schon am folgenden Tage war das Fieber gebrochen; ich habe seitdem nie verfehlt, grössere Mengen Limón mitzuführen und dasselbe mit gutem Erfolge als Präservativmittel benutzt; überall, wo ich nach langer heisser Reise ankam, liess ich mir Limón-Wasser macheu; das Mittel hat auch den grossen Vortheil der Billigkeit, insofern man die Früchte einfach an der Strasse von den Bäumen pflückt.

Unbedingt ist es zu empfehlen, gewisse Vorsichtsmassregeln auf der Reise zu beobachten; sich des Wassergenusses zu enthalten, halte ich für unnöthig; und solches empfehlen auch gewöhnlich nur diejenigen Leute, welche zwischen bewohnten Ortschaften reisen und stets andere Getränke zur Verfügung haben; wer aber wirklich grosse Strapazen auf langen dürren trockenen Wegen hinter sich hat, der stürzt sich auf das erste beste schmutzige Wasserloch, um das köstliche Nass zu schlürfen; da fragt man nicht lange, ob das Wasser lau oder kalt, gut oder schädlich sei; sondern man trinkt einfach so lange bis man seinen brennenden Durst gestillt hat. Wohl aber ist es dabei sehr empfehlenswerth, stets eine Flasche mit Rum, Cognac, oder dem in Lande selbst destillirten, häufig recht guten Zuckerrohrschnaps, aguardiente de caña (auch, wenn er mit Anis versetzt ist, anisado genannt), mitzuführen und vor dem Wassergenuss einen tüchtigen Schluck zu nehmen; ich habe stets diese Vorsicht beobachtet, dann aber auch sowohl das eisige Wasser des Hochgebirges, welches die Zähne schmerzen macht, wie auch das bis über 30° erhitzte Wasser der Tieflandsflüsse als auch das faule schmutzige Wasser sumpfiger und wasserarmer Gegenden genossen, und es hat mir niemals geschadet.

Eine andere Vorsicht ist nothwendig: nämlich die Haut nicht erkalten zu lassen; bei den wahrhaft fabelhaften Mengen vergossenen Schweisses erkaltet die Haut leicht, sobald man zur Ruhe kommt. Da habe ich dann stets, selbst wenn ich im Walde übernachtete, Brust und Rücken sowie den Unterleib mit dem erwähnten Branntwein gerieben, wodurch die Haut sogleich eine gleichmässige Wärme erhält, die sich alsbald dem übrigen Körper mittheilt; natürlich ist es selbstverständlich nothwendig, auf Reisen in den Tropen stets

wollenes Unterzeug zu tragen. An die von der Wolle ausgestrahlte Hitze gewöhnt man sich schon nach 8 Tagen consequenter Durchführung, obwohl ich zugebe, dass es im Anfang etwas Ueberwindung kostet. Späterhin aber spürt man keine unangenehmen Einflüsse der Wolle mehr; und die geringen Nachtheile derselben werden hundertfach aufgewogen durch ihren weitgehenden Nutzen in hygienischer Beziehung.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Stadt Ciénaga zurück. Das „Hotel Cataño", in welchem ich einquartirt war, ist ein kleines Gebäude mit Strohdach, welches eigentlich nur 3 Zimmer hatte; in dem einen, mittleren, befand sich ein Billard, an welchem stets eine Unzahl von Anwesenden sich die Zeit vertrieben und einen solchen Lärm vollführten, dass es eine Qual war, im Nebenzimmer zu leben. Dieses Nebenzimmer enthielt zwei sogenannte Betten, catres, welche fast genau unsern „Esel" genannten Gestellen gleichen. In der Mitte des Zimmers spannte ich meine Hängematte aus. Ferner bestand die Einrichtung aus einem Miniaturtischchen, einem Stuhl und einem Waschtisch, an welchem sich regelmässig morgens sämmtliche Hausbewohner wuschen; er musste also der einzige seines Zeichens sein. Das dritte Zimmer auf der andern Seite des Billards nahm ein Schnaps- und Käseladen ein. Hinter dem Billardzimmer befand sich im Hofe eine Art Corridor, in welchem man speiste. „Esmero, prontitud y solidez" *) versprach das „Hotel"; in der That aber war es ziemlich elende Bedienung und eine arge Schmutzwirthschaft. Vom Esstisch hatte man die erbauliche Aussicht in einen völlig kahlen Hof, in welchem unter einem Strohdach in den traurig engsten Ver-

*) Reinlichkeit, schnelle Bedienung und Solidität.

hältnissen die „Hotelküche“ eingerichtet war. Merkwürdigerweise befand sich auch eine Art Abtritt im Hofe, was allerdings nur in den Küstenstädten des nördlichen Südamerika der Fall ist; im Innern kennt man solche Institute überhaupt nicht; über die sich aus diesem Mangel entwickelnden Situationen wollen wir ein vielsagendes Schweigen breiten. Einen Pferdestall gab es nicht; es ist das ein Ding, welches man im Staate Magdalena ebenfalls eigentlich nicht kennt, während man in Venezuela überall, wenigstens in den besser gestellten Häusern sehr gut und zweckmässig eingerichtete Ställe findet. Die Pflege der Thiere ist daher im Staate Magdalena eine ziemlich unbekannte Grösse; man wirft denselben einfach Futter hin und bekümmert sich nicht weiter um sie.

Dieser Mangel bereitete mir bald allerlei Unannehmlichkeiten; denn es galt nunmehr, Maulthiere für die Landreise zu kaufen; es ist dies ein ebenso heikles Geschäft wie bei uns in Deutschland der Pferdeverkauf, nämlich insofern, als man sehr übers Ohr gehauen werden kann. Zum Glück waren mir zwei Umstände günstig; denn erstens verstand mein venezolanischer Diener etwas von Maulthieren und andererseits hatte ein Herr Francisco Durán, an welchen ich empfohlen war, und von dem als Kenner des Landes ich recht werthvolle Rathschläge für die Reise erhielt, gerade eine Anzahl von Maulthieren zu verkaufen, die mir sein mayordomo, d. h. sein Gutsverwalter vorführte. Der Maulthierkauf pflegt sich in bestimmten Formen zu bewegen; der Verkäufer nennt einen sehr hohen Preis; der Käufer erklärt, er werde nur die Hälfte geben; z. B. bot man mir ein Thier zu 130 pesos an, ich bot nur 70; allmählig kamen wir auf 110 resp. 90; auf 110 wollte der Verkäufer nun aber ganz sicher stehen bleiben und als ich erklärte, dass ich höchstens 100 geben würde, schalt er

sehr, nahm sein Thier am Zügel und verschwand; ich wusste sehr wohl, dass er nach 5 Minuten wiederkommen würde; und ich täuschte mich nicht darin; denn nach 5 Minuten kam er thatsächlich wieder und die Einigung erfolgte rasch; dann hat der Käufer noch das Recht, etwas „de ñape," d. h. eine kleine Extragabe zu verlangen; diesmal erhielten wir ein Fläschchen mit Haaröl; ein andermal erhält man 50 Cigarren oder irgend eine andere Kleinigkeit. In ähnlicher Weise kaufte ich ein zweites Thier für 75 pesos; diese Preise sind gegenüber den venezolanischen sehr billig; denn die Thiere waren stark und gut und ich habe keinen Augenblick bereut, sie gekauft zu haben. Aber es war auch eine besonders günstige Zeit zum Maulthierkauf; denn infolge der Revolution waren eine Menge wahrscheinlich im Innern confiscirter Thiere mit den Regierungstruppen nach der Küste gelangt und wurden hier nun für billige Preise losgeschlagen.

Nachdem ich meine Thiere gekauft hatte, beschloss ich sofort nach Santa Marta aufzubrechen, da in der Umgebung von Ciénaga kein Feld für meine Studien zu finden war. Ich sah mir nur noch eine 45° warme eisenhaltige Therme nahe am Rio Córdoba am Westfuss des Gebirges an, und holte am 19. Januar Herrn Nestler aus seiner Hacienda heraus, um mit ihm Santa Marta noch am Abend zu erreichen.

Die prachtvolle Vegetation vom Rio Córdoba setzt sich noch bis zum folgenden, in $^3/_4$ Stunden zu erreichenden Flusse Papares (Toribio) fort; zu beiden Seiten des Weges wucherten die verschiedenartigsten Vegetationsformen, unter denen namentlich auch Palmen auffielen; Schlinggewächse, Lianen, Orchideen fehlten nicht; in dieser entzückenden Pracht liegt am Rio Papares die stolze schlossartige Hacienda gleichen Namens, dem „König von Santa Marta", Don Manuel Julian de Mier gehörig. Im Flusse Córdoba wuschen die Wäsche-

rinnen in halbevaitischem Costüm die Wäsche der Stadt Ciénaga, sodass wir es vorzogen, nicht aus dem Flusse zu trinken; der Rio Papares bereitete uns eine andere Schwierigkeit; es war nämlich Mitte December ein ganz besonders starker Regen an der Küste von Santa Marta gefallen, sodass starke Ueberschwemmung verursacht worden war, welche den kleinen und wenig Wasser führenden Rio Gaira, dessen Fluthen beim Uebergang mit Maulthieren diesen kaum bis an die halbe Höhe des Unterschenkels reichen, so anschwellen lassen, dass er die noch über ihm angelegte eiserne Brücke der Eisenbahn Santa Marta-Ciénaga weggerissen und viele hundert Meter weit aufs Feld geworfen hatte.

Unter ähnlichen Folgen der Wasserfluth litt auch noch die Mündung des Rio Papares; die Furt war verlegt worden, und als wir übergehen wollten, war Niemand zur Stelle, der uns die neue Furt hätte zeigen können. Dazu kam, dass die Fluthwelle des Meeres die Mündung vertieft hatte; weiter oberhalb aber fliesst der Fluss im tieferen engeren Canal; in den nassen lockeren Sand sanken die Thiere mit den Füssen ein und gingen überhaupt nicht sicher, da sie durch die andrängenden donnernden Wogen des Meeres erschreckt waren.

Endlich gelangten wir mit Hülfe eines gerade des Weges kommenden Knechtes glücklich hindurch; man ersieht aber hieraus, in welch' beneidenswerthem Zustande sich der Weg zwischen den beiden Hauptstädten des Staates Magdalena befindet.

Wie sehr die Vegetation von der Flussnähe abhängt, zeigt sich deutlich an dem Umstande, dass die gesammte Ueppigkeit der Pflanzenwelt an der Westküste der Nevada sich nur zwischen den Flüssen Cordoba und Papares zusammendrängt; sowie man den Rio Cordoba nach Süden hin über-

schritten hat, geräth man in die salzige Strandebene von Ciénaga; und sowie man nach Nord hin über den Rio Papares gesetzt ist, befindet man sich in einer mit Cactus, Dornen und Gestrüpp bestandenen Landschaft; zur Linken donnert das Meer; über der Brandung schweben in grossen Mengen die Kormorane, welche, mit erstaunlich langen Schnäbeln bewaffnet, blitzschnell herabstürzen, um die Fische zu erhaschen, welche sie von weit oben herab erblickt haben müssen.

Jenseits des Rio Papares tritt der Gneissgranit, welcher den nordwestlichen Theil des Gebirges von Santa Marta zum grossen Theile zusammensetzt, in Form kleiner Hügel an die Küste heran; der Weg zieht in ewigem Auf und Ab zwischen diesen Hügelchen einher, und erreicht auf der gegenüberliegenden Seite des Gebirgsvorsprungs die Eisenbahn, welche von Santa Marta ausgehend, im Januar 1886 bis nach einer Quebrada nahe bei La Palma gelangt war.

Wir hatten die Absicht, in der Eisenbahnstation La Palma zu frühstücken; da aber weder Herr Nestler, noch sein Diener noch wir des Weges kundig waren, so verfehlten wir den Eingang zu dem seitwärts gelegenen Hause und ritten über eine Stunde lang über dasselbe hinaus; sodann verfehlten wir auch noch den Weg und geriethen unmittelbar an das Meer, wo wir im tiefen Sande einherzogen, bis uns endlich die Diener vom Wege aus zuriefen; wir fanden, dass wir schon nahe bei einer kleinen Saline waren, welche dicht vor Gaira liegt: infolgedessen beschlossen wir bis Gaira durchzugehen, und langten etwa um 2 Uhr dort an, wo wir im Hause eines dorthin in die „Sommerfrische“ (wenn man so sagen darf) gegangenen Rechtsgelehrten aus Santa Marta unser verspätetes Frühstück einnahmen. Wie man in Gaira seine Villeggiatur aufschlagen kann, ist mir unerfindlich;

denn das armselige Dorf bietet nichts, was irgendwie Bequemlichkeit oder Naturschönheit genannt werden könnte. Es ist durch eine kleine Hügelkette von der See abgeschlossen. Der Weg von La Palma bis Gaira ist eine der hässlichsten Strecken, die man im Laude findet; endloses Cactusgebüsch, Sand und wahre Wolken von Mosquitos und Jején, sodass selbst die Maulthiere ihren Schritt beschleunigten. Auch hat man weder Aussicht auf das Meer noch auf das Gebirge: nur hier und da sieht man einmal das erstere mit dem ganz hübsch geformten, weit vorspringenden Cap Gaira; zuweilen sieht man auch einmal den Horqueta genannten gegabelten Gipfel des nordwestlichen Nevadazweiges; doch sind diese Momente sehr selten.

In Gaira beschlossen wir den Zug nach Santa Marta zu benutzen, welcher zweimal in der Woche, Dienstag uud Sonnabend, verkehrt, und zwar Dienstag, um Don Manuel Julian de Mier von Santa Marta nach dem Rio Papares und nach seiner Hacienda zu bringen, Sonnabend, um ihn wieder nach Santa Marta zurückzuschaffen. Die Diener mit den Maulthieren schickten wir nach Santa Marta, mit der Bestimmung, ein Zimmer zu suchen. Wir selbst hatten das Vergnügen, in dem „Bahnhofe" von Gaira 2 Stunden warten zu müssen, da der Zug sich arg verspätete. Dieser Bahnhof besteht aus einem der schmutzigsten und elendsten Ranchos im Staate Magdalena und wird von einem halbnackten Bahnhofs-Inspektor, der gleichzeitig Weichensteller ist, bedient. Die übrigen Insassen waren 4 Frauen, deren Anzahl die der Männer im Staate Magdalena überhaupt stets beträchtlich übersteigt, vermuthlich infolge der endlosen Revolutionen, die, wenn auch der Menschenverlust relativ gering ist, doch immerhin eine ganze Reihe von männlichen Existenzen vernichten. Als endlich der Zug mit grossem Lärm daherkam,

fand ich, dass er von einem Deutschen geleitet wurde, welcher ursprünglich an der Barranquilla-Eisenbahn angestellt gewesen war und nun den Hauptbetrieb der Santa-Martabahn besorgte. Durch ebenes Land, zwischen dem Hauptgebirgsstock und einem aus schönen Muscovitgneiss bestehenden Hügelzug an der Küste führt die Bahn; die Vegetation ist hier wieder weit üppiger, weil zwei Flüsse, der Rio Gaira im Süden und der Rio Manzanares im Norden bei Santa Marta das Land bewässern. So kam ich um 5½ Uhr Nachmittags in Santa Marta per Eisenbahn an, was ich mir auch vorher nicht hätte träumen lassen; denn in Venezuela wusste man von dem Bau der Santa-Martabahn durchaus nichts, wie denn überhaupt die wechselseitige Kenntniss beider Republiken von einander äusserst gering ist.

Drittes Capitel.

Santa Marta und Umgebung.

Die Stadt Santa Marta präsentirt sich recht hübsch und ist weitaus das Beste, was ich im Staate Magdalena gesehen habe. Kenner dieser Stadt werden allerdings aus dieser Bemerkung schliessen können, wie traurig der ganze übrige Rest des Staates beschaffen sein muss.

Die Stadt liegt in der Ebene des Manzanaresflusses hart am Meere; dreiviertel eines Kreises nehmen die Berge ein, welche im Norden und Süden der Stadt zu etwa 400 m Höhe aufsteigen und gegen Ost, etwa 1 Stunde von der Stadt, näher zusammentreten, nur das allerdings ziemlich breite Thal des Rio Manzanares zwischen sich lassend. Ihre Abhänge sind kahl, mit Cactus, Agaven und Dornen bestanden; gegen West streichen sie gegen die Küste aus und stürzen hier steil ins Meer hinab; den weiten Theil des Kreises nimmt die Bucht von Santa Marta ein, an deren Ausgang eine kleine Insel, der Morro liegt, auf welchem ein Leuchthaus mit Signalstation steht; die Bucht ist so tief, dass selbst die tiefgehendsten grossen Dampfer bis wenige Meter an den Strand herankommen können. Blau schimmert das Meer und die blendende Sonne bestrahlt die Schaumköpfe und tanzenden Wellen des durch die ungemein starke Brise

aufgeregten Meerbusens; ein schönes Bild, an dem man sich lange und gern erfreut. Namentlich von den beiden den Hafeneingang zu beiden Seiten flankirenden, allerdings völlig verfallenen alten spanischen Forts San Juan und San Vicente hat man einen prachtvollen Blick über Meer und Land; leider contrastirt das Innere der Stadt Santa Marta allzusehr damit.

Diese zweitälteste Stadt des spanischen Amerika wurde von Rodrigo de Bastida am 29. Juli 1525 gegründet und bereits 1529 zum Bischofssitz erhoben; 1562 wurde diese Einrichtung durch Papst Paul IV. wieder aufgehoben, aber durch Gregor XIII. wieder hergestellt. Sie entwickelte sich sehr rasch, und wetteiferte bald mit Cartagena, obwohl sie mancherlei Unglückszeiten zu überstehen hatte. 1543 plünderte sie der Flibustier Robert Baal, 1555 der Franzose Pierre Braques; 1576 zerstörten sie die Tupes-Indianer in Verbindung mit anderen Stämmen unter Führung des Kaziken Coropomeima; indess unterdrückte der Gouverneur Lope de Orozco bald diesen Aufstand. 1596 legte Francis Drake sie in Asche; dann zeigte sich der Pirat Cristóbal Cordello, welcher jedoch zurückgeschlagen wurde. Im Jahre 1600 gelang es den Indianern in der Stärke von angeblich über 10000 Mann nochmals die Stadt zu blockiren, allein mit Hilfe der Artillerie schlug sie der Gouverneur Guiral Blin zurück. Auch im Jahre 1623 hatte die Stadt abermals einen Angriff der Tupes-Indianer zu bestehen; 1629 entführte der holländische Pirat Adrian Pater die Artillerie aus dem Fort San Juan, und die Werthgegenstände der Kirche, sah sich aber, auf dem Meere angegriffen, genöthigt, seine Beute ins Meer zu versenken. 1655 wurde Santa Marta durch Guillermo Gauson vollständig zerstört und 1672 hatte es dasselbe Schicksal von 2 englischen und französischen Piraten zu erdulden, die sogar

den Bischof Piedrahita entführten und nach Panamá schleppten. Dennoch erholte sie sich immer wieder und bildete Jahrhunderte hindurch einen der wichtigsten Handelsplätze des spanischen Amerika. Auch das Erdbeben vom 22. Mai 1834, welches etwa 100 Häuser und die Kirchen beschädigte, überstand die Stadt; als aber 1851 die Gründung der Magdalena-Dampfschiffahrt den Verkehr nach der Magdalena-Mündung ablenkte, da sank die Stadt in erschreckendem Maasse; die Dampferlinien, welche früher die schöne Bucht von Santa Marta angelaufen hatten, gingen sämmtlich nach Sabanilla über; heute verkehren nur noch 2 Dampfer monatlich in Santa Marta. Doch betrug die Einnahme des Zollhauses 1876/77 noch über 65 000 pesos: allein auch die endlosen Revolutionen, in welchen man noch 1884 Häuser abbrach, um Verschanzungen aus ihnen zu machen, und welche ganz besonders immer den unglücklichen Staat Magdalena verheerten, gaben ihr vollends den Rest; heute ist Santa Marta vollständig bedeutungslos; die bedeutenderen Familien sind meist nach Barranquilla und Ciénaga übergesiedelt, die Häuser stehen reihenweise leer und verschlossen; die Thüren fallen zusammen, die Gitterfenster hängen zerbrochen heraus; der Kalk fällt von den Wänden und die Ruhe des Todes lagert über der Stadt. In den breiten, übrigens wohl niemals gepflastert gewesenen Strassen ist nur sehr wenig Leben; die Stadt macht den Eindruck einer kleinen Provinzialstadt des Innern, nicht mehr den einer Handelsstadt. Dieselbe war so sehr Handelsstadt, dass Ackerbau fast garnicht in der Nähe getrieben wird; Läden sind kaum vorhanden und falls man einen solchen findet, so enthält er meist nur einige bereits ausgetrunkene Schnapsflaschen; sonst wird das Allernothwendigste verkauft, also Brod, Fleisch, Bananen, Yuca, Eier und andere Lebensmittel. Diese kommen vielfach von

Ciénaga; ununterbrochen sind kleine Kähne unterwegs, um die Reste der Bewohner Santa Marta's zu verproviantiren. Nur die Markthallen bieten noch ein etwas lebhafteres Bild, weil die allerdings auch sehr spärlichen Bewohner der Umgegend zum Zwecke des Verkaufs ihrer Produkte dort zusammenkommen.

Santa Marta hat nur noch Bedeutung als Sitz des Bischofs und einiger Erziehungsinstitute, z. B. des Colegio des Padre Celedón, sowie namentlich als Hauptstadt des Staates Magdalena. Es ist Sitz des Präsidenten des Staates, oder, wie der Titel nach der 1885 erfolgten Aufhebung der Souveränität der Staaten Colombias heisst: Jefe civil y militar; diesem zur Seite steht der General Secretär. Für beide Herren hatte ich Empfehlungsbriefe und wurde sehr freundlich aufgenommen und mit Briefen nach dem Innern versehen; überhaupt sind mir die Regierungskreise stets sehr liebenswürdig entgegengekommen; doch nützt ihr Einfluss wenig, sodass ich zuletzt die Briefe gar nicht mehr abgab. Man thut besser, sich an die Hacendados, die Grossgrundbesitzer, sowie namentlich an die kleinen Bauern im Innern zu halten; namentlich bei letzteren trifft man fast stets auf echte treuherzige opferwillige Gastfreundschaft.

In Santa Marta hatte ich ein grosses schönes Zimmer bei der Wittwe Doña Antoniita Zúñiga in der Calle de San Francisco gefunden, am oberen Ausgange der Stadt, obwohl es mir lieber gewesen wäre, eine Wohnung am Hafen zu erhalten, da die Aussicht auf die Bucht und das Meer wirklich sehr anziehend ist. Indessen befand ich mich dort sehr wohl, erhielt leidliches Essen, obwohl Doña Antoniita jammerte, Santa Marta sei so heruntergekommen, dass man verhungern müsse; ich bezahlte 4 pesos (16 Mk. 80 Pf.) täglich für die gesammte Wohnung und Beköstigung für mich und meinen

Diener. Die Maulthiere hielten wir im Hofe, da es keinen Pferdestall gab; ich schickte meinen Diener aus, einen solchen zu suchen, allein er behauptete, es gäbe in ganz Santa Marta keinen anständigen Stall; übrigens ist es auch stets angenehmer, die Thiere unmittelbar an der Hand unter eigener Aufsicht zu haben, da in fremden Häusern die Controlle stets sehr gering ist.

Hier im Hause litt ich weniger von der ungemein grossen Hitze, die in Santa Marta stets herrscht, wenn keine Brise vorhanden ist; diese letztere ist aber, wenigstens im Januar, häufig; in den stark erhitzten Kessel von Santa Marta stürzen von allen Seiten die Winde hinein; in den Strassen wirbelt der Sand auf und Hüte fliegen unausgesetzt umher; der in Santa Marta Tag und Nacht herrschende Wind ist wirklich von ganz ungeheurer Stärke und Dauer, und mildert die Hitze sehr; sobald er aber nachlässt, fühlt man dieselbe desto mehr; der heisseste Monat soll der Mai sein; während meiner Anwesenheit stieg das Thermometer selten über 30,5° im Schatten. Das Klima von Santa Marta soll zur Regenzeit nicht gerade gesund sein; doch habe ich nie von besonders grosser Sterblichkeit gehört.

In der Stadt Santa Marta ist ausser einigen recht hübschen Privathäusern eigentlich nur die Kathedrale sehenswerth; dieselbe ist allerdings wirklich recht hübsch; nicht allzu gross, bietet sie harmonische Formen und ein reiches Inneres; die mit Gold reich verzierte Kanzel ist ein Schaustück und das Ganze macht einen recht wohlthuenden Eindruck; ein Thurm und eine Kuppel stören denselben nicht; unter den Privathäusern giebt es einige dreistöckige mit Balcons und Verandas und reichem Blumenflor im Innern; die Stadt macht noch in ihrem Verfall einen entschieden viel bedeutenderen, ich möchte sagen, städtischeren Eindruck als das

bizarre Barranquilla, welches weder Fisch noch Fleisch ist, weder noch Fischerdorf, noch auch schon eine echte Stadt.

Von Santa Marta aus besuchte ich nun die umliegenden Bergzüge, soweit die Wege es gestatteten. Zunächst begab ich mich nach dem kleinen Fischerdorfe Taganga, welches nördlich Santa Marta hinter der die Stadt im Norden begrenzenden Kalkschieferkette liegt; die nordwestlichsten Ausläufer des Nevadagebirges streichen hier gegen die Küste aus und fallen steil ins Meer hinab; angeklebt an die Felsmassen, auf kleinem Uferstrand liegt Taganga, kaum 30 Hütten zählend. Die ganze Umgegend von Santa Marta kommt überhaupt in demselben Maasse herunter, wie die Stadt selbst; von Gaira habe ich schon gesprochen; dasselbe gilt auch von den Dörfern im Thale des Rio Manzanares; man zählt 3 Dörfer, San Pedro, Mamatoco und Bonda; San Pedro zeichnet sich dadurch aus, dass hier der Befreier der 5 nördlichen südamerikanischen Republiken, Simón Bolivar, im Jahre 1830 aus dem Leben schied; sein Sterbehaus ist ein kleines unscheinbares Gebäude, in welchem einige Erinnerungsstücke aufbewahrt wurden. Bonda besitzt eine gewisse Industrie, nämlich Thonwaaren; überall in den heissen Küstengegenden benutzt man Thonkrüge zum Aufbewahren des Wassers, und man bedient sich auch thönerner Becher, anstatt der Gläser. Diese Gegenstände verfertigt die Bevölkerung von Bonda; dazu die mannigfachen im Hausrath gebräuchlichen grossen Bütten und Wasserkrüge, welche die Frauen auf dem Kopfe balanciren, wenn sie, um Wasser zu holen, nach dem Flusse hinabgehen. Man sieht häufig Nachmittags eine ganze Carawane von Frauen, auf Eseln reitend und umgeben von Thongeschirren den Waldpfad nach Santa Marta ziehen; indess nimmt auch diese Industrie allmählig ab, da ja die Bevölkerung der Stadt sinkt. Das dritte Dorf Mamatoco bietet

nichts Interessantes; die Hitze ist in diesen im Manzanaresthal zwischen Bergen völlig eingekeilten, elenden und schmutzigen Orten bedeutend stärker als in Santa Marta, da die frische Brise hier fehlt; es besteht vielmehr meist Windstille, und die erhitzte Luft flimmert dann und zittert über der ausgedehnten Cactusebene. Zur selben Zeit, als ich in Santa Marta höchstens 30°5 zur Zeit der grössten Hitze (2p.) notirte, fand ich in Mamatoco 35° und selbst noch darüber. Die Entfernung Mamatocos von Santa Marta beträgt aber nur etwa 4 km.

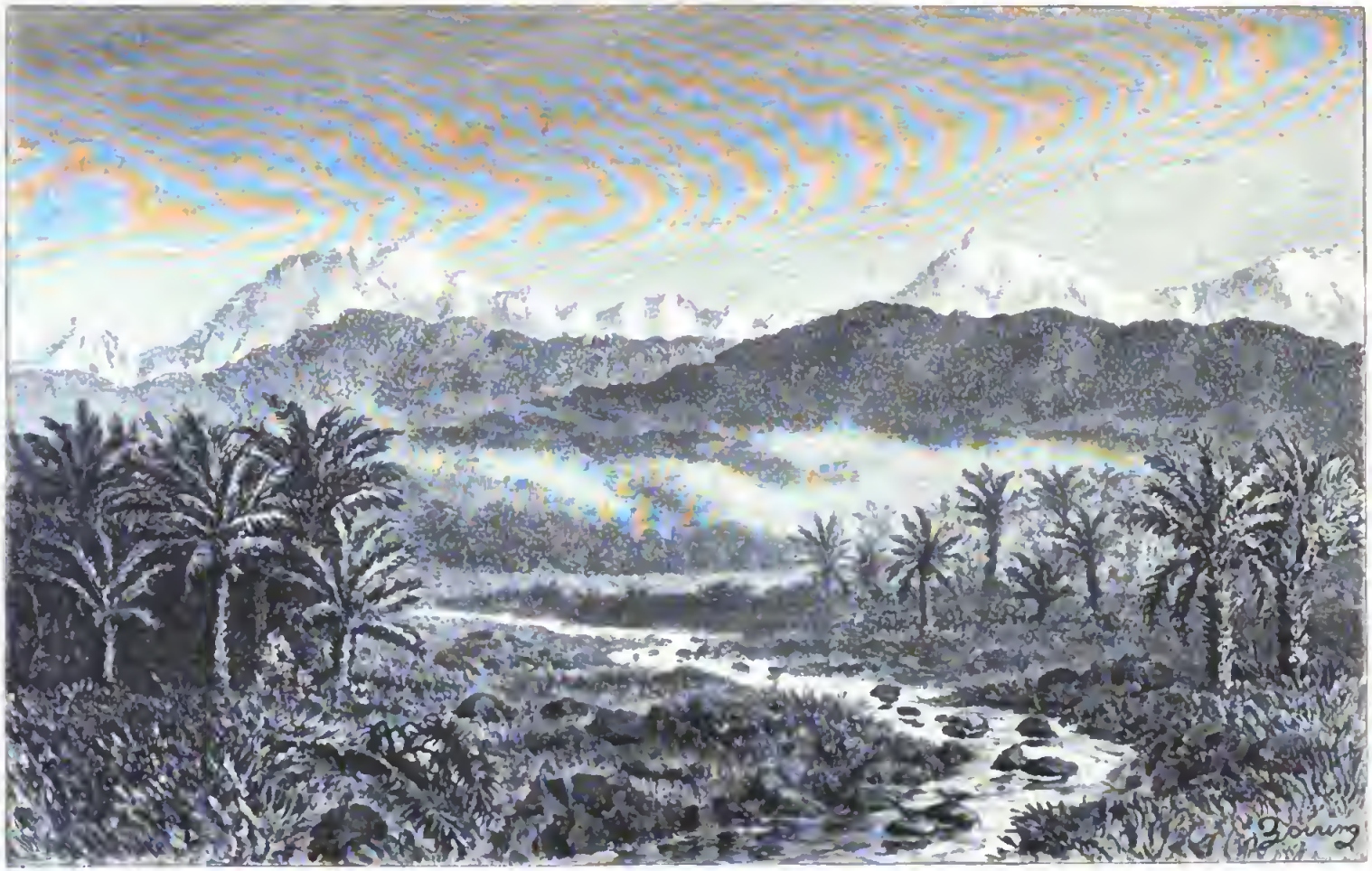
Von Mamatoco aus zweigt sich der Weg nach der Kaffee-Hacienda Minca ab, welche am Abhang des San Lorenzo-Gebirges am linken Ufer des Rio Gaira liegt; der Weg dorthin führt zunächst über leicht gewelltes Hügelland und steigt dann zur Seite eines kleinen Gebirgsbaches, der Quebrada de Mamatoco aufwärts, welche mehrmals überschritten wird. Hier erfrischt sich das Gemüth an dem prachtvollen Walde, welcher dem belebenden Element des kleinen Baches sein Dasein verdankt. Ungeheure Mengen von Schmetterlingen gaukeln im Sonnenschein, dessen Streiflicht auf den moosbewachsenen Boden fällt; man wandelt wie auf einem Teppich und hat sich nur zu hüten, dass man nicht in den ungemein dicken, die Stärke von Schiffstauen erreichenden Ranken der Lianen hängen bleibt; oder gegen einen von rechts oder links schief über den Weg liegenden Baumstamm gequetscht wird, oder gar an einem solchen, unter dem man gerade noch durchzukommen hoffte, sich den Schädel einschlägt. Bald steigt der Weg stärker an; treppenartig, stufenweise gelangen wir aufwärts; die Maulthiere haben mit aller Kraft ihrer ausdauernden Muskeln zu arbeiten, um sich und die Last des Reiters von einer derartigen Stufe nach der nächsthöheren hinaufzuschaffen; bald gelangen wir an einen ebenso steilen

Abstieg, in welchem wir wieder verlieren, was wir an Erhebung bereits gewonnen zu haben glaubten; abermals steigt der Weg dann steil aufwärts; er ist so schmal, dass man häufig mit den Beinen an die Seitenwände scheuert. Regengüsse haben ihn ausgewaschen und zerstört und kein Mensch denkt daran, ihn je wieder auszubessern; ist doch die Hacienda Minca selbst vollständig im Verfall. Dieselbe liegt inmitten prachtvollen Waldes, wenige Meter oberhalb des Rio Gaira, der in gewundenem ungangbarem Thal dahinfliesst; es steht nur ein einziges Haus daselbst, überhaupt wohl das einzige, welches in der Umgegend von Santa Marta im Gebirge sich befindet. Der Besitzer dieser Hacienda ist Don Manuel Julian de Mier, der König von Santa Marta. Da ich mit Empfehlungen an den mayordomo, den Gutsverwalter, ausgestattet war, so fand ich eine freundliche Aufnahme; leider zeigte sich nur gleich im Anfang, dass kein Halm Futter für die ausgehungerten Thiere vorhanden war. Infolge dessen konnte unseres Bleibens nicht lange sein; denn auf Reisen hängt man in erster Linie von dem Wohlbefinden der Thiere ab; und dieses gründet sich ganz allein darauf, ob viel Futter vorhanden ist oder wenig; so genügsam auch die Maulthiere sind und so wenig wählerisch namentlich die Gebirgsthiere zu sein pflegen, so merkt man doch sehr bald, ob ein Thier frisch ist oder ermüdet und es giebt kaum etwas Unangenehmeres und den Reiter Ermattenderes als auf einem abgetriebenen, überarbeiteten Thier zu sitzen; langsam schleppt es sich fort, schnaubt zum Zeichen seiner üblen Laune vor sich hin, stösst überall an, wo es im frischen Zustande ohne Anstoss passiren würde, knickt sogar hier und da einmal ein, und bereitet dem Reiter die stete Furcht, dass er sein Ziel nicht mehr erreichen wird.

Indessen waren wir diesmal genöthigt, die Nacht in

Minca zuzubringen; das Essen war sehr schwach, indem es einfach aus Eiern und Milchkaffee bestand; woher die Milch genommen wurde, war mir nicht klar; denn es gab weder Kühe noch Esel noch Ziegen. Die Nacht brachte ich auf einem Tische zu, da ich noch nicht daran gewöhnt war, stets meine Hängematte mitzuführen, was in Venezuela nicht nothwendig, im Staate Magdalena aber erstes Erforderniss der Reise ist. Die Einförmigkeit der Gegend in geologischer Beziehung gestattete mir, mich am folgenden Morgen wieder zu entfernen, doch nicht ohne noch einen unerfreulichen Eindruck mitzunehmen; ich beobachtete nämlich, dass, obwohl der Rio Gaira kaum 100 Schritte vom Hause floss, die Einwohner es vorzogen, sich mit einer allgemein menschlichen Flüssigkeit zu waschen. Diese Unsitte fand ich überhaupt im ganzen Staate Magdalena allgemein verbreitet; in den verschiedensten Ortschaften, Santa Marta, Rosario, Fonseca, Rio Hacha, ja selbst auf offenem Markte in Barranquilla sah ich derartiges; und zwar sind es vor allem die Frauen, die dieser Sitte nachhängen. Als Grund wurde angeführt, dass die Haut dadurch geschmeidig gemacht und Erkältungen vermieden würden. Wie einem nach solchen Entdeckungen das von denselben Frauen gleich darauf bereitete Essen schmeckt, überlasse ich dem Leser, sich auszumalen.

Ich war froh, als ich Minca wieder im Rücken hatte, gerieth aber vom Regen in die Traufe; denn als ich gegen Abend in Masinga la Nueva ankam, fand ich, dass diejenige Frau, an welche ich mich zwecks Obdach zu wenden hatte, nach Santa Marta gegangen war, und die Tochter wollte uns keine Gastfreundschaft erweisen; Masinga besteht aus 5 Hütten, während früher 20 vorhanden gewesen sein sollen, wieder ein Beweis für den zunehmenden allgemeinen Verfall. Niemand wollte uns aufnehmen, ja man verweigerte sogar, uns Essen



Die Sierra Nevada von der Sabana de Caracoli gesehen. Originalzeichnung nach einer Skizze des Verfassers von Prof. Goring in Leipzig (zu Seite 57).

zu bereiten. Ich war im Anfang meiner Reise noch nicht auf den so ganz ausserordentlich jammervollen Zustand des Landes und die häufig vorhandene Ungastlichkeit der Landbevölkerung vorbereitet; daher musste ich hier Lehrgeld zahlen; zum Glück befand sich in der Mitte zwischen den 5 Hütten eine Art Schuppen, unter welchen ein grosser Tisch stand; derselbe diente zu allerlei Nebenarbeiten, welche für die Gewinnung des Zuckerrohrsaftes nothwendig sind; daneben befand sich nämlich ein grosser ofenartiger Kessel zum Gähren des genannten Getränkes. Auf diesem Tische richtete ich mich ein so gut es ging, und verzehrte ein höchst frugales Mahl; mit Mühe erlangten wir Futter für die Thiere, aber auch erst, nachdem ich gedroht hatte, ich würde die sämmtlichen 5 Hütten noch denselben Abend anzünden, wenn man mir nicht irgend welches Futter schaffe; ich hatte nämlich gesehen, dass sowohl Zuckerrohrfelder, wie auch Weiden am Ufer des Manzanares existirten; es lag also nur an dem bösen Willen oder der Faulheit der Bevölkerung, wenn man mir das Futter verweigerte. Ich merkte schon in diesen Tagen, dass man mit guten Worten und höflichen Anreden im Staate Magdalena nicht auskommt, sondern dass die Leute daran gewöhnt sind, möglichst scharf angefasst zu werden.

Am nächsten Morgen brach ich nach den gleich oberhalb Masinga im Gebirge gelegenen Resten indianischer Strassen auf. Dieselben beginnen gleich hinter Masinga und ziehen sich etwa eine Stunde lang in genau südöstlicher Richtung schnurgerade bergauf bergab über das 400 m. hohe Hügelland gegen den Manzanares-Fluss und über ihn hinüber nach dem Gebirge zu. Das Material besteht aus augenscheinlich behauenen und geglätteten, meist wohl dem Geschiebe des Flusses entnommenen Blöcken jenes Gneissgranites, welcher das ganze Gebirge südlich des Rio Manzanares um Minca

und Masinga zusammensetzt. Diese Blöcke sind in drei Reihen neben einander gelegt, und mit Kantsteinen auf beiden Seiten versehen; die Breite der Blöcke beträgt etwa 20 cm; die der ganzen Strasse etwas mehr als 1 m.; dort, wo die Strasse einmal die Spitze eines Hügels erreicht, stehen einige grosse Steinplatten, welche, obwohl allerdings jetzt zusammengestürzt, doch noch deutlich erkennen lassen, dass sie den Zweck einer Bank, wahrscheinlich zum Ausruhen nach dem Aufstieg erfüllten.

Jenseits des Manzanares verliert sich die Strasse im jetzt pfadlosen Dickichte des Urwalds; zuvor aber erreicht ein Seitenzweig derselben einen kleinen Hügel, eine Oertlichkeit, welche Masinga la Vieja genannt wird. Hier fand ich die steinernen Grundmauern eines Hauses; es waren gut behauene, etwa 3 Fuss lange, 2 Fuss breite Blöcke, an denen je 4 in regelmässigen Zwischenräumen von West nach Ost, je 2 in denselben Entfernungen von Nord nach Süd gelegt sind, sodass die Längsseite des Hauses etwa 18 Fuss, die Querseite 8 Fuss lang ist; daran schliesst sich eine an der Ostseite nach Nord zu laufende Verlängerung in Gestalt von 4 etwa 5 Fuss langen, 2 Fuss breiten Blöcken. Ausser Topfscherben und kleinen Steinbeilen fand ich nichts Bemerkenswerthes. Etwas unterhalb dieser Stätte befindet sich das in der Felswand in Relief ausgehauene Bild eines Mädchens (?). Es ist wahrscheinlich, dass diese Ruinen Reste eines für Cultuszwecke bestimmten Hauses sind; interessant ist aber die steinerne Grundmauer; denn die heutigen Indianer der Nevada pflegen keine Steinbauten mehr auszuführen; ob zur Zeit der spanischen Eroberung, während welcher diese Stätten wahrscheinlicherweise zerstört worden sind, hier ein anderer Stamm mit grösserer Cultur gesessen hat, oder ob die heutigen Nevada-Indianer nur die Kunst der Steinbauten infolge Ent-

artung und Niedergang verlernt haben, muss zweifelhaft erscheinen.

Wenn nun die steinernen Grundmauern die einzigen ihrer Art sind, die ich auf meiner Reise kennen gelernt habe, so finden sich Strassen, wie die erwähnte, an manchen Punkten.

Auch auf dem Wege Mamatoco-Minca findet man andauernd eine indianische Strasse von sehr bedeutender Länge einherziehen, welche aus demselben Material besteht und ebenso gebaut ist wie die von Masinga. Sie ist häufig unterbrochen, und die Kantsteine namentlich sind meist verschwunden, aber sie streicht ebenfalls in genau südöstlicher Richtung. Bis zum Gipfel der Gebirgskette zwischen Mamatoco und Minca kann man sie verfolgen und dann erscheint sie nochmals am Rio Gaira bei Minca; am unteren Ende bei Mamatoco theilt sie sich in zwei Aeste, von denen einer in genau südlicher Richtung gegen Mamatoco hin gerichtet ist. Die heutige Strasse benutzt diese indianischen Anlagen sehr oft; und in der That sind dieselben von einer Dauerhaftigkeit des Materials und von so fester Zusammenfügung, dass sie noch immer fortbestehen werden, wenn die jetzigen elenden Wege schon längst der Vergessenheit und dem allgemeinen rasch fortschreitenden Ruin anheimgefallen sein werden. Uebrigens finden sich diese Strassen nicht allein auf dem Nordwestabhang des Gebirges, sondern auch am Nordabhang bei San Miguel und Santa Cruz beobachtet man Strassen von genau derselben Beschaffenheit und auch der Weg San Juan de Cesar-Marocaso wird in etwa 400 m Höhe von einer derartigen gepflasterten Strasse gekreuzt; die Colombianer nennen sie empedrado (Pflaster).

Weitere Ausflüge sind im Gebirge von Santa Marta kaum zu machen, da es überall an Wegen fehlt; oberhalb Minca ist die Welt sozusagen mit Brettern vernagelt; ebenfalls jen-

seits Taganga, sowie oberhalb Masinga; dagegen führt ein Weg von Masinga ostwärts; es ist dies die jetzt völlig verfallene Strasse nach Rio Hacha, auf welcher eigentlich nur noch die Postboten verkehren. Im April 1885 hatte sich allerdings die Regierung von Santa Marta mit den Resten der Truppen und der Verwaltung vor der andringenden Revolution auf diesem Wege nach Rio Hacha geflüchtet; allein die Theilnehmer dieser Expedition waren von allem entblösst und unter Verlust von 60 Maulthieren und dazu gehörigem Sattelzeug in völlig aufgelöstem Zustande in Dibulla angekommen; die Schwierigkeiten bestehen einerseits in dem völligen Verfall des Weges selbst, einem sehr steilen Uebergang über einen gegen die Küste vorspringenden Ast des Nevadasystems; einem Uebergang, der so halsbrecherisch sein soll, dass die Oertlichkeit der Seilpass (Paso de las Maromas) genannt wird; andererseits in der Nothwendigkeit, 21 zum Theil sehr wasserreiche, reissende und gefährliche Ströme zu passiren, dann in der Unbewohntheit des Landes, sodass alle Lebensmittel nachgeführt werden müssen, und endlich in dem wahrhaft fabelhaften Reichthum an Mosquitos, welche die Gegend geradezu unbewohnbar machen!

Ich hatte nun eigentlich die Absicht, trotz aller dieser Schwierigkeiten den Weg nach Dibulla zu machen; allein ich fand keinen geeigneten Führer und ausserdem waren die Flüsse gerade vor kurzem infolge heftiger Regengüsse am Nordabhang der Nevada ausgetreten, sodass man mir allgemein abrieth, die Reise auszuführen; ich kehrte daher nach Santa Marta zurück und begab mich am 28. Januar nach Ciénaga, und zwar bis nach der Eisenbahnstation La Palma auf einem Rollwagen der Eisenbahnarbeiter fahrend, von dort aus zu Pferde bis Ciénaga.

Hier vervollständigte ich nun meine Ausrüstung noch

durch allerlei Ankäufe und erstand vor allem noch ein kleines weibliches Maulthier für meinen Diener; dieses Thier war, als ich es kaufte, mit Wunden bedeckt, sodass alle Welt prophezeite, es werde nicht bis Valle de Upar kommen, sondern gleich in den ersten Tagen liegen bleiben. In der Folge zeigte sich aber, dass das Thier nicht nur unter unserer Pflege geradezu unter dem Sattel genas und die Reise nach Valle de Upar ausführte, sondern auch noch die übrigen 3 Monate bis zum Schluss der ganzen Reise allen Strapazen vollständig gewachsen war. Meine beiden andern männlichen Maulthiere bewährten sich ebenfalls; namentlich taugte das eine gut zum Lastthier, da es mit eigenartiger Geschicklichkeit verstand, zwischen eng an einander stehenden Bäumen und unter allerlei Hindernissen hindurch unter merkwürdig fähiger, fast Ueberlegung verrathender Anpassung an die Verhältnisse hindurch zu voltigiren.

Da ich nicht nach Rio Hacha durchkommen konnte, so blieb mir zur Erreichung der Nevada nur der Weg nach Valle de Upar im Cesarthale übrig, über welchen mir allerdings auch wenig Erfreuliches berichtet wurde.

Viertes Capitel.

Nach Valle de Upar.

Am Nachmittage des 30. Januar hub das grosse Packen an; trotz meiner Erfahrungen über die Art des Reisens, welche ich meinem Aufenthalte in Venezuela verdankte, wurde es uns diesmal besonders schwer, die Maulthierlast richtig und zweckmässig einzurichten. Hier zeigten sich gleich im Anfange die besonderen Schwierigkeiten, welche uns während der ganzen Reise im Magdalena nicht verliessen, im grellsten Lichte.

In Venezuela hatte ich stets zwischen den grösseren Orten Gelegenheit gefunden, überflüssige Gepäckstücke vorauszusenden; allein diesmal musste ich mein gesammtes Gepäck selbst mitschleppen, da es vollständig unmöglich war, irgend jemanden zu finden, der mir meinen Koffer nach Valle de Upar besorgt hätte. Vor einem Monat, im December, wäre es vielleicht zu ermöglichen gewesen, da dann noch zuweilen Viehtransporte vom Innern nach Ciénaga gehen, welche von Eseltreibern begleitet sind, die Zucker, Käse und andere Lebensmittel nach der Küste schaffen und einen Koffer vielleicht als Rückfracht angenommen hätten. Allein in der Trockenzeit hören diese Transporte auf, weil der Weg von Ciénaga nach Valle de Upar stellenweis im höchsten Grade

dürr und wasserarm ist, sodass für Rinderheerden nicht genug Wasser vorhanden ist. Weiterer Verkehr existiert nicht. Dazu kam, das ich 900 Dollar in Silber mitnehmen musste, was das Gewicht der ohnehin schon grossen Maulthierlast unstatthaft belastete

In Venezuela hatte ich überall, auch in den mittelgrossen Ortschaften, Credit gefunden, da Kaufleute in grösserer Zahl überall ansässig sind. Auch hatte ich stets Goldgeld erhalten, was leicht zu verpacken ist, sodass ich für fünf- bis sechswöchentliche Reisen nur eine Rolle Goldstücke gebraucht hatte, wodurch keine besondere Belastung erzeugt wurde. In Colombia aber findet sich kaum noch Gold, da infolge der Münzverschlechterung die Kaufleute in Barranquilla alles Gold aus dem Lande herausziehen, um ihre auswärtigen Gläubiger zu bezahlen. Ich habe während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes im Staate Magdalena auch nicht ein einziges Goldstück zu sehen bekommen. Nun hat man zwar Papiergeld, welches für die Reise bequem sein würde; allein der Uebelstand ist der, dass das Papiergeld der verschiedenen Banken nur in den nächstgelegenen Bezirken angenommen wird und auch von verschiedener Güte ist. So nimmt man z. B. das Papiergeld der Bank von Rio Hacha nur im District Padilla; in Santa Marta nimmt man es ungern, in Valle de Upar überhaupt garnicht; die Bankbillets von Cartagena gelten wider nicht in Rio Hacha u. s. w.

Obendrein giebt es einen Theil des Staates Magdalena, wo sich die Bevölkerung standhaft gegen das Papiergeld gewehrt hatte und nur Silbergeld nahm; das war aber gerade die Gegend von Valle de Upar, sodass ich gezwungen war, Silber mitzunehmen. Ich vertheilte daher meine zahlreichen Rollen theils in die Koffer, theils schnallte ich sie auf die Reitthiere; hier zeigte sich gleich im Anfang, wie richtig es

gewesen war, dass ich meiuen Diener aus Venezuela mitgenommen hatte; denn ich war genöthigt, auch auf sein Maulthier einige hundert Thaler in einer Decke versteckt aufzuschnallen, und was hätte ich wohl erleben können, wenn ich einem einheimischen Diener, dessen Zuverlässigkeit ich nicht kannte, eine so grosse Summe anvertraut hätte? Selbst im günstigsten Falle, nämlich dass er nicht damit durchging, wäre ich doch in einer steten Aufregung und Sorge gewesen, was auf meine Gesundheit und meine Erfolge nur ungünstig hätte einwirken können. War ich doch so wie so schon genöthigt, in den verschiedenen kleinen Orten, in denen wir übernachteten, die Sättel meiner beiden Reitthiere uie aus den Augen zu lassen.

Ausserdem war ich genöthigt, eine grössere Ladung Lebeusmittel mitzunehmen; da das zu durchziehende Land als der Hülfsquellen völlig baar bezeichnet wurde, was sich in der That in so weitgehendem Maasse bestätigte, dass meine schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen worden.

So brachen wir denn am 30. Januar Nachmittags 4 Uhr von Ciénaga auf, um das grosse Dorf Rio Frio noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Der Weg ist gut und breit, aber sehr staubig. Die Umgebung der Stadt Ciénaga ist eine weite mit salzigen Ausblühungen bedeckte Ebene, welche den Eindruck macht, als ob sie erst kürzlich vom Meere verlassen worden sei, oder als ob sie noch von Zeit zu Zeit von demselben überschwemmt werde, in der Weise, wie es mit der Ebene hinter Puerto Cabello geschieht. Einzelne Cactusarten sind die einzige Vegetation auf der Sahane von Ciénaga. Je näher man aber Rio Frio kommt, desto frischer wird der Pflanzenwuchs; auf dem ganzen Wege sieht man freilich eigentlich nur Cactus, Dornen, Mimosen und Schlingpflanzen; aber eine halbe Stunde von Rio Frio beginnt jene üppige

Vegetation, welche für das tropische Tiefland so charakteristisch ist. Palmen, Bananen, Zuckerrohr, Mais, in reizender Abwechslung mit frischen Weiden; überall sieht man Spuren menschlicher Arbeit; denn das Dorf Rio Frio versorgt nicht allein die Stadt Ciénaga mit sämmtlichen Lebensmitteln, sondern führt auch noch einen beträchtlichen Theil der erzeugten Producte nach Barranquilla aus. Die Hauptbeschäftigung des kaum 15 Jahre alten, aber schon fast 2000 Einwohner zählenden grossen und lebhaften Dorfes Rio Frio ist der Tabakbau; und zwar wird eine bittere Sorte angebaut, welche unter dem Namen tabaco de Ciénaga im Innern des Magdalena bekannt ist, aber nicht sehr empfehlenswerth ist, namentlich für denjenigen, welcher gewohnt war, die prachtvollen Tabake von Ambalema bei Honda am Magdalena zu rauchen. Ausser Tabak werden hauptsächlich Mais und Bananen angebaut; auch Cacaohaciendas giebt es nahe bei Rio Frio in Arihueca, von denen ein Theil der deutschen Familie Simmonds in Santa Marta gehörte.

Bei dem Dorfe Rio Frio tritt der gleichnamige Fluss aus dem Gebirge heraus; an seinen Ufern dehnt sich das bebaute Land aus, jedoch nur bis zum Fuss der Berge; in dieselben hinein führt kein Weg.

Die Lebhaftigkeit des Verkehrs mit Ciénaga ist sehr gross; auf dem zweistündigen Wege von Ciénaga nach Rio Frio sah ich eine so erstaunliche Menge Leute, wie ich es selbst auf den belebtesten Strassen in Venezuela, z. B. Carácas-Antímano und San Cristóbal-Tariba nicht gesehen habe. Allerdings war es Sonnabend Nachmittag; unzählige Cargas Bananen wurden nach Ciénaga gebracht; eine endlose Reihe von Eseln mit den dazu gehörigen Treibern und Frauen füllte die Strasse; man hätte glauben sollen, ganz Rio Frio

sei nach Ciénaga ausgewandert, um am Sonntag die Frühmesse zu hören; allein bei der Ankunft in Rio Frio fand ich den Ort immer noch sehr lebhaft. Dennoch wurde es uns schwer, ein Unterkommen zu finden; endlich quartierte ich mich in einem Krämerladen zwischen Oelfässern und Käsebarren ein, und rauchte die langen dünnen Cigarren aus Rio Frio-Tabak, die man Cabillas nennt. Meine Wirthin beklagte sich arg über die Nutzlosigkeit der neuen Emissionen geringwerthigen Papiergeldes und führte mir einen Fall an, welcher allerdings bezeichnend genug ist.

Aus Diegopata, in den Sabanen des Cesarthales, war ein Viehbesitzer mit einem Viehtransport nach Ciénaga gegangen, und hatte den Erlös in Gestalt von 400 Dollar Papier in Maisblätter eingewickelt und auf seinen Esel gebunden. Als er auf dem Rückwege den Esel einmal eine Zeitlang allein liess, befand dieser bei der schlechten Verpflegung auf dem Wege die Maisblätter delicat und frass mit ihnen die 400 Dollar. Als der Mann zurückkehrte, fand er nur noch die traurigen Reste seines Vermögens. Diese Geschichte wurde mir im Innern späterhin bestätigt und überall von den Gegnern des Papiergeldes mit Freuden erzählt.

Hinter Rio Frio beginnt der Wald, welcher einen grossen Theil des Laufes des unteren Magdalena und seiner Zuflüsse bedeckt. Zunächst ist es von Rio Frio bis Arihueca lichter Wald, dann bis Sevilla prachtvoller, dichter, üppiger, duftiger Hochwald. Grosse Bestände der Palma Réal finden sich hier; alles ist luftig, hochgewölbt, geräumig, gleich dem Säulenwald einer Basilica. Der Weg war gut, trocken und fest, wenugleich schmal und hier und da etwas verwachsen, namentlich zwischen Rio Frio und Arihueca lief er in endlosen Zickzacklinien einher; der Grund hierfür liegt in der Art und Weise der Bevölkerung. Naturgemäss müsste ein

Weg in tropischem Hochwald oftmals gesäubert werden, denn die Vegetation wuchert in kurzer Zeit über ihn hinweg, Bäume fallen quer über ihn und versperren den Durchgang.

In Europa würde man dann den Baum wegschlagen, um den Weg frei zu machen; die Bewohner tropischer Länder aber umgehen den Baum, indem sie in der Nähe mit geringer Mühe einen Seitenweg schlagen; dieses Verfahren ist sehr bezeichnend für die Natur der gesammten Bevölkerung. Hindernisse räumen sie nicht aus dem Wege, sondern sie umgehen sie.

Die Folge ist, dass im Laufe der Jahre der eigentliche Hauptweg gar nicht mehr zu erkennen ist, sondern aus einer Reihe von Nebenpfaden besteht, die in gewundener Linie hinziehen.

Papageien, von der grossen Guacamayo, in Europa Ara genannten Art, gab es in Menge im Wald; auch Affen, und zwar Brüllaffen, Araguatos, liessen sich sehen.

Gegen Mittag überschritten wir den angeblich goldführenden Rio Sevilla, an dessen Ufer einige Hütten den Namen der gleichnamigen stolzen Stadt Andalusiens führen. Es scheint, dass die ersten Colonisten dieser Gegenden aus Andalusien gebürtig gewesen sind; wenigstens deuten eine Anzahl von Namen darauf hin, z. B. Sevilla, Rio Cordoba, Valle de Upar und der Name des Landes selbst, Neu-Granada.

Jenseits des Rio Sevilla, an dessen Ufern die Mosquitos uns das Frühstücken fast unmöglich machten, ist der Wald weniger frisch, erreicht jedoch nahe dem folgenden Flusse Tucurinca wieder seine alte Schönheit. Bald darauf gelangt man in das grosse Dorf Catáca, welches ganz neuen Ursprungs ist und zu beiden Seiten des Flusses Catáca oder Aracataca gelegen ist.

Die Bewohner von Catáca leben wesentlich von Viehzucht; weite Sabanen dehnen sich gegen die Berge hin aus; die zahlreichen Flüsse verhindern das Verdorren des Grases; der Weg nach der Küste bei Ciénaga ist nicht sehr lang; die Bevölkerung von Ciénaga nimmt rasch zu; so sind in Catáca alle Bedingungen für ein Aufblühen des Ortes gegeben.

Ich fand freundliche Aufnahme bei dem bedeutendsten Viehzüchter im Orte und hatte Gelegenheit hier einen angenehmen Tag zu verleben. Wie in allen Geschäften wohlhabender Besitzer in Venezuela und Colombia, so belebte auch hier eine unendliche Zahl und Mannigfaltigkeit von Hausthieren den Hof. Man kann häufig mit Recht die Wohlhabenheit der Besitzer nach der Zahl der im Hofe herumlaufenden Truthähne messen. Natürlich gab es Maulthiere, Pferde, Esel, Hunde, Katzen, Schweine in Mengen. Auch ein werthvoller Zuchtesel war im Besitze meines Wirthes. Feine Zuchtesel, welche zur Erzeugung der Maulthiere verwandt werden, kosten bis zu 600 Mk. und werden mit Recht sehr geschätzt, da namentlich in Gebirgsgegenden ein grosser Theil des Wohlbehagens der Bevölkerung auf der Existenz der Maulthiere beruht.

Mit Cataca hatten wir denn auch allerdings die letzte Etappe der Cultur erreicht, und gleichzeitig begann auch hier unser Missgeschick.

Als wir am 1. Februar Nachmittags aufbrachen, lief zunächst gleich ein Maulthier mit sammt dem auf den Sattel gepackten Gelde fort, wodurch Zeit verloren ging. Dann verloren wir abermals Zeit bei dem Uebergang über den tiefen Catácafluss, welcher der Hauptfluss des Systems der Ciénaga Grande zu sein scheint; sodann erreichte uns ein schweres Gewitter und durchnässte uns völlig; da wir

uns in der schönsten Trockenzeit befanden, hatte ich der aufziehenden schweren Wolken gespottet und an den Ausbruch des Gewitters nicht geglaubt, wofür ich schmählich zu büssen hatte; denn Kleider und Koffer wurden so gründlich durchnässt, dass an Umziehen nicht zu denken war. Schon im Dunkeln kamen wir in dem verfallenen Dorfe La Fundacion am gleichnamigen Flusse an, welches ebenso sehr zurückgeht, als Catáca aufkommt. Obwohl es hier kein Futter für die Maulthiere gab, brachen wir dennoch schon am folgenden Morgen auf; hier schnitt der prachtvolle Hochwald ebenso plötzlich ab, wie er bei Rio Frio angefangen hatte; halbdichter trockener Wald trat an seine Stelle; nachdem wir uns zunächst durch Schlamm und Morast mühsam durchgearbeitet hatten, folgte dann eine wasserlose Strecke von 7 Stunden Weges. Die spärlichen Bäche, welche dieses hügelige Gebiet durchziehen, waren versiegt; die Blätter der Bäume hingen schlaff herab; der Schatten war nicht mehr voll vorhanden, sondern die Sonne fand Raum genug, um durch die Kronen der halbvertrockneten Bäume zu scheinen und den Durst von Mensch und Thier zu vermehren. Die hier und da noch vorhandenen Guacamayos und Affen hatten für uns alles Interesse verloren; der spärliche Wasservorrath unserer Feldflasche war längst erschöpft; von Minute zu Minute erwarteten wir Besserung; aber immer von Neuem ging es über kleine Hügel, bergauf, bergab, in Staub, Sonne, Durst und Ermüdung.

Endlich gegen 5 Uhr Nachmittags wurde die Vegetation frischer, der Wald lichtete sich und vor uns sahen wir 2 elende Hütten; das war Ariguaní, am gleichnamigen Flusse gelegen. Die Bewohner, aus 3 Frauen und einem jungen Manne bestehend, besassen nichts; auf meine Frage nach den verschiedensten Lebensmitteln hiess es stereotyp „no hay“,

es giebt nichts. Wir begnügten uns daher mit Milch und Reis. Schlimmer war es, dass die Maulthiere auch hier kein Futter fanden; eine vor Kurzem passirte Viehheerde hatte angeblich ein Maisfeld vernichtet, dessen Dasein die herumliegenden Maiskolben bezeugten. Am folgenden Tage folgte eine genau ebenso trostlose Tagereise, deren Mühen aber noch dadurch vermehrt wurden, dass mich die Mosquitos so gründlich zerstochen hatten, dass ich keine Stiefel anziehen konnte. Gleichzeitig aber war der Weg so entsetzlich verwachsen, dass ich unaufhörlich mit dem wunden Fusse an die Zweige und Büsche streifte. Spät am Nachmittag, als mein Diener schon dem Durst zu erliegen behauptete, holte uns der Postbote ein und zeigte uns ein schmutziges Wasserloch, das einzige zwischen Ariguaní und Las Pavas. Dieser letztere Punkt, 2 Hütten, liegt zwischen den Hügeln des Alto de las Minas, eines aus rothem Sandstein und Quarzporphyr bestehenden, von der Nevada weit gegen Südwest vorgeschobenen Gebirgszuges. Aeusserste Sterilität zeichnet diese Höhen aus; nur in einer Einsenkung zwischen den beiden Hauptzügen findet sich ein Bächlein. Palmen und Bananen zeigen dem Wanderer schon von fern den Ort, wo er das köstliche Nass schlürfen darf.

Von dem Alto de las Minas aus hat man eine wundervolle Uebersicht über das Land. Während man auf der Reise von Ciénaga bis hierher nur hier und da einmal einen Blick auf die Nevada gehabt, übersieht man hier den ganzen Südrand derselben und sieht über dem hässlich öden Porphyrgebirge und dem blauschwarzen Walde der höheren dahinterliegenden Ketten die Schneeberge aufsteigen, welche von hier aus ziemlich niedrig erscheinen. Zweigegipfelt erscheint auch hier die Schneekette, ebenso wie vom Meere und von der Ciénaga Grande aus. Gerade vor sich hat man die Sabanen

des Cesarthales, welche mit starken Beständen der Curua-Palme wechseln, welche hier fast ausschliesslich vorherrscht und höchstens noch hier und da dem Caracolí-Baume (Rhinocarpus . . . . . .) ein Plätzchen gönnt.

Im Osten sieht man die Cordillere von Perijá, oder, wie man auch sagen kann, die Anden von Ocaña. Denn von Ocaña her zieht der uns gegenüber aufsteigende Gebirgszug, einen im höchsten Grade grossartigen Anblick gewährend. Mauerartig, steil aus der Ebene aufsteigend, mit nur wenigen über die Kammhöhe sich erhebenden Gipfeln, blauschwarz und duftig, soweit das Auge reicht, fast geradlinig einherziehend, so erschienen mir am 4. Februar früh die Anden des Magdalena. Nur ungern entsagte ich dem entzückenden Schauspiel, und stieg steil abwärts zu den Sabanen von Caracolí und Camperucho, immer zur Linken die Nevada, zur Rechten die Anden, und vor mir die Aussicht auf ein gutes Frühstück in Camperucho.

Dieser Ort war mir in Ciénaga sehr gepriesen worden, dort sei das Ende aller Fährlichkeiten, hatte man gesagt, dort sei Fülle an Lebensmitteln, dort sei eine gastfreundliche Bevölkerung, kurz Camperucho erschien meinem hungrigen Magen als der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert, wenn es überhaupt gestattet ist, in einem so trockenen Lande ein dem Wasser entnommenes Bild zu gebrauchen.

Allein ich erlebte einen fürchterlichen Sturz aus den Wolken meiner Einbildungen. Was mein Führer, der Postbote, für Camperucho erklärte, war ein einziges, grelles, weisses, in glühender verbrannter Sabane gelegenes Haus, in welchem absolut nichts zu haben war: auch die Bevölkerung war fast völlig verschwunden; denn zur Trockenzeit ziehen die Bewohner abwärts nach dem morastigen Sumpfland, den Playones

am Cesarfluss; die öde verbrannte braunrothe Sabane bietet dann dem Vieh keine Nahrung mehr; alles Leben erlischt hier, Lebensmittel giebt es dann natürlich erst recht nicht; ich sass daher völlig auf dem Trocknen.

Indignirt verliess ich Camperucho und quartierte mich eine halbe Stunde weiter in dem grossen, mit einem vorzüglichen Corridor umgebenen, aber recht schlecht gebauten Hause der französischen Compagnie ein, welche hier auf Kupfer gegraben, aber wegen der Revolution von 1885 den Betrieb aufgegeben hatte. Ihre Vertreter waren bereits fort und nur ein menschliches Wesen, eine Frau, hütete das Haus; ihre Gesellschaft bestand in einer sterbenden Eselin.

Es war aber absolut nöthig, dass wir einige Tage der Ruhe pflegten; denn meine Maulthiere waren völlig am Ende ihrer Kräfte; ich selbst konnte nicht mehr gehen, weil die Mosquitos meine Füsse so arg mitgenommen hatten; auch konnte ich hier an den Kupfergruben einige Studien machen; endlich besass die Frau ein Huhn, welches ich mir nicht entgehen lassen wollte.

Die Kupfergruben von Camperucho liegen durchaus nicht günstig; denn erstens fehlt es an Wasser, da die spärlichen Rinnsale in der Trockenzeit fast versiegen, zweitens fehlt es an Arbeitern, da das Land sehr schwach bevölkert ist und die Knechte im Staate Magdalena nicht an schwere Arbeit gewöhnt sind, sondern vielmehr dem Arbeitgeber einen besonderen Gefallen zu erzeigen glauben, wenn sie überhaupt arbeiten, und bei der ersten besten Gelegenheit ohne Weiteres davonlaufen. Arbeiter aus dem Innern Colombias zu beziehen, würde aber allzu kostspielig sein. Drittens ist das Klima ziemlich aufreibend. Es ist eine allgemein geltende Erscheinung im nördlichen Südamerika, dass die Ebenen des Innern die höchsten Temperaturen zeigen. So sind die Llanos

von Barinas, Guanare, Acarigua, San Carlos und Calabozo in Venezuela entschieden heisser, als die wegen ihrer Hitze berüchtigten Städte La Guaira und Maracaibo; ebenso ist das Cesarthal im Staate Magdalena um 3°—4° C. heisser als die Küstenstädte Santa Marta, Ciénaga, Rio Hacha. Täglich beobachtete ich im Februar, wie um Mittag ein ziemlich starker, glühender N.-O.-Wind das Cesarthal herab kam, welcher die Temperatur andauernd auf 35° C. erhielt und so intensiv warm war, dass man das Gefühl hatte, als ob plötzlich ein Strom heissen Wasserdampfes gegen die Wangen schlüge.

Es scheint, dass sich dieser N.-O.-Wind, je weiter er gegen S.-W. vorschreitet, desto mehr erhitzt; so ist Camperucho heisser als Valle de Upar und dieses wärmer als San Juan de Cesar. Der feuchte N.-O. Passat setzt seine kühlenden Niederschläge am Nordrand des Gebirges ab; das Bergland von Treinta nimmt ihm im Nordosten des Cesarthals alle seine Feuchtigkeit ab und sobald er über dieses Bergland in das Thal von Fonseca und San Juan hinabsteigt, hat er den Charakter eines trockenen, glühenden Windes, dessen versengende Wirkung mit jeder Meile, die er nach S.-W. hin zurücklegt, zunimmt.

Als ein vierter Grund gegen den Aufschwung der Minen von Camperucho ist die Entfernung derselben von der Küste zu betrachten; mit Erz beladene Maulthiere würden von hier bis Rio Hacha mindestens 6 Tage brauchen; über den Alto de las Minas nach Ciénaga ungefähr dieselbe Zeit; nach Plato am Magdalena etwa 4 Tage; alle diese Wege sind aber in höchst verwahrlostem Zustande; endlich dachte man daran, den Wasserweg Cesar abwärts nach El Banco zu benutzen; es hat sich aber herausgestellt, dass der Fluss wegen der vielen Sandbänke im Unterlaufe durchaus keine günstigen

Schiffahrtsbedingungen bietet. An die Herstellung eines Karrenweges nach der Küste ist bei dem heruntergekommenen Zustande des Landes und den beispiellos schlechten Finanzen des Staates gar nicht zu denken.

Endlich scheint auch das Erz durchaus nicht so reichhaltig und gut zu sein, um die Opferung sehr grosser Capitalien zu rechtfertigen; das Kupfer findet sich in Quarzadern im Porphyr, innerhalb der rothen Sandsteinformation, kommt aber nirgends in grossen Mengen, sondern in vielfachen kleinen Adern und Nestern vor, die die Anlage vieler Stollen nothwendig machen würde. Auch sind die Preise des Kupfers um etwa 30% gefallen, sodass eine Mine nur dann Aussicht auf Erfolg haben kann, wenn sie unmittelbar an der Küste oder am Ufer eines schiffbaren Stromes liegt. Selbst die nahe der Küste gelegenen und durch Eisenbahn mit dem Hafen Tucacas verbundenen Minen von Aroa in der Landschaft Yaracui in Venezuela arbeiteten in den letzten Jahren mit Verlust.

Zwar ist das gesammte mittlere Cesarthal von Valle de Upar bis zum Alto de las Minas als kupferreich zu betrachten, allein ehe nicht Eisenbahnen diese Landstriche mit der Küste verknüpfen ist an eine gewinnbringende Ausbeutung dieser Bodenschätze gar nicht zu denken.

Von dem Hause Las Minas sieht man einen Schneegipfel der Nevada genau im Norden aufsteigen; jedoch nur wenig ragt die Schneespitze über die vorliegenden Ketten hinaus, da bereits die Randkette zwischen Pueblo Viejo und Camperucho weit über 2500 m erreichen dürfte. Grossartig aber ist der Anblick ohne Zweifel.

Als ich am 6. Februar von Camperucho aufbrechen wollte, zeigte es sich, dass eins meiner Maulthiere weggelaufen war, vermuthlich aus Hunger, da die verbrannte

Sabane wenig Futter bot. Wir brauchten mehrere Stunden, um es wieder einzufangen, und verloren den ganzen Vormittag dadurch. Um Mittag brachen wir auf und erreichten beim Anbruch der Nacht Valencia de Jesus, ein völlig heruntergekommenes Dorf von traurigem Aussehen. Bei dem Gehöft Diluvio nahe Camperucho begannen Wälder der Curua-Palme, welche stundenlang im Wechsel mit weiten Sabanen bis in die Gegend von Valencia de Jesus fortsetzen; der landschaftliche Eindruck dieses Wechsels ist ein eigenartiger, aber anmuthiger.

Zur Linken traten die domförmigen, wahrscheinlich porphyrischen Kuppen der Vorberge der Nevada über dem lichten Palmenwalde hervor, zur Rechten erhob sich, in immer grösserer Klarheit hervortretend, die Anden-Cordillere. Einzelne Viehhöfe, Diluvio, Maria Angola und Aguablanca liegen am Wege; einzelne Bäche sowie viele versiegte Flussläufe kreuzen dem Weg. Die Bewohnerschaft schien ausgestorben, auf dem ganzen 7 stündigen Wege habe ich auch nicht einen einzigen Menschen getroffen, ähnlich wie auf dem Wege Rio Frio-Camperucho; da kann man tagelang reisen, ohne einem Menschen zu begegnen. Der fehlende Rest der Weges, die Strecke von Valencia bis Valle de Upar ist ein hässliches Cactusdickicht, mit Dornen, Gestrüpp, Schlingpflanzen und Unterholz, hier und da ein Caracoli-Baum, dessen meist isolirtes Auftreten der Landschaft einen eigenartigen Anstrich giebt und den der Reisende als einzigen Schattenspender willkommen heisst.

Die Stadt Valle de Upar liegt am rechten Ufer des Guatapurí-Flusses in derselben trockenen sandigen, mit Cactus bestandenen heissen Ebene, die wir oben geschildert haben, in der Höhe von 300 m, kaum eine Viertelstunde von den ersten Hügeln der Nevada entfernt. Der Guatapurí, welcher

an der centralen Schneckette entspringt, tritt hier in die Ebene, die er weithin mit seinem Geröll erfüllt. Er bildet im Nordosten der Stadt eine Insel und vereinigt sich etwa 10 km südlich Valle de Upar mit dem Badillo, dem zweiten Hauptquellflusse des Cesar-Systems. Sein Lauf ist reissend und in der Regenzeit häufig schwer zu passiren, da sein Bett mit Geröll erfüllt ist und die Thiere zwischen den glatten, abgeschliffenen Steinen keinen festen Fuss fassen können, sondern ausgleiten und stürzen. Sein Wasserreichthum ist bedeutend, sodass an seinem linken Ufer ausgedehnte Bewässerungsanlagen ausgeführt werden konnten, welche eine ungeheuer reiche Vegetation erzeugten, zwischen welcher Zuckerrohr und Maisfelder, namentlich aber Bananenpflanzungen liegen; hier entfaltet die tropische Natur alle ihre Schönheiten, und eine Fülle ihrer Producte wirft sie hier mühelos den Menschen in den Schooss. Palmen, Bananen, Apfelsinenbäume, Lechosa, Papaya, Aguacate, Limon, Zuckerrohr, Mais, Yuca, Bataten stehen hier in unendlichem Wechsel angehäuft und dienen zur Speisung der Stadt Valle de Upar. Diese frischen Haine, in denen das Thierlebeu seine schönsten Formen und Farben spielen lässt, sind ein wahrer Genuss für den durch Sonne, Staub, Dornen, Cactus ermüdeten und belästigten Reisenden.

Leider ist die Stadt Valle de Upar selbst nicht geeignet, den angegebenen Eindruck ihrer Umgebung zu erhöhen; man wendet lieber den Blick aufwärts zu den schroffen Wänden der Nevada, welche von mehreren Strassen der Stadt gesehen werden können; man sieht durch die Scharte des Guatapurí aufwärts in ein Labyrinth von Ketten, Zügen und Bergen, ein endloses Gewirr von Kuppen und Höhen, das ganz im Einklange steht mit der mannigfaltigen geologischen Zusammensetzung der Nevada. Gegenüber, im Osten, erblickt man dagegen das einheitlich geschlossene, nirgends unter-

brochene, mauerförmige Anden-Gebirge, mit schwarzem Wald bedeckt, fast vom Fusse bis zur Spitze, während in der Nevada die Waldlosigkeit und Unfruchtbarkeit des Bodens sogleich in die Augen springt, wenn man die braunroth-schimmernden kahlen Formen des Gebirges betrachtet. Schön sind die Formen allerdings auf beiden Seiten des Thales. Der Cerro de Corazones, oder Boquinete, welcher unmittelbar über Valle de Upar aufsteigt, hat stolze schroffe Wände und die Form eines hohen Domes. Auf der andern Seite sehen wir den Cerro Pintado aufragen, dessen weisse Kalkstein-schichten weithin leuchten und, von weitem gesehen, der Brüstung einer Galerie oder einer Theaterloge ähneln; seine höchsten Punkte zeigen die sächsischen Farben, weisse Kalk-steinbänke abwechselnd mit Streifen grünen Grases, das sich zwischen ihnen eingenistet hat.

Fünftes Capitel

Valle de Upar. Reise nach San Sebastian.

Ungern senkt man den Blick; denn in der Stadt Valle de Upar ist wenig Erfreuliches zu bemerken. Die Stadt ist ein hervorragendes Beispiel für den Ruin des Landes.

Von Miguel Diaz Armendaris im Jahre 1550 gegründet, erfreute sie sich eine Zeit lang grosser Blüthe. Ihre centrale Lage gab ihr eine herrschende Stellung in dem Innern der Provinz Santa Marta; ihr Handel war schwunghaft, ihre Bevölkerung war reich und stieg in ihrer glücklichsten Zeit auf 12 000 Seelen. Vier Kirchen schmückten die Stadt; grosse prachtvoll gebaute Häuser mit geräumigen Hallen, erstaunlich dicken Mauern und ausgezeichneter Fundirung waren allgemein; ein grosser Fahrweg führte nach Salguero an den Rio Cesar, bis wohin die Lastschiffe von Mompox und El Banco heraufkamen; doch heute sind von all dem nur noch Reste geblieben. Von den 4 Kirchen liegen 2 in Ruinen, die grossen festen altspanischen Häuser verschwinden, die Bewohnerzahl ist auf 1000 zurückgegangen; die Wohlhabenheit ist geschwunden; von Handel ist überhaupt gar nicht mehr die Rede; Producte, die der Ausfuhr werth wären, giebt es nicht: die Familien sind verarmt; Strohhütten nehmen die äusseren Theile der Stadt ein; manche Bewohner sind

nach Ciénaga übergesiedelt; die Nachbaren spotten bereits der Stadt, indem sie sie den Kirchhof der Lebendigen, „el cementerio de los vivos“ nennen; man kann kaum etwas kaufen, da Läden überhaupt gar nicht existiren; die Bevölkerung giebt sich so, als ob sie dem Käufer einen grossen Gefallen thäte, dass sie ihm etwas verkaufe. Jede Familie versorgt sich selbst mit dem Nöthigen auf Reisen, die sie nach Ciénaga macht; ausser den allergewöhnlichsten Lebensmitteln ist nichts aufzutreiben. Ich hatte Empfehlungsbriefe an die angesehensten Personen der Stadt, den Präfekten Sr. Cavas, den Advokaten Dr. Monsalvo, Senator des Staates Magdalena; ferner für den Dr. Pumarejo und andere. Die Nachricht von meiner Ankunft war mir vorausgeeilt; und infolge dessen hatte der Dr. Monsalvo für mich ein Zimmer am Marktplatz einrichten lassen; ich zog es aber, um unabhängiger zu sein, vor, gleich bei meiner Ankunft eine Wittwe aufzusuchen, bei der bereits die französischen Minen-Ingenieure von Camperucho gewohnt hatten; ich bezog dort ein ruhig gelegenes Zimmer und setzte damit den Dr. Monsalvo in das grösste Erstaunen. Denn gewöhnlich glauben die Einwohner dieser kleinen Städte, dass man gänzlich von ihnen abhängig sei.

Die Familie dieser Frau war ebenfalls in der grossen Revolution von 1860 ruinirt worden; die Söhne trieben einen kleinen Handel mit den Indianern von San Sebastian; die 4 unverheiratheten Töchter wohnten abwechselnd in Valle de Upar und San Sebastian. Ich bewohnte eine Art Krämerladen, hatte aber den Vortheil eines Bettes, welches sonst im Staate Magdalena als Luxus gilt; sieht man in irgend ein Haus hinein, so findet man reihenweise aufgehängte Hängematten; im Uebrigen war die Bedienung entsetzlich schlecht und trotz der gemeinsamen Anstrengungen der 5 Frauen ge-

lang es im Anfang nicht, ein anständiges Essen herzustellen. Die Familie lebte nämlich über die Maassen schlecht, und glaubte daher wahrscheinlich, ich würde mich ebenfalls mit ein paar Bananen und einem Ei begnügen. Schon die Franzosen hatten wegen ihrer Esslust den Schrecken der Stadt Valle de Upar erregt; nun machte man auch noch die Erfahrung, dass ich ein ebensolcher Vielfrass sei und für mein gutes Geld auch wirklich etwas zu essen haben wollte. Ich bin überzeugt, dass während meiner Anwesenheit in Valle de Upar die Familie Villazón Festtage erlebt hat und jedes Familienmitglied einige Pfund zugenommen haben muss. Constatiren konnte ich es wenigstens mit Sicherheit an einer Miniatur-Katze und einer verhungerten, obendrein noch trächtigen Hündin, welche beide die gefrässigsten Thiere waren, die ich in diesem ausgehungerten Staate gesehen habe.

Ueberhaupt schien der gesammte Haushalt von mir zu leben; sogar der Esel, den die Familie besass, wurde heimlich Nachts zu meinen Maulthieren gelassen, um von deren Futter zu fressen, ein unverschämter Uebergriff, gegen den ich erst ganz scharf auftreten musste, ehe es gelang, Abhülfe zu schaffen.

Auch war die ganze Bevölkerung durchaus nicht von der Freundlichkeit, die sonst gerade auch die geringeren Stände im nördlichen Südamerika auszeichnet; die feinen Leute des Ortes bereiteten mir zwar eine gute Aufnahme, aber gerade wenn das übrige Volk nicht zuvorkommend ist, so leidet der Reisende erheblich. So war es z. B. thatsächlich unmöglich, ein Maulthier zu miethen, als ich die meinigen einmal eine Zeitlang ausruhen lassen wollte.

Ueberhaupt war die Bevölkerung über die Maassen schwerfällig. Wenn man etwas kaufen wollte, so war der Hergang etwa wie folgt: Ich erkundige mich zunächst wo es

Stearinlichter giebt; man sagt mir, die niña *) Concha habe davon. Ich begebe mich also zu der niña Concha, welche mich zunächst einladet, mich zu setzen, und mich dann ausfragt, wer ich sei, woher ich komme, wohin und was ich wolle, ob ich verheirathet sei, etc. Endlich fordere ich Stearinlichter; da fragt sie erst ihre Tochter, ob dieselben verkäuflich seien; dann begiebt sie sich in ein Nebenzimmer, wo in einer grossen Truhe die Stearinlichter in Gesellschaft von Zucker, Briefpapier, Käse, Nähnadeln, Stricken, Silbergeld, Speiseöl, alten Tüchern, Sandalen und Rum ihr beschauliches Dasein führen. Nachdem sie einige Minuten gekramt, findet sie sie endlich; von Verkaufen ist aber noch nicht die Rede; sondern sie sendet erst ihren Jungen zu der niña Carmelita um anzufragen, zu welchem Preise die niña Carmelita die Stearinlichter verkaufe; der Junge schwatzt erst etwas und raucht eine Cigarre; unterdessen unterhält mich die niña Concha damit, dass in ihrem Hause ein Schatz vergraben sei; sie habe gehört, ich besitze ein Instrument zum Auffinden von vergrabenen Schätzen; ich möge doch einmal zusehen ob ich den ihrigen nicht auffinden könne. Dann fragt sie mich, ob ich nicht ihren Schwager Aristides kenne, welcher in der Revolution von 1860 ruinirt sei und nun in Santa Marta einen Laden angelegt habe. Zugleich bittet sie um ein blaues Glas für die Augen, da sie sah, dass ich eine blaue Brille trug. Als der Junge immer noch nicht kommt, fängt sie an ihr Jüngstgeborenes zu säugen und gleichzeitig eine Ciénaga-Cigarre zu rauchen. Endlich erscheint dann der rettende Bote und feierlichst wird mir ein Packet von 6 Lichtern für 2 Mk. 40 Pf. übergeben.

Es ist sehr schwer, die einfachsten Dinge aufzutreiben.

*) niña = Kind, allgemeine Bezeichnung für „Frau".

Packpapier z. B., welches man in Venezuela und in den Küstenstädten Colombias überall findet, ist in Valle de Upar völlig unbekannt; man wickelt eben nichts ein, was der Mühe werth wäre, höchstens Käse und Zucker; und dafür genügen die Bananenblätter vollständig. Selbst Stricke zum Anbinden der Maulthiere sind nicht überall zu haben, obwohl dies ungefähr der gewöhnlichste Gebrauchsgegenstand im Lande ist.

Eine Art Apotheke existiert in Valle de Upar; will man aber etwas kaufen, so wissen die Besitzer nicht, ob sie es verkaufen wollen oder nicht: „no se vende“, „es ist nicht verkäuflich“ ist eine Redensart, die man im Magdalena häufig hört.

Dabei versuchte die Bevölkerung, mich bei den kleinsten und gewöhnlichsten Einkäufen zu übervortheilen; beispielsweise verkauften die Jungen das Maulthierfutter im Anfang für den doppelten Preis, der in der Stadt galt, bis ich endlich dahinter kam.

Geschäftsreisende oder Maulthierzüge sind in Valle de Upar etwas Unbekanntes; im Innern Colombias und in Venezuela wird man in den Hauptstrassen förmlich belästigt durch die sich in kurzen Zwischenräumen wiederholenden langen Waarenzüge; Reisende beleben die Strassen; von alledem sieht man im Staate Magdalena nichts, ausser bei Villanueva, von wo aus ein wenig Kaffee nach Rio Hacha gesandt wird.

Einen Vortheil besitzt aber Valle de Upar; es hat keine Mosquitos. Während die ganze Nevada und die Städte San Juan und Fonseca, sowie die Küstenplätze mit Mosquitos beglückt sind, ist Valle de Upar vollständig frei davon. Der Grund dafür ist mir nicht klar; denn das Klima ist mehr oder weniger dasselbe wie in San Juan de Cesár, es ist heiss,

Mittags bis 34° C., Morgens 27° C., Abends 29° C., der Boden ist auch ungefähr von derselben Beschaffenheit, auch ist Wasser in der Nähe, welches häufig die Mosquitos anzuziehen scheint.

Mit den Mosquitostichen bringt man vielfach eine Hautkrankheit in Verbindung, die in Venezuela Caráte genannt wird und auch im Staate Magdalena ganz ausserordentlich verbreitet ist. Sie besteht darin, dass das Pigment der Haut an einzelnen Stellen erblasst, sodass sich weisse Flecken bilden; und zwar besonders an Händen und Füssen, aber auch sonst am ganzen Körper; ein von dieser Krankheit Befallener erscheint dann, wenn er ursprünglich von schwarzer und brauner Hautfarbe war, völlig scheckig; die getigerten Rücken der Negerinnen sind wohl in dieser Beziehung die charakteristischesten Beispiele. Alle Stände leiden unter diesem Uebel; ich weiss von feinen Familien in Santa Marta, die damit behaftet sind, und auch der Präfekt von Valle de Upar hatte getigerte Hände; irgend welche Gefahr ist nicht mit der Krankheit verbunden.

Ueber die Ursache derselben bin ich im Unklaren geblieben. Einige machen, wie oben bemerkt, die Mosquitos dafür verantwortlich, deren Jahrelang fortgesetzte Stiche das Blut entziehen; andere behaupten, die Beschäftigung im feuchten Wald, namentlich z. B. in Cacaohaciendas, erzeuge das Uebel; ich selbst glaubte eine Zeitlang, dass die Gewohnheit, die Fische mit dem Gift des Ceibabaumes*) zu fangen, um möglichst wenig Mühe davon zu haben, und dann diese vergifteten Fische zu dörren, an die Sonne zu hängen und dann zu verzehren, die Ursache des Caráte sei; allein ich bin von dieser Ansicht wieder zurückgekommen. Die Verbreitung

*) Bombax Ceiba.

des Uebels ist hauptsächlich in feuchten Küstenstrichen und im Tiefland des Innern zu suchen: so z. B. findet sie sich in den Thälern von Cucuta, sowie an der Nordküste Venezuelas, wo z. B. die Wirthin des bekannten Gasthauses El Cambur zwischen Puerto Cabello und Valencia, die Señora Doña Clara de Izaguirre damit behaftet war, so dass mancher Deutsche nicht bei ihr frühstücken mochte; in den Llanos Venezuelas habe ich den Carate vielfach gesehen; vor allem aber im Staate Magdalena in Colombia ist er ganz allgemein; vielleicht spielt auch der Schmutz eine wesentliche Rolle bei Erzeugung dieses höchst unästhetischen Uebels.

Inzwischen hatte ich meine Abreise betrieben, meine Thiere tüchtig herausgefüttert und eine gewaltige Ladung Essen angehäuft, welche in Kisten und Säcken über die Koffer gepackt wurde. Man beladet die Thiere im Staate Magdalena in wesentlich anderer Weise als im Staate Santander und in Venezuela. Natürlich ist auch in diesem Falle die letztere sehr vorzuziehen. Im Magdalena legt man dem Thiere ein paar Decken auf den Rücken und packt darauf einen Lastsattel, d. h. ein Gestell von Holz, welches an jedem oberen Ende eine gabelförmige Erhöhung hat; an diese werden die zu befördernden Säcke oder Kasten mittelst Stricken befestigt; auf der Reise aber verschiebt sich diese Last so unendlich oft, dass viel Zeit mit dem Wiedereinrichten der Ladung verloren geht. Dagegen hatte mein Diener eine praktischere Methode zu beladen aus dem Táchira, der westlichsten Landschaft Venezuelas, mitgebracht. Eine Anzahl geflochtener, dem Rücken des Thieres angepasster Gras-Schichten wurde zunächst aufgelegt; dann folgten mehrere Sudaderos, d. h. Schweissdecken aus Leder, darauf wollene Decken und darüber ein regelrechter gefütteter Packsattel; sodann wurden die zu transportirenden Colli in

zwei Netze gepackt, und ihrem Gewichte nach annähernd ausgeglichen; hierauf wurde das Ganze über den Packsattel gehängt und mit einem starken Gurt unter dem Bauch des Thieres befestigt. Darauf wurden die Netze mit Stricken zusammengeschnürt, äusserst fest angezogen und die Last sass dann wie angegossen auf dem Rücken des Thieres, sodass selbst bei schwierigen Gebirgsreisen nur wenige Male daran geändert zu werden brauchte. Allerdings erforderte diese Art des Packens Zeit und verzögerte den Aufbruch um mindestens eine halbe Stunde, allein die verlorene Zeit wurde wieder ersetzt durch das Wegfallen des endlosen Wiedereinrichtens der Last auf der Reise.

Zufällig fand sich gerade am Tage vor meiner festgesetzten Abreise nach der Nevada ein Arhuaco-Indianer aus San Sebastian in meinem Hause ein, welcher am folgenden Tage dieselbe Strecke zurücklegen wollte wie ich; ich schlug ihm daher vor, mir als Führer zu dienen, worauf er einging. So brachen wir am 12. Februar Morgens auf, kamen aber nur sehr langsam vorwärts; denn mein Indianer führte einen Ochsen mit einer Ladung Rum mit sich, sodass wir andauernd den Ochsenschritt einhalten mussten. Daher hatte ich Musse mir meinen Begleiter etwas näher anzusehen. Es war ein Mann von etwa 25—30 Jahren, mittelgross, mit feingeschnittenem Gesicht, schönen Augen, und lang herabwallendem, schwarzem, strähnigem Haar, welches beide Geschlechter aufgelöst über die Schulter herabfallen lassen; allerdings war dieser Bonifacio Izquierdo ein Prachtexemplar seines Stammes; im Allgemeinen zeigten sich die Arhuacos als weniger hübsch. Er trug ein grauweisses Gewand von Schafwolle, welches bis auf die Unterschenkel hinabreichte und mit einem Gürtel zusammengehalten war; dazu eine schmutzige Mütze und darüber einen Strohhut; ein langes

Messer und eine grellfarbene Umhängetasche vervollständigten die Ausrüstung. In der Tasche steckt der poporo, ein Gefäss aus der Fruchtschale des Totúmo*)-Baumes von der Form einer Sanduhr, und der Grösse einer Hand, in welchem ein Gemisch von Cocablättern und gestossenen gebrannten Meermuscheln sich befindet, welches unablässig von den Indianern mit einem kleinen Stabe zur Begleitung des Cocakauens zum Munde geführt wird; weiter unten werde ich etwas Zusammenhängendes über die Arhuaco-Indianer geben; hier wollen wir einstweilen in unserer Reise fortfahren.

Langsam schritten wir an den Randketten der Nevada entlang, in glühend heisser Mosquito- erfüllter Ebene mit hässlicher Vegetation; um Mittag erreichten wir einen traurigen Viehhof mitten zwischen den Cactus und Dornen; häufig fanden sich die Agaven am Ufer des Rio Mocho, jene für Südamerika charakteristischen Pflanzen, von denen es zwei Arten, eine hoch aufschiessende mit langen dünnen Blättern, Maguey**), und eine zweite mit kurzen breiten Blättern, Cocuiza***) genannt, giebt.

Hinter dem erwähnten Viehhofe Revesado beginnt leicht gewelltes, braunrothes, von der Sonne verdorrtes Hügelland, durch welches der Rio de los Clavos hindurchfliesst. Nahe seinem Ufer liegt ein zweiter Viehhof, El Descanso; hier beschlossen wir zu übernachten; nach einiger Mühe gelang es uns, die Zustimmung der Bewohner zu erlangen, und es handelte sich nun um die Mahlzeit. Zur Charakteristik dieses masslos schwerfälligen Volkes will ich anführen, dass in dem Hause ein Mann und zwei Frauen wohnten, von denen ersterer den Mais, die eine Frau den Kaffee, die andere die Eier ver-

*) Crescentia cujete.
**) Fourcroya, Agave americana.
***) Cocuiza Aloe.

kaufte, sodass ich thatsächlich der einen Frau $^1/_2$ real (20 Pf.) geben musste, damit sie von der anderen die Eier kaufe; und dabei wohnten sie stets in demselben Hause zusammen und waren wahrscheinlich sogar nahe Verwandte; indess muss man lernen, allen solchen Weitläufigkeiten und albernen Scherereien gegenüber die Geduld zu behalten.

Der Name Descanso (Ruhe) strafte Lügen; denn ich habe selten eine so üble Nacht verbracht, wie hier; abgesehen von den Mosquitos fiel hier besonders das unaufhörliche Gebell der räudigen Hunde auf, mit denen ein solcher einsam gelegener Viehhof stets gesegnet zu sein pflegt.

Hinter Descanso traten wir nun am nächsten Morgen endlich in das Gebirge ein; zunächst durchzogen wir einen frischen Palmenwald, welcher sich zu beiden Seiten eines Baches ausbreitete, dessen Bett den Zugang zu den Ketten von Pueblo Viejo vorzeichnet. Ueber dem Walde stiegen zur rechten niedrige, mit spärlichem Gras bewachsene Hügel auf, an deren Abhängen hier und da eine vereinzelte Curua Palme stand, ein eigenartiges Landschaftsbild hervorrufend. Zur linken erheben sich höhere, schön geformte dom- und kuppenförmige, mit schwarzem Walde bedeckte Gipfelzüge, welche den Charakter einer geschlossenen Gebirgskette haben, und von den Indianern Teregunguruá genannt werden. Am Bache zieht sich der Wald aufwärts bis etwa 1200 m Höhe; sehr frisch und üppig ist die Vegetation auf diesem Anstieg; viele Corosos-Palmen, Bambus, Caña brava*), Oruro**), Indio desnudo und andere Pflanzentypen, wozu auch von etwa 700 m an Farren in grösserer Zahl treten. Unmittelbar aus dem Walde steigt man auf den kahlen Rücken des Sala ge-

*) Gynerium.

**) Inga ligustina.

nannten Höhenzuges hinauf, über welchen der Weg nach Pueblo Viejo führt; gegen Südost sieht man hier das Dorf Valencia de Jesus und die Ebenen des Cesarthales, gegen N.-O. erblickt man die Berge von Valle de Upar, gegen Nord erheben sich die bewaldeten Ketten der Chinchicuá-Kette; der Weg führt langsam zur Thalebene herab, durch welche der Rio Ariguaní und seine Nebenflüsse fliessen. Auf einer sehr ausgedehnten von diesen Flüssen selbst aufgeschütteten Schotterterrasse liegen hier zerstreut ein paar Hütten; das ist Pueblo Viejo; die Mosquitos sind hier so ungemein zahlreich und bösartig, dass eine hier früher in grösserem Stile begonnene Ansiedlung wieder aufgegeben werden musste. Ich zog es vor, etwas oberhalb Pueblo Viejo in einem kleinen Hause eines Mestizen um Obdach zu bitten, was mir bereitwilligst gewährt wurde; selten habe ich so freundliche Aufnahme gefunden, wie bei diesem Francisco Solis genannten Halb-Indianer und seiner rein indianischen Frau Cornelia. Nicht nur, dass alle Schätze des Hauses für mich herbeigeschleppt und ein wirklich gutes Gericht von Mais, Bananen, Erbsen u. s. w. hergestellt wurde, sondern man räumte mir sogar Nachts die Hütte vollständig ein, die allerdings so klein war, dass gerade eine Hängematte darin aufgehängt werden konnte. Ein grosser Trapiche befand sich neben dem Hause; es ist das eine höchst primitive Vorrichtung zum Mahlen des Zuckerrohres, welche durch Ochsen gezogen wird. Zuckerrohr und Bananen sowie auch Coca pflanzte mein Wirth an geschützten Stellen, am Flussufer an den Rändern der steil abfallenden, durchschnittenen Seiten der Schotterterrassen. Wir wurden mit grossen Stangen des bereits gereinigten Zuckers beschenkt, welche hier den Namen alfandoque führen, sowie mit Bananen und Zuckerrohr. Bezahlung wollten meine liebenswürdigen Wirthe nicht an-

nehmen, sodass ich mich veranlasst sah, der Frau Cornelia einige Silbermünzen zu schenken; diese Silbermünzen hängen die Frauen in Ketten um den Hals und besitzen auf diese Weise häufig eine ziemlich grosse Summe; denn ich sah, dass z. B. gerade meine Wirthin Cornelia etwa 10—12 derartiger Ketten trug. Ausser diesen Bewohnern befanden sich noch eine Anzahl Indianer beiderlei Geschlechts bei dem Hause, welche bei dem Trapiche beschäftigt waren; besonderes Vergnügen gewährte es ihnen, durch mein Opernglas zu schauen, und bald die entfernten Berge ganz nahe, bald in der Nähe liegende Hunde ganz weit entfernt zu erblicken. Diese Ansiedlung nannte man La Cueva oder Ingunáku; der spanische Name verdrängt den indianischen; weiter aufwärts im Gebirge aber haben sich mit den eingeborenen Bewohnern auch die indianischen Namen erhalten. So stiegen wir z. B. am folgenden Tage über den Höhenzug Yungeroa an der Seite der Kette Dunkurná nach dem Alguacil-Walde auf, der den Südabhang der Chinchicuá-Kette bedeckt. Von diesen vier Namen ist nur das Wort Alguacil spanisch, und bedeutet Häscher, Scharfrichter, vielleicht eine trübe Erinnerung an die Greuel der ersten Eroberer.

Nunmehr treten wir ein in die Region der Hochwälder, welche vielleicht noch fesselnder sind als die ungeheure Vegetation des Tieflandes. Denn hier ist man frei von der Hitze, frei von der Plage der Mosquitos, frei von den Miasmen des Bodens. Fröhlich athmet man auf, wenn man in die frischen Wälder eintritt, staunend steht man auch hier vor der Fülle und Schönheit der Formen, die sich vor dem Auge des Wanderers entrollen. In erster Linie sind es namentlich die Baumfarren, welche den grossartigsten Eindruck hinterlassen; ihre zartgegliederten Wedel übertreffen an Formenschönheit und Eleganz noch weit die gerühmten Kronen der Palmen

des Unterlandes. Gruppenweise stehen sie im Hochwald, meist an den Wasserläufen, beisammen; ihr feiner, gerader, geschuppter Stamm steht in harmonischem Verhältniss zur Grösse der Krone; um ihre Wipfel spielt der Morgenwind und um sie herum und über sie empor reckt sich die unendliche Mannigfaltigkeit der Bäume des Hochwaldes, die breitblättrigen, saft- und gummiausscheidenden Kautschukgewächse, die hochstämmige Ceder, die Lorbeerarten, die eigenthümliche Wachspalme. Schlingpflanzen in üppiger Wucherung umgeben die Kronen der Bäume und Luftwurzeln reichen bis tief an den Boden herab. Dazu sind die Aeste der dort lebenden Baumarten förmlich überwuchert von den eigenthümlichsten und bizarrsten Formen der Orchideen, deren Reichthum namentlich in Trujillo ein ganz fabelhafter ist. Hier gedeihen die Cinchonen in mehreren Arten; Liriaceen, Heliconien und Leguminosen füllen den Wald; von den Bäumen hängt langes weisses Bartmoos herab und der ganze Hochwald trieft von Feuchtigkeit und ist häufig in einen leichten feinen Nebel gehüllt, welcher hier und da sich zusammenballt und in den Schluchten und Thälern auf- und abwallt. Hier ist das Thierleben in seinen schönsten Formen ausgebildet. Schmetterlinge durchgaukeln den Wald und die sonst wenig sichtbare Vogelwelt erfüllt hier die Kronen der Bäume.

Der Alguacil-Wald ist der einzige Wald am ganzen Südostrand der Nevada zwischen Pueblo Viejo und Treinta; was sehr bemerkenswerth ist, da in den andern mir bekannten Gebirgen, den venezolanischen und colombianischen Anden und namentlich der der Nevada gegenüberliegenden Cordillere von Perijá der Wald bis hoch hinauf, fast bis 2800 m steigt; es scheint, dass die geringe Niederschlagsmenge des Südostrandes und vielleicht auch die Gesteinsart der Nevada

diesen Mangel des Waldes in der Höhe erzeugt; jedenfalls ist er eine eigenthümliche und für den Reisenden sehr bedauerliche Erscheinung; denn abgesehen von dem landschaftlichen Reiz, den Wälder stets ausüben, wird durch Wälder auch grösserer Wasserreichthum erzeugt; und gerade daran hat man an einigen Stellen am Fusse der Nevada zu leiden.

An der kahlen Chinchicuá-Kette steigen wir empor, bis wir von der Passhöhe aus in das Innere des Gebirges einen Blick erhalten: eine ungeheure gewaltige Kette steigt jenseits der Chinchicuá-Kette auf; ihre grauen, rothen und grünen, auch braun und weiss getönten Abhänge fallen gegen das Thal von San Sebastian hinab; ihre Spitzen waren im Nebel gehüllt; von der Schneekette sah man auch nichts; um eine Hoffnung ärmer stiegen wir in das Thal von San Sebastian hinab.

Zwischen den genannten beiden Ketten fliesst in einem Ostwest-gerichteten Längsthale der Rio de San Sebastian, wahrscheinlich identisch mit dem in die Ciénaga Grande mündenden Rio de la Fundación, dessen wir im vierten Capitel gedachten. Sein Thal ist tief und ziemlich breit; es ist bei weitem das schönste, geräumigste und für Ansiedlungen geeignetste Thal in der Nevada.

Was ich zuerst erblickte, waren weite Wiesengründe, prachtvolle fette Weiden, auf welchen Rinder und Pferde sowie Maulthiere grasten. Hier und da sieht man eine Ansiedlung, umgeben von einer Art Garten, in welchem die Indianer ihren täglichen Hausbedarf pflanzen; die Vegetation ist sonst im allgemeinen schwach; auf den öden Berghängen stehen nur Agaven, in grosser Anzahl, aber meist einzeln; wenige blühende Büsche beleben hier und da das Flussufer. Die Gegend macht den Eindruck eines alpinen Hochthals: man hört nur das Murmeln des Flusses und das Brüllen der

Rinder; am östlichen Ende des Thales erhebt sich ein gewaltiger Granitriese, der Cerro Figueroa, in der Form eines abgestumpften Kegels mit fast glatten Wänden; im Westen scheint der Fluss durch eine enge Klamm abwärts zu strömen; hier erblickt man in weiter Ferne dieselben Berge, deren Westfuss man in dem Dorfe Cataca am Rio Cataca und von La Fundacion aus sieht. Je weiter man vorwärts schreitet, desto zahlreicher werden die Hütten der Bewohner, alle umgeben von den erwähnten kleinen Gemüsegärten, deren geringe Vegetation sich scharf von den benachbarten Weiden abhebt. Plötzlich macht der Weg eine Biegung und man erblickt vor sich, am linken Ufer, des Flusses, das Indianerdorf San Sebastian, das grösste und in vieler Beziehung eigenthümlichste aller Dörfer in der Nevada. Es enthält etwa siebzig ziemlich grosse Strohhäuser, die stets so viel Raum enthalten, dass man mehrere Hängematten nebeneinander ausspannen kann; sie sind mit einer regelrechten Thür versehen und etwa von doppelter Mannshöhe; dazu kommen andere noch grössere und geräumigere Hütten, welche einzelne in San Sebastian angesiedelte Colombianer bewohnen; die Hütten stehen reihenweise nebeneinander, sodass Gassen entstehen, in denen die Bevölkerung auf- und abwandelt. Das Ganze ist von einer etwa 1 m hohen Steinmauer umgeben, welche zum Schutz gegen die ausserhalb auf dem weiten Wiesenplan weidenden Esel und Pferde, sowie Rinder errichtet ist; es wird peinlich darauf gesehen, dass keine Thiere ins Dorf kommen, und nur mir wurde gestattet, dieselben neben meinem Hause zu füttern. An dem Haupteingange zum Dorfe ist ein Thor errichtet, welches mit Balken verschlossen ist; durch dieses Thor zog ich denn am Sonntag, den 14. Februar Nachmittags 2 Uhr in das Dorf ein; ein Thorwächter öffnete mir den Eingang. Man war

nämlich auf mein Kommen vorbereitet, da mich auf dem Wege ein junger Mestize, Don Antonio Triana, überholt hatte, ein liebenswürdiger junger Mann, dessen thatkräftiger Hülfe ich vieles zu danken habe.

Er war ein Neffe einer in San Sebastian ansässigen alten Jungfer, der Señorita Doña Dominga Triana, an welche ich vom Dr. Monsalvo in Valle de Upar einen Empfehlungsbrief erhalten hatte. Als ich ankam, war daher bereits ein Haus für mich hergerichtet, in welchem allerdings als alleiniges Möbel eine grosse Krippe stand, aus welcher die Indianer bei Festlichkeiten den gegohrenen, stark berauschenden Zuckerrohrsaft zu trinken pflegen, den man guarapo fermentado nennt. Kaum war ich in dem Hause, als sich dasselbe allmählig mit allerlei Gestalten füllte, welche sich ihren neuen Gast betrachten wollten; ehe ich aber in der Erzählung meiner Erlebnisse fortfahre, erscheint es mir nöthig, einiges Zusammenhängende über die Arhuacos zu berichten.

Sechstes Capitel.

Die Arhuaco-Indianer.*)

Der Name der Arhuacos tritt zuerst auf in dem Berichte Ambrosius Alfingers über seine Expedition im Norden der tierra firme. Als Karl V. im Jahre 1527 dem Augsburger Kaufmannshause der Welser Coro verpfändet hatte, sandten diese den genannten Abenteurer auf die Suche nach dem Eldorado aus; er gelangte dabei auch in das Cesarthal und erwähnt unter manchen andern noch jetzt identificirbaren Indianerstämmen auch die Arhuacos. Sodann erwähnt Nicolas de la Rosa in seiner 1739 herausgegebenen „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la ciudad de Santa Marta" die Bewohner der Nevada und nennt sie Aurohuacos, woraus sich Arhuacos gebildet hat. Dieser Name selbst ist den Indianern unbekannt, und gilt in San Sebastian sogar als Schimpfwort. Es ist möglich, dass der Name von den Goajiro-Indianern stammt, den östlichen Nachbaren der Arhuacos. Simons berichtet, dass die Goajiros glauben, die Arhuacos seien die ursprünglichen Einwohner der Goajira-Halbinsel gewesen**). Der Name klingt stark an Arawak an, womit die

*) Zuerst abgedruckt in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1886. Heft 6.

**) Proceedings London Geogr. Soc. 1885. XII.

Stämme am Mazaruni in British Guayana bezeichnet werden, indess sind die Beziehungen zu diesen mindestens zweifelhaft.

Jedenfalls aber waren sie nicht die Ureinwohner des Gebirges. Wenigstens behaupten die Spanier, dort schwere Kämpfe mit den Ureinwohnern bestanden zu haben, welche sie Taironas nannten. Nun sind aber die Arhuacos ein so überaus friedfertiger Stamm, dass man unmöglich in ihnen die kriegerischen Taironas wiedererkennen kann. Eher möchten diese identisch sein mit den noch bis Anfang, ja Mitte dieses Jahrhunderts gefürchteten Chimilas, welche die Schiffahrt auf dem Magdalena störten und von denen sich Reste noch bis heute in den unendlichen Wäldern zwischen dem Westabhang der Nevada und dem Magdalena erhalten haben.

Es scheint vielmehr, als ob die Arhuacos die Reste verschiedener Stämme seien, welche sich vor dem Andrängen der Spanier in das Hochgebirge gerettet haben. Wenigstens findet man, dass unter der 3000 Seelen wohl nicht übersteigenden, spärlichen Bevölkerung vier verschiedene Dialecte herrschen; die am Nordabhang des Gebirges wohnenden nennen sich Kǫ́ggaba, d. h. „Menschen", wonach denn auch der padre Celedón ihre Sprache das Köggaba genannt hat.*)

Diese Kǫ́ggaba bewohnen 4 Dörfer, San Antonio, San Miguel, Santa Rosa und Pueblo Viejo, am Nordabhang, und ein Dorf, San José, am Südabhang der Hauptkette der Nevada, dazu eine Anzahl Ansiedlungen.

Die übrigen 3 Dialecte vertheilen sich auf den Südabhang, und zwar spricht man in San Sebastian das Bíntukua; meinen Erkundigungen nach wäre es richtiger „Busintana" zu sagen, d. h. das Geschlecht von Busin, einer Oertlichkeit im Hoch-

*) Celedón, R. Gramática de la lengua Kǫ́ggaba. Paris 1886.

gebirge, woselbst zwei riesige Felsmassen sich befinden, von welchen die Indianer abzustammen glauben.*)

In Atánquez spricht man einen Dialect des Guamáka und dieses selbst in den Dörfern El Rosario und Marocaso. Die Dialecte weichen nicht so weit von einander ab, dass sich die verschiedenen Dörfer nicht mit einander verständigen könnten.**)

Die Arhuacos sind im Allgemeinen von kleiner Statur, etwa 1 m 50 bis 1 m 60; ihre Körperformen sind nicht unschön, insofern als ein gewisses Ebenmass vorhanden ist; sie sind ziemlich wohlbeleibt und ihr ganzer Körperbau macht den Eindruck des Festen, Strammen. Ihre Hautfarbe ist dunkelgelbbraun, Augen und Haar schwarz. Erstere stehen schief, sodass man sich des Eindrucks einer lebhaften Aehnlichkeit mit der mongolischen Rasse nicht erwehren kann. Eigenthümlicherweise nennen die Colombianer sie auch stets „chinos", „Chinesen"; diesen Ausdruck habe ich weit häufiger gehört als das Wort „indios" oder gar „Arhuacos". Das Haar ist lang, straff, und umwallt den ganzen Kopf mähnenartig. Bartwuchs ist spärlich; der Gang behäbig, abgemessen, mit einem gewissen vornehmen Ausdruck.

Die Frauen sind klein, von regelmässigen Formen, aber im Allgemeinen nicht hübsch; ihr Gang gebückt, infolge der Last der verschiedenen Taschen mit Lebensmitteln und Hausrath, welche sie beständig mit sich schleppen und die sie mit breitem Bande an der Stirn befestigen. Auch ihre Kinder tragen sie in dieser Weise; dabei gehen sie häufig rasch und arbeiten obendrein noch unausgesetzt an den erwähnten

*) Stammesname und Dialectname decken sich stets.

**) Es scheinen Beziehungen zu den Dialecten Costaricas vorhanden zu sein.

Taschen oder Beuteln, welche sie aus den Fasern der Maguey-Pflanze (Agave americana) anfertigen.

Die Kleidung der Arhuacos besteht in Beinkleidern und einem langen mantelartigen Gewande, welches jedoch auch zuweilen mehr in Sackform getragen wird und bis auf die Kniee, in San Sebastian bis auf die Knöchel herabreicht. Borten und Verzierungen, besonders zickzackförmige Arabesken werden häufig an dem unteren Rande angebracht; diese Gewänder sind aus Baumwolle; sie sind ziemlich schwer, und passen gut für das kühle Klima des Hochgebirges, werden jedoch auch im heissen Lande nicht abgelegt. Dazu trägt man in San Sebastian eine schwarze oder graue baumwollene Mütze von der Form eines türkischen Fez; in den Dörfern des Nordabhangs geht der Arhuaco meist ohne Kopfbedeckung oder braucht hier und da den Strohhut, welcher besonders in Atanquez fabricirt wird.

Die Frauen haben ähnliche Tracht, sodass die Geschlechter nicht leicht zu unterscheiden sind. Kinder gehen ebenfalls häufig bekleidet. In der That nöthigt das Klima zum Anlegen wärmerer Kleidung; wenigstens ist die Tages-Temperatur in San Sebastian und San Miguel etwa unserem Octobermonat entsprechend, in den übrigen Orten allerdings höher.

Die Nevada-Indianer leben in Hütten von meist kreisrunder Gestalt, diese Hütten sind häufig so niedrig, dass man nur in gebückter Stellung in ihnen stehen kann; aussen sind sie mit Stroh bekleidet, welche Bekleidung zuweilen bis auf den Boden hinabreicht; der Eingang ist sehr schmal und wird mit einer Thür versehen, an welcher Schlösser mit Ketten zum Verschluss des Hauses angebracht sind. Diese Häuser sind häufig sämmtlich verschlossen, da die Bewohner auf dem Lande weilen; dann kann es dem Reisenden

passiren, dass es unmöglich wird, ein Unterkommen zu finden, wie es mir in San Antonio erging, wo ich drei Stunden auf der Strasse stehen musste.

Auf der Spitze der Hütte sind Topfscherben und irdene Krüge als Zierath aufgestellt, darüber häufig Holzstäbe nach allen Richtungen hinausgesteckt.

Das Innere enthält wenig Hausrath; ein Kochtopf und ein paar Holzschemel bilden das einzige Inventar; dazu die unvermeidlichen, mit frischen lebhaften Farben ausgestatteten Taschen. Zum Schlafen dient eine Art Gestell im oberen Theile der Hütte.

Eigenthümlich ist die Sitte der scharfen Trennung der Geschlechter. Infolge dessen stehen die Häuser meist zu zweien einander gegenüber, eins für die Frau und Kinder, das andere für den Mann. Die Geschlechter dürfen nicht in demselben Hause sein; diese Sitte wird streng eingehalten und ich sah oft, dass, sobald die Frau in das Haus trat, der zufällig anwesende Mann sofort herauskam. Zwischen beiden Häusern befindet sich ein Stein; auf diesen setzt die Frau eine Schale mit Essen für den Mann; hier verzehrt derselbe seine Mahlzeit und unterhält sich mit seiner in der Thür stehenden Ehehälfte, bei Regenwetter eine wenig beneidenswerthe Lage. Uebrigens essen die Arhuacos unaufhörlich; in San José sah ich, dass der Oberzauberer Don Felix Daza alle 2 Stunden von seiner Ehefrau mit einer Schale Essen bedacht wurde; schon um 6 Uhr Morgens hatte er eine grössere Mahlzeit zu sich genommen und setzte das Geschäft den ganzen Tag über fort; ja sogar Nachts essen die Arhuacos.

Andererseits können sie auch wieder recht lange fasten, wenn sie nämlich den hayo und etwas Zucker haben.

Hayo nennen sie die Cocapflanze (Erythroxylon Coca),

deren Cultur früher übrigens noch allgemeiner verbreitet gewesen sein muss.

Die Cocapflanze ist ein sehr zierlicher Strauch von der Grösse des Kaffeestrauches, häufig auch kleiner, im Durchschnitt mannshoch. Drei bis vier kleine Stämme wachsen aus dünnen, langen, nicht sehr tiefgehenden, sondern unter dem Erdboden hinkriechenden Wurzeln heraus. Sie tragen hellgrüne, zarte, ovale bis elliptische Blätter von frischestem, anmuthigstem Ansehen, sodass die mannigfach verstreuten Cocapflanzungen ein reizendes Moment in der Landschaft bilden. Die Blume ist weiss, hat 5 Kelchblätter, 5 Staubfäden und ist ebenfalls sehr zart; ebenso die im reifen Zustande rothe, im unreifen grüne bis gelbe Frucht, welche Beerenform hat und nur $^1/_2$ cm lang wird. Sie wächst unregelmässig vertheilt an kleinen Stielen.

Da man die Blätter unten über der Erde stehen lässt, so entwickelt sich kein regelrechter Stamm.

Die Pflanze wird zu allen Zeiten, jedoch besonders im Frühling, März bis Mai, gesäet. Die Indianer machen ein grosses Geheimniss aus der angeblichen Kunst, die Coca zu säen, indem sie behaupten, dass, wer es nicht verstehe, die Pflanze richtig zu säen, sterben müsse. Daher sind es nur besonders bevorzugte Personen, welchen das Säen der Coca anvertraut wird.

Die Coca blüht zu jeder Zeit und reift ebenfalls ohne Beschränkung. Im März sah ich gleichzeitig Knospen, Blüthen und Früchte, halbreife braune und reife rothe.

Die Pflanzen, welche ich sah, waren 4—5 Jahre alt, doch behauptete der Besitzer der Pflanzung, ein halbcivilisirter Indianer in San José, dass sie bis 16 Jahre alt werden könnten.

Die Cocapflanzungen in der Nevada befinden sich in der

Höhe von 800 bis 1600 m. Doch gedeiht die Coca auch in grösseren Höhen und ebenfalls im heissen Tieflande. Früher war der Anbau der Coca ganz allgemein in der Goajira-Halbinsel, besonders in Macuira, welches tropisches Tieflands-Klima hat. Auch in Molino und Villanueva am Fuss der Andenkette zog man sie. Doch ist die Cultur derselben dort eingegangen, möglicherweise wegen der Trockenheit, die dort herrscht und mehr und mehr zunimmt. Die Coca verlangt nämlich als Hauptbedingung ihres Gedeihens gute Bewässerung; man findet sie daher meist an Flussufern angepflanzt. Auch bedarf sie sorgsamer Pflege; namentlich muss man eine schwarze Ameisenart von ihr fernhalten, welche die Blätter frisst.

Werth haben nur die Blätter, welche zu jeder Jahreszeit, jedoch nur einzeln abgepflückt werden und zwar ausschliesslich von den Frauen, während die Arbeit des Säens nur von Männern vollzogen werden darf. Diesen fällt auch wiederum die nach dem Pflücken eintretende Zubereitung zu, nämlich das Rösten.

Der Gebrauch ist dann, dass die Blätter gekaut werden; dazu führt der Arhuaco stets den poporo mit sich, ein sanduhrähnliches Gefäss aus der Frucht des Totumobaumes; in dieses mischt er pulverisirte, in gelbbraunen Brei verwandelte gestossene Meeresmuscheln, die von Rio Hacha bezogen werden.

Stets führt er den poporo mit dem ambiro genannten Gemisch bei sich und nimmt dann zuerst einige Cocablätter, darauf vermittelst eines in dem poporo steckenden Holzstäbchens etwas von dem ambiro zu sich. Tag und Nacht wird diese Gewohnheit von allen männlichen Arhuacos geübt, ja die Sitte ist von so grosser Bedeutung für die Indianer, dass sie ihre Begrüssung darin bestehen lassen, in-

dem sie zunächst einige Cocablätter, dann etwas ambiro austauschen.

Der Genuss der Coca soll angeblich so nährend sein, dass man tagelang nur von Cocablättern leben kann; der Genuss ist ausschliesslich auf die Indianer beschränkt. Die Colombianer benutzen die Coca nur hier und da zu einem Thee, der eine schweisstreibende und nervenstärkende Wirkung haben soll.

Im Uebrigen besteht die Nahrung der Arhuacos im Allgemeinen ebenfalls nur aus Vegetabilien, und zwar ist es in erster Linie arracache, (Conium arracacha) und Banane, die eigentlich in jeder Ansiedlung vorzufinden ist, dazu yuca, ápio, ñame (Discorea), Malanga (Maranta malanga), Kartoffeln, Bohnen, Bataten, Kohl, Mais, Zwiebeln, Zucker. Fleisch essen sie selten, noch seltener Reis; von sonstigen Nahrungsmitteln erwähne ich Schnecken und Eidechsen. Von Getränken lieben sie ausser Milch neuerdings besonders den Rum, welcher ihnen von den Colombianern in grossen Quantitäten verkauft wird, was zum allmähligen Untergang der Stämme führen muss. Schon jetzt geht der Viehstand und Pferdereichthum der Indianer in San Sebastian auf diese Weise allmählig in die Hände der wenigen Colombianer über, welche dort angesiedelt sind.

Die obengenannten Nahrungsmittel pflanzen sie, besonders in San Sebastian, in den bereits erwähnten kleinen Gemüsegärten zusammen, um welche sie einen Zaun aus der stachlichten Magueypflanze ziehen. Ueberall findet man diese Ansiedlungen an die Berghänge geklebt oder im Thale verstreut; dazwischen stehen Bananenpflanzungen, und grössere Bäume und Sträucher, wie der Granadillobaum, (passiflora quadrangularis), Guayavobaum (psidium pomiferum), Ceiba (Bombax Ceiba), ferner wilde Rosen, jasminartige Büsche,

dann die hellgrüne Cocapflanzung, alles umgeben von Maguey. Das Ganze macht einen sehr freundlichen Eindruck.

Die Dörfer sind weniger freundlich; gewöhnlich liegen sie eingeklemmt zwischen niedrigen Hügeln oder angeklebt an die Felsen auf den Schotterterrassen der Flüsse. Manche sind von einer Mauer umgeben, durch welche ein Thor führt, an welchem ein Indianer als eine Art Thorwärter aufgestellt ist, so namentlich San Sebastian, doch auch San Antonio und San Miguel. In der Mitte steht gewöhnlich eine als Kapelle dienende schmucklose Hütte, mit dem Bilde des Ortsheiligen. Die Strassen sind eng und unzusammenhängend; der Eindruck der Ortschaften ist meist kein erfreulicher, da alles leer steht; kommen aber die Bewohner zurück, so betrinken sie sich und fallen dann sehr lästig. Obwohl sie im Allgemeinen passiv, zurückhaltend und scheu sind, werden sie in der Betrunkenheit zudringlich, vertraulich und sogar gewaltthätig; dem padre Celedón hätten sie beinahe einmal das Haus über dem Kopfe angesteckt. Beide Geschlechter berauschen sich, und die ganzen Nächte hindurch währte der Lärm, indem sie singend und musicirend mit Flöten und Klappern im Dorfe herumzogen, deren eintöniges Geräusch und deren langgezogene Töne die melancholische Stimmung, die man in jenen Berg-Einöden empfängt, nur noch verstärkten. Die Flöten, carrizo, sind zwei etwa $^1/_2$ m lange Holzrohre, verschieden eingerichtet. Das eine enthält sechs Löcher, das andere eins; ersteres wird das männliche Instrument genannt, letzteres das weibliche; beide sind im Duo gestimmt und geben einige melancholische, getragene Töne; die Klapper (maraca) ist ein Theil einer Fruchtschale des Totumobaumes, in welchen Maiskörner oder Erbsen geschüttet werden, welche dann beim Schütteln ein rasselndes Geräusch hervorrufen.

Diese Musik spielt namentlich bei ihren Tänzen eine

grosse Rolle. Diese Tänze sind wohl meist religiöser Natur; eine allgemeine Bezeichnung für Tanz ist funfún; ein besonderer Tanz, welcher namentlich in Rosario auf dem Südabhange des Gebirges geübt wurde, am Nordabhang aber ganz unbekannt ist, heisst Subida al cielo, die Himmelfahrt. Dabei bilden sie einen Kreis um die Musik, schlagen sich im Takte die Fusssohlen, gehen abwechselnd gegen die Musik vor und ziehen sich zurück; nachdem sie dies mehrfach wiederholt haben, schliessen sie unter allgemeinem Geschrei den Tanz ab. Bei anderen Tänzen machen sie Thiere nach, schreien wie Affen, Tiger, bewegen sich wie Geier, Schlangen, Stiere und enden wiederum mit grossem allgemeinem Gebrüll.*)

In Atanquez tanzte man den Marimba-Tanz zum Schalle der Marimba; es ist dies ein sehr harter kleiner Holzbogen, dessen Saite von den Fasern der Dókora-Palme gemacht ist; man nimmt die Saite in den Mund, und schlägt den Bogen mit einem Holzstab; tactmässig wird dann geathmet, die Lippen abwechselnd geschlossen und geöffnet. Es erscheinen dann eigenthümlich melodiöse Töne.**)

Am wichtigsten ist der Cansamaria-Tanz, den sie selbst Nuchei nennen; er hat entschieden religiöses Gepräge; namentlich im Vollmond des Januar zur Feier des Festes des Taiku kommen von weit und breit die Arhuacos zusammen nach bestimmten Orten, z. B. nach San Miguel, wo der Tanzplatz etwas ausserhalb des Dorfes über dem Flusse liegt. Ein gepflasterter Weg, aus drei Reihen behauener Granitblöcke mit Kantsteinen bestehend, führt vom Flusse hinauf. Die Frauen wohnen auf der einen Seite, die Männer auf der andern, auf dem grasbewachsenen Tanzplatze in Hütten, in

*) Celedón a. a. O. XV.
*) Ebenda XVII.

denen die Zauberer des Stammes ihre Wohnung für gewöhnlich zu haben pflegen. Dann legen sie allen Schmuck an, welchen sie besitzen, und welcher früher sehr werthvoll gewesen sein muss. Beispielsweise besitzt der padre Celedón eine aus goldenen Fröschen und Wasservögeln zusammengesetzte Halskette.*)

Die Arhuacos schliessen gewöhnlich schon ziemlich früh die Ehe; es ist sehr selten, dass einer unverheirathet bleibt. Ueber Gebräuche bei der Heirath ist mir nichts bekannt geworden. Sicher ist nur, dass die ehelichen Pflichten niemals im Hause ausgeübt werden, aus dem einfachen Grunde, weil eben die Geschlechter nicht zusammen in demselben Hause weilen dürfen. Die Arhuacos begeben sich daher zu genanntem Zwecke aufs Feld oder in die Bananenpflanzungen. Selten kommt eine Ehe oder ein Zusammenleben zwischen Colombianern und Indianerinnen vor; im Falle eines solchen Vergehens wird die Indianerin von ihren Stammesgenossen mit den Ketten geschlagen, welche zum Verschluss der Hausthüren dienen. Es giebt daher auch fast gar keine Mischlinge zwischen Colombianern und Arhuacos. Einem solchen, Don Antonio Triana im San Sebastian, verdanke ich eine Anzahl Wörter aus dem dortigen Dialekt. Die Frauen lieben es, Halsketten von Korallen, Draht und Silbergeldstücken zu tragen; häufig 20—25 verschiedene Ketten zugleich; besonders geschätzt sind Karneol-Ketten, welche auch die Goajiros ganz besonders begehren; dort nennt man diese Karneole tuma; der Fundort soll nach Simons Berichten in der Macuira-Kette am äussersten Ende der Goajira-Halbinsel sich befinden; doch wagen die Goajiros aus abergläubischer Furcht nicht, die Mineralien zu holen.

---

*) Celedón a. a. O. XI.

Die Stellung der Frauen bei den Arhuacos scheint den Männern in vieler Beziehung ebenbürtig zu sein; wenigstens haben sie starken Einfluss auf den Kauf; häufig kann eine Verabredung nicht als gesichert gelten, wenn man versäumt hat, die Zustimmung der Frau einzuholen. Auf allen seinen Wegen wird der Arhuaco von seiner Frau begleitet, und zwar geht dieselbe stets vor ihm her, sodass, wenn man mit indianischen Führern im Gebirge herumzieht, stets die Frauen dabei sind und den Vortrab bilden; dann folgen die Männer, hierauf die Reisenden. Im Uebrigen liegt der Frau alle Hausarbeit ob, und auch die Bearbeitung der Anpflanzungen ist ihre Aufgabe.

Leider sind die Arhuacos sehr wenig gastfreundlich, ganz im Gegensatze zu den Goajiros; man hat oft seine Noth, irgendwo unterzukommen, und ehe sie mit Lebensmitteln herausrücken, kann man längst Hungers gestorben sein. Früher soll es in dieser Beziehung besser gewesen sein. Sie stehen noch im Stadium des Tausches, und gewöhnen sich schwer an das Kaufsystem; mit Geschenken erreicht man mehr als mit Geld, obwohl sie das letztere gern nehmen, es aber vergraben oder ihren Frauen in Gestalt von Halsketten überweisen.

Die Arhuacos sind körperlich und geistig schwerfällig und überaus träge; daher sind denn auch ihre religiösen Vorstellungen nicht besonders ausgebildet; es mag dies aber auch darin seinen Grund haben, dass sie bereits äusserlich der christlichen Kirche gewonnen sind und sich daher im Stadium des Verlustes ihrer Traditionen und der Verquickung ihrer alten Anschauungen mit dem neuen Glauben befinden.

Nicolas de la Rosa behauptet, sie hätten einen mit Gold und Edelsteinen verzierten Affenkiefer verehrt; vielleicht mochte dies ein Stammeszeichen sein, wie sich auch die

Goajiros in verschiedene nach Thieren benannte Stämme sondern.

Die Köggaba am Nordabhang des Gebirges haben wohl noch am meisten von ihrer Ursprünglichkeit bewahrt. Sie verehren 4 Stammväter, von welchen jeder einen Stammsitz hatte und von denen je eine der Hauptfamilien abstammt.

Der Oberprister Felix Daza giebt an, dass diese 4 Stammväter folgende sind:

Seraera in Chirua mit der Familie	Zallabáta
Dejanamoró in Makotama mit der Familie	Nolabita
San Luis Beltrán in San Miguel m. d. Familie	Daza
Parterno in Takína mit der Familie	Nakaoguf*)

In San Miguel bezeichnete man mir eine etwas abweichende Reihenfolge, nämlich:

Seraera in Chirua mit den Zallabáta
Ahuiko in San Sebastian
Sayóko in Takína und Makotama mit den Dingulla
San Luis Beltrán oder Vero, in San Miguel mit den Zallabáta.

Als Stammmutter und Erzeugerin aller dieser 4 Hauptheiden oder Götter gilt Inhímpitu, welche ungeschlechtlich entstand.

Es sind dies Bezeichnungen von Kasten, die entschieden spanischen Einfluss verrathen; so zeigt man z. B. bei San Miguel die Höhle, wohin sich San Luis Beltrán zurückgezogen hat, um zu beten. Alle Europäer und Weisse überhaupt werden zur Kaste von San Luis Beltrán gerechnet.

Die einzelnen Kasten stammen von grossen Steinen, deren es neun giebt. Zwei davon stehen unterhalb San Miguel am rechten Ufer des Makotama-Flusses, zwei andere bei Duriameina auf der Seite von San Sebastian am Südfuss der

*) Celedón, a. a. O. IX.

Kungukáka-Kette an einer Busin genannten Oertlichkeit woher sich die San Sebastian-Indianer „Busintána", („das Geschlecht von Busin") nennen.

Die oben genannten 4 Hauptstammväter machten zusammen die Erde, darauf die runden Häuser, dann die Sonne, die vorher vergraben war, hierauf Mond und Sterne; als alles beendet war, gingen sie in den Himmel. Dies scheint ein weiterer Beweis christlichen Einflusses zu sein.

Ein Hauptsitz der Gottverehrung ist die an der Schneekette gelegene Quelle des Palominoflusses, dann aber auch besonders Takína, 2 Stunden oberhalb San Miguel am linken hohen Ufer des Makotama-Flusses auf einer Geröllterrasse gelegen. Hier ist Sayóko Hauptgott; er machte zunächst den heiligen Berg Cbirúa bei Pueblo-Viejo, eine schöngeformte, schwarzbewaldete Graniterhebung; darauf machte er Sulibáta, südlich der wasserscheidenden Kette am Curigua-Guatápurí-Fluss gelegen. Darauf machte er Takína, Makotama, und Guamaka.

Die heilige Stätte von Takína ist ein Blachfeld, auf einer der Mesas des Makotamaflusses; Steinreihen bezeichnen die Stelle; eine Anzahl Granitblöcke stehen aufrecht zwischen den Steinreihen, zwischen ihnen liegen Schneckengehäuse, sowie rothe Wolle, als Spenden für den alten berühmten Oberpriester des Stammes, den Mama Sosorio, welcher dort begraben liegt. Hier soll angeblich alles Gold des Volkes vor den Spaniern versteckt worden sein. Kein Colombianer wird zugelassen; es scheint sogar der padre Celedón dieses Schicksal gehabt zu haben, da er nichts von dieser heiligen Stätte, der calzada de Takína, erwähnt. Auch meine Begleiter durften nicht herantreten; nur ich selbst wurde zugelassen. Ein Zauberer des Stammes, der Mama Juan Vacuna hütet den heiligen Platz; als ich dorthin geführt wurde, zog

er sich zurück. Ein Tempelchen und 2 Hütten stehen neben der Stätte; das Tempelchen ist ein runder Strohbau ohne Unterbau, sodass das Stroh bis auf den Erdboden reicht; es enthält verschiedene Utensilien zum Gottesdienst, Trommeln, Flöten, Masken, Klappern, und dreifussartige mit Zeug umwickelte Holzböcke, über deren Verwendung ich nicht klar geworden bin. Ebenso wenig war es möglich, etwas von den genannten Gegenständen käuflich oder zum Geschenk zu erhalten.

Auch auf dem Wege von Takina nach Makotama finden sich überall Gräber der Mamas, der Zauberer, welche in hohen Ehren gehalten werden und durch aufrechtstehende Granitblöcke bezeichnet werden.

Die Mamas verlieren ihren Einfluss mehr und mehr; man glaubt aber doch immer noch, dass sie im Stande seien, Krankheiten zu erzeugen, indem sie Spinnen, Skorpione, Eidechsen in den Körper des krank zu machenden hineinprakticiren. Andererseits sind sie auch Aerzte: aus dem Staube zerstossener Glasketten und Steinchen, die sie in eine Schale Wasser werfen, diagnosticiren sie die Art der Krankheit. Bei Mondfinsternissen machen sie einen wüsten Lärm mit Klappern und Geschrei: da sie glauben, der Teufel wolle den Mond verschlingen und man müsse ihn verjagen; denn wenn es ihm gelänge, den Mond zu verzehren, so müsste die Welt untergehen.*)

Während ihres ganzen Lebens dürfen sie kein Salz essen; im Uebrigen leben sie besser als ihre Stammesgenossen, da man ihnen vielerlei Spenden an Lebensmitteln darbringt. Zuweilen halten sie in gewissen runden, ausserhalb der Dörfer stehenden Häusern nächtliche Versammlungen ab, duláshi ge-

*) Celedón a. a. O. XVI.

nannt, bei denen sie in einer Hängematte ruhen, während die Uebrigen um ein grosses Feuer geschaart ihren Worten lauschen.

Wenn ein Kind christlich getauft worden ist, so bringen die Mamas es später an den Fluss, um es zu waschen, und nach einer Eheschliessung durch den christlichen Geistlichen verbinden sie das Paar später nochmals. Am Südabhang, in San Sebastian, Rosario, Marocaso, Atánquez haben sie schon fast allen Einfluss verloren; die jungen Männer spotten ihrer bereits.

Dennoch wird die christliche Lehre kaum Fortschritte machen, da es zwar 6 Kapellen giebt, aber kein Geistlicher unter den Arhuacos sich befindet. Der padre Celedón, welcher sich grosse Verdienste um die Mission unter den Arhuacos und Goajiros erworben hat, bildet junge Arhuacos zur Mission aus; der Erfolg aber dürfte sehr zweifelhaft sein.

Ein noch allgemein verehrter hochstehender Gott scheint der Táiku zu sein, zu dessen Ehren im ersten Vollmond des Jahres im ganzen Gebirge Feste gefeiert werden. Dann dürfen die Köggaba 9 Tage lang weder Rindfleisch noch Huhn essen, sondern nur Wild, also Hirschfleisch, Fleisch der Pecári, und Zahino, einer Art Wildschweine, ferner Fleisch des Gürtelthieres. Auch ist ihnen Salz, Maisbrod und manches andere verboten, nur Yucabrod ist erlaubt. Auch dürfen sie 9 Tage lang keine Hängematte benutzen, sondern müssen auf Matten auf dem Erdboden schlafen. Die Knaben, welche allmählig in die Mysterien eingeweiht werden, dürfen sogar angeblich 9 Jahre lang kein Rindfleisch essen.

In San Sebastian glaubt man auch an einen Gott Kakaorawíko, nach andern Musinka genannt. Dieses Wort Musinka klingt stark an Masinga an, jenen alten Wohnplatz oder Cultusort, von welchem im dritten Capitel ausführlich die Rede war.

Die Hauptbeschäftigung der Arhuacos besteht ausser im Hayokauen in der Herstellung von Geweben, Stricken, Taschen, Hängematten aus den Fasern der Maguey (Agave americana). Diese Maguey sieht man überall in der Nähe der Ansiedlungen, sowohl am Nordabhang, besonders bei Santa Cruz und San Antonio, sowie in eigentlich allen Ortschaften, als auch am Südabhang im langgestreckten Hochthal von San Sebastian und in den geröllbedeckten Terrainfalten von Atánquez. Ihre obere Grenze liegt etwa in 2100 m. Das ganze Dorf Atánquez ist überzogen mit einem Netze von Fäden, sodass es schwierig ist, durchzureiten, da die Thiere leicht scheu werden, wenn sie in das Gewirr der Fäden gerathen.

Ferner beschäftigen sich die Männer mit der Anfertigung von Strohhüten aus Palmblättern und Gräsern. In den Landansiedlungen thun die Männer gewöhnlich gar nichts, sondern liegen Hayokauend in der Hängematte. Denn ihre dortige Hauptbeschäftigung, die Viehzucht, erfordert wenig Arbeit. Man lässt das Vieh auf den frischen Weiden im Hochgebirge grasen, und die Pferde verwildern daselbst häufig. Schafheerden und Vieh traf ich noch in 4500 m Höhe am Fusse der Schneegipfel. Esel halten die Indianer nicht, ebenso wenig Maulthiere; sie reiten überhaupt fast nie, sondern gehen stets zu Fuss; als Lastthier dient der Ochse, welcher noch überall dort durchkommt, wo die Maulthiere bereits den Dienst versagen; denn in der That sind die sogenannten Wege in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet.

Die Arhuacos leiden meist an Hals- und Lungenkrankheiten und haben so häufig den Husten, dass man die ganze Bevölkerung für schwindsüchtig halten könnte. Der padre Celedón glaubt, dass ihre Unsitte, abwechselnd am Feuer zu sitzen und im kalten Schneewasser der reissenden Gebirgsbäche zu baden, zum Theil die Ursache ihrer katarrhalischen

Leiden sei. Die meisten sterben daher auch an Lungenkrankheiten. Alte Leute sieht man selten.

Nach dem Tode wird der Leichnam nicht ausgereckt, sondern zusammengekauert, je nachdem die Leichenstarre fortgeschritten ist. So setzen sie ihn meist auf die Höhe eines Hügels oder am Rande der Wege in ein Grab, und geben ihm seine Geräthschaften mit, die er im Leben führte, also die Taschen mit dem Hayo, und den peporo mit dem ambiro; auch Schmucksachen werden beigelegt und etwas Speise dazugestellt. Don Antonio Julian sah Schmucksachen aus einem Grabe, ein paar kleine goldene Löwen und Marmorsäulchen.

An der Nase befestigt man eine Schnur und führt dieselbe bis ausserhalb des Grabes. Sobald nun diese Schnur, sei es durch Regen oder sonst irgendwie sich auflöst und abfällt, so ist es sicher, dass die Seele entflohen ist.

In San Sebastian begräbt man nur noch die Mamas in der Stellung, die sie vor der Geburt inne hatten; die übrigen gewöhnlichen Sterblichen begräbt man in liegender Stellung. Todtenklagen werden abgehalten, und auf diese folgen Tänze und Festlichkeitsn, bei denen dsr Schnaps nicht gespart wird.

Die Köggaba haben das Decimalsystem, von der Zahl 11 an stellen sie vor das Zahlwort das Wort Fuss; sodass es scheint, als ob sie zuerst die 10 Finger, dann die Zehen zählten. Ihre Sprache hat die Vocale a bis u und ö und ü, letztere jedoch nasal. Von Consonanten fehlen f, v und r, sowie c. Selten sind d, p und l im Anfang des Wortes.

Hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Goajiros, welchen zwar auch b und v, sowie c fehlen, die aber ein ganz scharfes r haben, dagegen gar kein b und l.

Die Goajirosprache steht der Karibischen Sprache, namentlich auch dem Cumanagotedialekt nahe: die Arhuacosprache

weicht völlig davon ab; wohin sie gehört, ist noch nicht klargestellt: vielleicht neigt sie zum chibcha.*)

Nachdem ich so versucht habe, Ihnen eine zusammenhängende Schilderung der Arhuacos zu geben, fahre ich in meiner Erzählung fort.

Ich hatte den Wunsch, die Indianer möglichst gut kennen zu lernen und möglichst viele bei mir zu sehen; im Anfang betrugen sie sich auch ganz anständig; nachdem die etwa 15 Männer, welche zuerst in mein Haus gekommen waren, auf Veranlassung Don Antonio Trianas sich wieder entfernt hatten, kamen die Weiber, mit allerlei Esswaaren, Eiern, Arracache, Granadillo, Batate, Kartoffeln, Bananen, Zuckerrohr u. s. w. Ich ertheilte ihnen dafür einige Gegengeschenke, bestehend in rothem, blauem, grünem Band und Taschentüchern, sowie kleinen Spiegeln, die ich in Valle de Upar gekauft hatte. Nachdem sie alles beschnüffelt und betastet hatten, gingen sie wieder; nur eine alte Hexe blieb und kam noch zum Schluss mit einem halben Dutzend elenden Granadillo-Früchten, die ich schon schockweise besass, zum Vorschein: ich war genöthigt, auch ihr ein Bändchen zu schenken; da war ich denn ihr buen amigo und sie kam mir in so erschreckender Weise mit dem Gesichte nahe, dass ich in Angst gerieth, sie wolle mich küssen. Als ich gerade, um meine Stellung im Dorfe nicht zu ruiniren, Miene machte, in den sauren Apfel zu beissen, fing sie an, ihre Nase an der meinen zu reiben, womit dann die Procedur glücklich zu Ende gebracht war. Als dieser Kelch an mir vorüber gegangen war, gelang es mir endlich, meine ermüdeten Knochen in die Hängematte zu legen. Ich ging darauf aus, um die colombianische Behörde, den corregidor

*) Es sind Beziehungen zu den Dialekten Costaricas vorhanden.

zu besuchen; die Regierung hat nämlich seit 1871 die von Indianern bewohnten Distrikte des Staates Magdalena unter dem Namen „Territorio Nacional de la Nevada y Motilones" von dem Staate abgetrennt und der Centralregierung in Bogotà unterstellt, angeblich, um die Indianer zu civilisiren; der eigentliche Zweck aber war, eine Anzahl von Sinecuren zu schaffen; denn es wurde ein ungeheurer Beamtenapparat eingesetzt, ein Präfekt mit Secretären und Richtern und Schatzmeistern; dazu in jedem Dorfe ein corregidor, welcher die Indianer zu leiten hat. Wie es mit diesen grossmächtigen Behörden in der Nevada steht, wird sich im Laufe der Erzählung zeigen. Gleich hier machte ich eine üble Erfahrung; als ich nämlich nach der Wohnung des corredigor Don Samuel Martinez fragte, erklärte man mir beschwichtigend, er sei ausgegangen, ich werde ihn wohl schwerlich treffen, und dazu machte man eine Geberde, welche andeuten sollte, dass er zuweilen gern etwas Rum tränke.

Nachmittags kamen die Arhuacos wieder zu mir und zeigten sich schon etwas vertraulicher; namentlich gab es da einen Mann, Namens Eugenio Izquierdo, Bruder meines Führers Bonifacio, welcher starke Intelligenz verrieth, mir allerlei französische Redensarten auskramte und nun auch Deutsch lernen wollte. Er fragte gewiss zwanzig Mal, wie Buen Dia, und Adiós auf Deutsch heisse und brachte die Worte auch wirklich ziemlich richtig zu Stande. So weit ging es; bald aber fingen die Arhuacos an, sich in ihrem rechten Lichte zu zeigen, das heisst, sie betranken sich sämmtlich gründlich und begannen, mit Musik durch die Strassen zu ziehen; natürlich war ich der Hauptanziehungspunkt und bei mir sammelte sich nun die mehr oder weniger angetrunkene Gesellschaft. Namentlich mein Freund Eugenio führte das grosse Wort; er liebte mich sehr und erklärte mir, die espa-

ñoles taugten garnichts, ich aber, wie alle Deutschen, sei ein vorzüglicher Mensch, das sei auch ganz klar, denn ich sei ja von rein indianischer Rasse, puro indio. Dieses Compliment trug ihm einige Cigarren ein, die die Arhuacos meist nicht zu rauchen verstehen; denn man muss ihnen erst klar machen, dass sie die Spitze abbeissen müssen.

Endlich wurde ich der Sache müde und bedeutete meine Gäste, dass ich nunmehr schlafen wolle; als ich schliesslich gerade dabei war, einzuschlafen, kamen sie vor mein Haus und brachten mir ein ohrenzerreissendes Ständchen, welches ich zu allen Teufeln wünschte. Noch um halb ein Uhr Nachts trommelte einer an die Hausthür, in der Absicht mir Früchte zu bringen.

Am nächsten Morgen war das ganze Dorf betrunken; der Corregidor taumelte lallend durch die Strassen und konnte nicht mehr stehen: die übrigen wenigen Colombianer wetteiferten mit ihm und die Indianer waren gänzlich ohne Besinnung; man erzählte mir, dass sie es seit einiger Zeit ganz besonders arg trieben; am 20. Januar hatten sie das Fest ihres Ortsheiligen San Sebastián gefeiert und seitdem, bis zum 15. Februar, waren sie noch nicht wieder nüchtern geworden.

Siebentes Capitel.

Reise nach der Schneekette und nach Atanquez.

In der That ging es den ganzen Tag über so weiter; nachdem ich am Morgen mit dem einzigen nüchternen Menschen im Dorfe, Don Antonio Triana, etwas über Sitten und Gebräuche der Indianer gesprochen und Mittags in die Umgebung des Dorfes gegangen war, traf ich Nachmittags, als ich zurückkam, den Corregidor vollständig betrunken vor meinem Hause sitzend und auf seine Regierung scheltend, die ihm wegen der Revolutionszeiten kein Gehalt gezahlt habe. Als dann schliesslich noch ein alter Indianer der Länge nach in meinem Hause hinfiel und Miene machte, sich zu übergeben, wurde mir die Sache zu arg und ich warf die ganze Gesellschaft hinaus. Auch am 16. ging es so fort; doch wagten sie sich kaum noch in mein Haus, da ich schärfere Saiten aufzog; die einzigen Hausfreunde waren Bonifacio nebst Frau und sein Bruder Eugenio. Inzwischen hatte ich nun meine Reisevorbereitungen für die Expedition nach der Schneekette getroffen. Don Antonio Triana versprach mir zwei gute Bergpferde zu verschaffen; meine Maulthiere übergab ich Bonifacio zur Pflege, denn ich wollte dieselben nicht durch die scharfe Tour auf die Nevada allzusehr ruiniren. Als Führer hatte man mir einen gewissen Norberto bezeichnet, Sohn des an-

gesehensten und reichsten Indianers in San Sebastian, Namens Flores. Hätte ich allerdings vorher gewusst, was man mir nachher von diesem Manne erzählte, nämlich dass er allein für Rum an 300 pesos schulde und, um seine Schulden zu bezahlen, hinter seines Vaters Rücken dessen Maulthiere verkaufe, so hätte ich mich doch nach einem anderen umgesehen.

Noch am 16. Abends schwor Norberto Stein und Bein, dass er mich nicht im Stiche lassen werde; allein am 17. Morgens, als ich aufbrechen wollte, fehlte sowohl er wie der Ochse, den er mitbringen sollte. Man erzählte mir, dass er die ganze Nacht dem Rumgenuss obgelegen habe, vermuthlich aus Freude über den zu erwartenden Verdienst. Da ich keine Lust hatte, wegen dieses Schandvolks meine Reise aufzugeben, wendete ich mich sofort an Eugenio, den ich überhaupt schon von Anfang an als meinen Begleiter gewünscht hatte; indess stand er bei Fräulein Dominga in Arbeit und konnte nicht abkommen. Unter dem Drucke der fatalen Lage, in der ich mich befand, gab Doña Dominga indessen nach und Eugenio erhielt die Erlaubniss, mich zu begleiten. Ein Lastochse war bald beschafft und beladen und um $8^1/_2$ Uhr setzte die Caravane sich endlich in Bewegung. Mich begleitete ausserdem noch ein junger Verwandter der Doña Dominga, ein 16jähriger Mensch, Namens Rafael, welcher auf dem Páramo angeblich ein verlorenes Pferd suchen sollte, thatsächlich aber wahrscheinlich zu meiner Controle mitging, oder auch, um sich auf meine Kosten die Nevada einmal genau anzusehen.

Eugenio war allerdings auch derart betrunken, dass er den Weg nicht finden konnte; nachdem wir aber glücklich auf den richtigen Weg gelangt waren, stiegen wir sieben Stunden lang die gewaltige nördlich San Sebastian sich erhebende

Bergkette hinauf, welche in ihren unteren Theilen Curucatá, in ihren oberen Chucuaucá genannt wird.

Da Eugenio, trotzdem er wegen des Marschirens etwas nüchterner geworden war, doch immer noch nicht klar sehen konnte, so wäre er beinahe mitsammt dem Ochsen, den er falsch leitete, und sämmtlichen Instrumenten, Kleidungsstücken und Lebensmitteln den Berg hinabgestürzt, wodurch die Expedition allerdings ein rasches Ende gefunden hätte. Es ging aber noch glücklich ab, und wieder stiegen wir eine Stunde lang an dem abschüssigen verwitterten kahlen Bergabhang hinauf und erreichten endlich, nachdem wir auf einem Wegabschnitt eine Zeit lang, um zu frühstücken, gerastet hatten, eine minder steile, langsam ansteigende Hochfläche, welche nach dem Hauptpáramo hinaufführte. Hier blieb der Ochse, welcher schon andauernd Zeichen grosser Ermüdung hatte sichtbar werden lassen, vollständig liegen; wir waren genöthigt, ihm die Last abzunehmen und dieselbe auf mein Pferd zu packen, denn das andere Pferd, welches mein Diener ritt, war ebenfalls bereits erlahmt, sodass ich Simons' Erfahrungen, dass die Pferde der Nevada vorzügliche Kletterer seien, an meinen Exemplaren leider nicht bestätigen konnte. Wir besassen daher zum Reiten nur noch ein einziges Thier, nämlich ein kleines, aber recht gutes Maulthier, welches der Knabe Rafael ritt. Da ich es für wichtiger hielt, selbst auf die Nevada zu gelangen, als dass der Rafael sein Pferd fand, so bestieg ich sein Maulthier; infolge dessen fing er an zu heulen; auch mein Diener war sehr übler Laune infolge der wirklich grossen Strapazen und der höchst widerwärtigen Unannehmlichkeiten und behauptete, er bekomme das Fieber. Indessen beruhigten sich beide bald über ihr Schicksal und wir stiegen wieder eine tüchtige Strecke.

Allmählich traten wir in die Grenze des Unterholzes

ein; die niederen Büsche verkrüppelten mehr und mehr, in der Höhe von ca. 2800—3100 m fanden sich die Andesrosen (Befarien) in Baumform. Nachdem man stundenlang keine Bäume gesehen, erblickt man plötzlich grosse auf dem Abhang verstreute Bestände dieser eigenthümlichen Pflanze; diese Art hat hier einen mehr als mannshohen, sich stark verzweigenden Stamm, eine recht dichte Krone breitet sich harmonisch über demselben aus und ist mit hellrothen Blüthen übersäet; der Contrast des tiefdunkelgrünen Laubes mit den hellrothen Blüthen in der steinigen grau in grau gefärbten Bergeinöde macht einen höchst eigenartigen Eindruck; dazu kommt, dass sich Orchideen in Mengen in den Kronen der Bäume eingenistet haben, welche überall aus dem Laubwerk herausschauen und hoch über die Krone hinaus ihre langen Blütenschäfte hinausragen lassen. Weder in Venezuela noch im Staate Santander in Colombia habe ich jemals diese Befarien in Baumform gefunden. Mit der Höhe von etwa 3100 m schneiden sie ab, und es folgt hier die eigentliche Region der Páramos.

Das spanische Wort Páramo bedeutet Bergeinöde, Bergwildniss, doch bezeichnet man nur diejenigen Höhen damit, welche über die Baumgrenze hinausragen und wo die Winde frei walten können; Thäler, welche über der Baumgrenze liegen, wird man nie Páramos nennen, sondern nur die umliegenden Höhen.

Der Charakter der Páramo-Landschaft ist ein eigenartiger; die Bewohner Venezuelas und Colombias lieben die Páramos zwar durchaus nicht, weil die Luft kalt ist, der Wind schneidend über die Höhen hinwegfegt und den Uebergang meist etwas anstrengend macht. Aber der Europäer geht ganz gern über die Páramos, theils weil er dort die umfassendste Aussicht über das Land findet, theils weil er sich

in der kalten Luft der Höhen in die nordische Heimath zurückversetzt glaubt; und auch die Natur des Landes ist derselben ähnlich. Meist sind die Páramos weite Grasflächen,

Páramo, Lagerplatz im Hochgebirge, am 18.—20. Februar 1886. Originalzeichnung nach einer Skizze des Verfassers von Prof. A. Goering in Leipzig (zu Seite 112).

Wiesen und Moorland, in welchem die Flüsse entspringen, die dann bald in wildem Laufe zur Tiefe eilen; doch giebt es auch weite Geröllfelder, aus der Abschleifung der umliegenden Felsmassen, infolge der Einwirkung der Atmosphä-

rilien entstanden. Man unterscheidet scharfe kurze Uebergänge und lange ausgedehnte Páramos, je nachdem eine breite oder eine in ihren oberen Theilen nur schmale Kette zu überschreiten ist. Führen diese Passübergänge von Längsthal zu Längsthal, so sind die Aufstiege meist sanft und die Aussicht beschränkt, weil dann gewöhnlich zu beiden Seiten des Passes gewaltige Felsmassen aufragen. Ueberschreitet man aber eine der hohen Ketten in der Querrichtung, so geniesst man gewöhnlich ein grossartiges Schauspiel, nämlich einen weiten Ueberblick über das umliegende Land und die nahe aufsteigenden Bergriesen.

So erblickt man z. B. von dem Páramo von Chucuaucá, auf welchem wir uns hier befinden, die gesammte Gebirgswelt der südlichen und südöstlichen Nevada; namentlich die bereits erwähnten Theile derselben, die Ketten zwischen Valle de Upar und San Sebastian, ferner aber namentlich auch den Westabhang nach dem Magdalena zu und in unmittelbarer Nähe die Labyrinthartigen Massen von Gipfeln, welche sich von der centralen Schneekette gegen Valle de Upar zu wenden; gegenüber aber, jenseits des Cesarthals, steigen die Anden von Perijá auf, deren imposante geschlossene Formen ich schon mehrfach erwähnt habe und welche zu den schönsten Gebirgsketten gehören, die ich in Südamerika gesehen.

Die Haupteigenschaft der Páramos ist die Einsamkeit. Man hört keinen Laut, kaum ein Vogel lässt sich hören, die Schmetterlinge sind verschwunden, Schlangen und Eidechsen fehlen, höchstens das Summen der Fliegen und das ferne Brüllen der Rinder vernimmt man, denn häufig weiden auf den Bergwiesen die Heerden der im Thale Angesessenen.

Schweigend reitet man selbst, denn der Wind ist schneidend; nasskalte Nebel umziehen den Reisenden und wenn man die Begleiter anspricht, so verstehen sie schwer, denn

die dünne Luft des Hochgebirges vermindert die Stärke des Schalles. Man erhält den Eindruck, als ob der Geführte schwerhörig geworden sei. Der Nebel und der scharfe Wind belästigen auch das Maulthier, plötzlich stutzt es und ist nicht von der Stelle zu bringen; durch den dichten Nebel erkennt man nicht gleich den Grund dieses Benehmens, man steigt ab und geht zu Fusse vorwärts. Da sieht man denn, dass ein sterbendes Maulthier am Wege liegt, welches dem letzten Waarenzuge angehörte und den Strapazen des Aufstiegs zwar noch gewachsen, dann aber zusammengebrochen war, um dort sein Ende zu finden. In weitem Bogen müssen wir die Stelle umgehen und können uns glücklich schätzen, dass das Terrain dies zulässt; wäre das verendende Thier in einem Hohlweg liegen geblieben, so hätte keine Macht der Erde unsere Maulthiere dort vorbei gebracht, wir wären einfach verurteilt gewesen, umzukehren und die Reise abzubrechen.*)

So aber setzen wir fröstelnd die Reise fort; der Nebel wird immer dichter; die Hände erstarren an den Zügeln, allmählich wird man von dem langsam sich niederschlagenden Nebel völlig durchnässt. Den nach Art ihrer heissen Tieflandsheimat gar leicht gekleideten Begleitern klappern die Zähne, sie ermüden und wollen sich niederlegen um auszuruhen. Das aber wäre der sichere Tod; in der That kommt es von Zeit zu Zeit vor, dass Leute auf den kalten Höhen erstarren; man hat auch ein eigenes Wort dafür „emparamarse" von páramo abgeleitet. Kreuze am Wege bezeichnen die Unglücksstätten. Es scheint, dass diese Erscheinung dem schnellen Uebergang vom heissen Tieflandsklima fast bis zum Schnee und den von schneidendem Winde begleiteten kalten

*) In der Sierra Nevada de Santa Marta kann dieser Fall allerdings nicht leicht vorkommen, da jeglicher Maulthierverkehr fehlt; in Venezuela und dem übrigen Colombia aber ist er nicht selten.

Regengüssen oder Schneefällen zuzuschreiben ist, denn die Leute der tierra caliente unternehmen häufig barfuss und nur mit Hose und Hemd bekleidet, also fast schutzlos den klimatischen Einflüssen preisgegeben, die Ueberschreitung der hohen Gebirgspässe.

Meinem eigenen Diener geschah es auf einem gar nicht sehr hohen, aber durch sehr scharfen Wind ausgezeichneten Páramo, dass ihm Hände und Füsse erstarrten und erst durch längeres Reiben wieder zum Leben zurückgebracht werden konnten. Es werden jedenfalls bei derartig schnellen Uebergängen von der Hitze zur Kälte, d. h. zu einer bis an den Gefrierpunkt reichenden Temperatur plötzlich ganz ungewohnte Anforderungen an die Blutcirculation gestellt. Dieselbe scheint Schwierigkeit zu haben, diesen neuen Verhältnissen zu entsprechen: eine Stockung tritt ein, deren Folge bei fehlender rascher Hilfe der Tod ist. In der That sind die Uebergänge häufig rapid; wenn ich morgens mit 5—8° auf dem Páramo reiste und Nachmittags 2 Uhr in ein heisses Thal mit 32—35° Schatten und bis 45° Sonnentemperatur herabkam, so langte ich häufig mit Kopfschmerzen an; umgekehrt wurde mein Diener im Hochgebirge von Santa Marta regelmässig dann von Fieberanfällen geplagt, wenn er rasch aus der tierra caliente in die tierra fria, das kalte Höhenklima, versetzt wurde.

Um 4 Uhr hatten wir endlich die Passhöhe erklommen; Moose und Flechten walten hier vor, dazu das eigenthümliche Frailejón, eine Espeletia-Art, mit dicken fleischigen Blättern, langem Blüthenschaft und wolliger gelber Blume; doch giebt es hier auf der Nevada auch noch eine andere Art, welche Baumhöhe erreicht.*) Ihr Stamm wächst bis 2 m, die Krone

*) Siehe Abbildung S. 105.

erreicht dieselbe Höhe, traubige Früchte hängen herab. Frailejón in Baumform habe ich niemals in Venezuela noch in Colombia gesehen; es scheint in der That auf die Nevada de Santa Marta beschränkt zu sein.

Ueberall überzieht es von etwa 3300 m aufwärts die Abhänge der Berge; die silberweisse Farbe der unteren Seite der Blätter lässt die ohnehin schon grauen Felsmassen noch melancholischer und öder erscheinen.

Hinter dem Páramo de Chucuaucá erhebt sich unmittelbar eine andere Kette von noch bedeutenderer Höhe; zwischen beiden ist ein Hochwiesenthal eingeschaltet, welches sich langsam gegen West zum Cataca-Fluss, gegen Ost zum Guatapurí senkt. Wir wendeten uns westwärts und zogen etwa $^3/_4$ Stunden dieses öde traurige von 500 m hohen schroffen grauen Bergen eingefasste Thal hinab und erreichten um 5 Uhr eine einzeln stehende Hütte, die den Namen Duriameina führt. Heerden halbverwilderter Pferde grasten auf dem benachbarten Wiesengrund, ihre Bewegungen und das Gemurmel des Baches waren die einzigen Zeichen von Leben ringsum. Die Hütte von Duriameina ist zwar so hoch, dass man darin stehen kann, besitzt jedoch keine Thür, sodass der Eingang nicht verschlossen werden kann, was bei der dort herrschenden Kälte keineswegs erfreulich ist. Zur Zeit unserer Ankunft hatten wir noch 17° Wärme in der Sonne; als aber die Sonne, welche mit blutrothem Schein die blaugrauen Felshörner beleuchtete und dieselben scharf von dem dunklen Abendhimmel sich abheben liess, um 6 Uhr verschwand, sank die Temperatur rasch; um 7 Uhr hatten wir an der Westseite der Hütte noch 10°, an der dem Winde ausgesetzten Ostseite nur noch 8°; um 8 Uhr sank die Temperatur auf 7°, um 9 Uhr auf 5,5° C. Klappernd vor Frost hüllten wir uns in die warmen Decken; ich zog doppeltes

Unterzeug und einen dicken deutschen Winteranzug an, und nachdem wir ein frugales Mahl am Feuer bereitet, versuchten wir zu schlafen, allein es gelang wohl keinem von uns allen, denn häufig erhob sich einer oder der andere, um sich dem Feuer zu nähern, welches wir spärlich mit dürren Reisern unterhielten, die wir zufällig vorgefunden hatten. Die Gegend ist so holzarm, dass Eugenio über eine halbe Stunde gehen musste, um etwas feuchtes, schlecht brennendes Gestrüpp zu finden. Der Wind pfiff durch die Spalten der undicht gebauten Hütte, und doch priesen wir uns glücklich nicht zwischen ein paar hohen Felsblöcken übernachten zu müssen, mit denen die Berghänge übersäet sind.

Morgens 6 Uhr zeigte das Thermometer $0{,}5^0$, und ebenso rasch wie die Temperatur am Abend vorher abnahm, ebenso rapid stieg sie am folgenden Morgen. Um $7^1/_4$ Uhr hatten wir im Schatten schon 2, in der Sonne 9^0, um $7^1/_2$ Uhr 4, resp. 15^0, um 8 Uhr 8, resp. 18^0. Wir brachen erst $9^1/_2$ Uhr auf, denn die Kälte hindert am Aufbruch, und ehe nicht die Sonne herauskommt, wagt man nicht zu arbeiten. Für Leute, welche noch bis vor fünf Tagen eine Temperatur von 35^0 im Schatten andauernd zu ertragen gehabt haben, ist das Kältegefühl bei 0^0 so stark, als ob wir in Deutschland -10^0 hätten.

Es galt nunmehr über die Kungukaka Kette hinüber zu gehen; wir kletterten deren steilen mit riesigen Trümmerhaufen bedeckten Südabhang hinan. Der Weg hörte bald vollständig auf. Zu Pferde konnten wir nicht mehr weiter kommen, der Aufstieg zu Fusse war recht beschwerlich und dauerte etwa eine Stunde; dafür aber wurden wir auch belohnt, denn als wir die Höhe erklommen hatten, lag vor uns in ihrer ganzen Länge, von strahlender Sonne übergossen, in prachtvollster Klarheit von dem tiefblauen Himmel sich abhebend die Schneekette der Nevada de Santa Marta, das

Hauptziel meiner gesammten Reise. Mit ziemlich regelmässiger Kammhöhe von etwa 4600—4800 m zieht sie einher; darüber erheben sich einzelne Gipfel, von zum Teil schroffen Formen, einige mit dem weissen Schneemantel völlig bedeckt, andere nur zum Theil in Schluchten, Spalten und Rinnen Schnee führend, da die steilen Abstürze zuweilen dem Schnee verwehren, liegen zu bleiben. Im ganzen zählt man etwa 8—10 grosse und kleine Schneegipfel, von denen besonders zwei hervorragen; sie liegen sämmtlich in einer von West nach Ost streichenden Linie. Zwischen den Schneehäuptern breiten sich Schneefelder aus und am Abhang des einen Gipfels erkannten wir das grün-blau-weisse Farbenspiel eines kleinen Gletschers. Obwohl diese Kette einen ohne Zweifel höchst grossartigen Anblick gewährt, so kann man sich doch dem Gefühle nicht verschliessen, dass man eigentlich noch mehr Schnee zu sehen erwartet habe; vom Meere und von den Sabanen des Cesarthales aus sieht man etwa dieselben Mengen von Schnee, und stellt sich daher vor, dass dieselbe von grösserer Nähe aus noch imposanter erscheinen müssten.

Nachdem wir lange diesen bisher nur wenigen Menschen gegönnten Anblick genossen, stiegen wir hinab zum Catáca-Thal. Schroff stürzen beide Ketten, sowohl die eben überschrittene, wie auch die Sierra Nevada-Kette selbst zum Thale der Quellflüsse des Catáca hinab. Ungeheure Trümmerfelder umhüllen die Berggipfel und die Berghänge, denn die Verwitterung ist gross; Frost und Hitze arbeiten im Verein an der Zerstörung des Gesteins, Regenschauer und Schneefälle lockern es noch mehr, aber es ist nicht genug fliessendes Wasser vorhanden, um den Schutt ins Thal zu schaffen. Diese Arbeit scheinen früher einige Gletscher verrichtet zu haben, deren Existenz aus den angehäuften Moränen hervorgeht,

mit denen das kesselförmige Becken der Catáca-Quellbäche angefüllt ist. An ihnen vorbei steigt man abwärts zum Flüsschen; menschliche Wohnungen fehlen hier, nur weit abwärts im Westen liegt die Hütte des Indianers Flores von San Sebastián. Viehheerden grasen im Thale und auf den Hängen. Nachdem wir den zweiten Quellbach überschritten, kletterten wir eine steile Terrasse hinauf, auf welcher wir, wahrscheinlich auf dem verlassenen, mit Geröll und Sandschichten bedeckten Bette eines früheren vom Hauptgipfel der Nevada herabkommenden Gletschers, unser Lager aufschlugen. Unterhalb zweier gewaltiger Felsblöcke auf der sandigen Ebene machte Eugenio ein Feuer an, und ich beschäftigte mich mit Kochen, da mein Diener Manuel leider von einem Fieberanfall niedergeworfen und augenscheinlich unfähig war, irgend welche Thätigkeit auszuüben. Es gelang mir denn auch wirklich eine Reissuppe mit Fleisch, sowie einen guten Kaffee zu bereiten und das Zusammengebraute mit Appetit zu verzehren, was allerdings wohl mancher meiner Leser nicht ganz begreifen wird, wenn ich ihm sage, dass wir das fragliche, gedörrte, in Streifen geschnittene Fleisch seit 6 Tagen durch Hitze und Kälte hindurch mitgeschleppt hatten, und zwar oben über der Ladung des Pferdes. Es ist nicht möglich, dieses Fleisch anders zu transportiren, da es stets der Luft ausgesetzt bleiben muss; allerdings ist es dann stets von einer Wolke von Mosquitos umgeben, die ihre Eier da hinein legen, allein gewaschen und gekocht schmeckt es später deshalb doch gut.

Obwohl diese Usugakáku genannte Oertlichkeit noch beträchtlich höher lag als die Hütte von Duriameina, und kein Schutz vor dem Winde vorhanden war, so sank die Temperatur doch nicht tiefer als in dem letztgenannten Orte. Nachmittags 5 Uhr hatten wir im Schatten 8°, in der Sonne

18°, um 6 Uhr 4° im Schatten, am folgenden Morgen 6 Uhr ebenfalls nicht mehr als +0,5°. Es ist möglich, dass das kalte Wasser des bei Duriameina vorbeifliessenden Baches einen temperaturerniedrigenden Einfluss hatte. Ich hatte abermals recht schlecht geschlafen, brach aber am 19. Februar um 7 Uhr auf, um die Schneegrenze zu erreichen; dieses Mal liess ich Manuel zurück, um sich zu erholen und um uns ein Essen zu bereiten, und stieg mit dem Knaben Rafael und Eugenio zunächst zu Pferde aufwärts, bis wir einen moorigen Wiesengrund erreichten, auf welchem Vieh graste. Das Wasser der auf den Wiesen stehenden Tümpel war bereits mit einer Eiskruste bedeckt; hier liessen wir die Pferde zurück und stiegen die schroffen Wände hinan, welche den weiteren Aufstieg zu Pferde unmöglich machten. Ungemein schroff fallen die Wände der Nevadakette sowohl nach Süd wie nach Nord hinab; über die höchsten Theile der noch schneefreien Felsmassen zogen Schafheerden, mit grosser Geschicklichkeit an dem scharfen Grat entlang klimmend. Um 11 Uhr gelangten wir über einen gegen das Thal hinabstreichenden porphyrischen Kamm in die Nähe des Fusses des Hauptgipfels. Hier nahmen wir ein aus Zuckerrohr und Bananen bestehendes Frühstück ein, welche Producte des heissen Unterlandes in schroffstem Gegensatz zu der uns umgebenden starren Hochgebirgswelt und dem von den Schneefeldern her wehenden eisigen Winde standen. Langsam gelangten wir an ein weites Geröllfeld, welches unterhalb der Schneegreuze des Hauptgipfels gelegen ist; es war recht schwierig, hier vorwärts zu kommen, da bei jedem Schritt die Schuttmassen und Steinblöcke lagenweise zur Tiefe rollten, so dass grosse Vorsicht geboten war. Lästig war mir auch hier wie überhaupt überall der schwere Barometerkasten, welchen ich umgehängt trug und der das Gleichgewicht des

Körpers beträchtlich störte, ebenso wie er im Walde sich mit den Riemen in den Zweigen der Bäume verfing und beim Bergabstieg den Körper nach abwärts zog. Durch die Tritte unserer drei war schliesslich das ganze Geröllfeld ins Rutschen gerathen; ich war daher froh, dass wir endlich um 1 Uhr die Grenze des Schnees erreichten. Ein weites Schneefeld zieht sich hier in einer Schlucht des Hauptgipfels aufwärts und geht weiter oben in ein Firneisfeld, oder wie Simons behauptet, in einen kleinen Gletscher über, von dem aber von unten aus wenig zu bemerken ist. Unterhalb der Schutthalden liegt ein kleines enges Thal, in welches der aus den Schneefeldern entspringende Bach, eine Quelle des Catáca, hinabstürzt; zwei tiefblaue düstere Lagunen von sehr geringem Umfang sind hier ausgehöhlt; auch unterhalb des östlicheren Gipfels befinden sich, im Felsen ausgekarbt, zwei Lagunen; es ist wahrscheinlich, dass dieselben der Arbeit der früher hier vordringenden Gletscher ihre Entstehung verdanken. Die Indianer nennen diese Lagunen Dschíwuo und verehren Götter oder Geister in ihnen. Eine derselben soll „brava", d. h. böse sein; wenn man schreit, so regnet es, auch schwillt das Wasser an, Nebel überzieht die Gegend und der Rufer geht elend zu Grunde.

Diese Sagen von Lagunen, welche man nicht reizen darf, sind in Venezuela ebenfalls allgemein. Auf dem Páramo del Batallon erzählte man mir dieselbe Geschichte von zwei Lagunen oberhalb der Mesita de Seisayal; dieselbe Sache ward mir später auf der anderen Seite dieser Berge noch einmal bestätigt. Auch hat man in Venezuela Lagunen, in welchen zur Zeit der Semana Santa, der Stillen Woche, namentlich am Charfreitag (Viernes Santo), Trauermusik erschallt und andere giebt es wieder, welche grosse Schätze enthalten. Die Lagune von Niquitao bei Boconó in Trujillo in

den venezolanischen Anden hat sogar die eigenthümliche Eigenschaft, dass jährlich einmal alle Geier (Zamuros) des Landes von weither dorthin kommen, um ihre Schnäbel an einem am Wasser liegenden Steine zu wetzen.

Die Aussicht von diesem höchsten von mir in Colombia erreichten Punkte war sehr gering; über die Kette nach Nord zu konnte man nicht sehen, und nach Süden hin sah man ebenfalls sehr wenig, da die hohe Kungukákakette die Aussicht versperrte; nach Nord zu müsste man unbedingt von dem Kamme der centralen Kette aus die Küste von Dibulla und das karibische Meer sehen, allein selbst wenn ich bis auf den First der Nevadakette gelangt wäre, so würde ich doch wohl keine Aussicht gehabt haben, denn der Himmel begann sich zu trüben und um 1 Uhr Mittags ist die Aussicht überhaupt stets sehr beschränkt. Wir entschlossen uns daher zur Rückkehr, passirten glücklich das unangenehme Geröllfeld und erreichten um 4 Uhr die Sabane Usugakáku. Hier hatte Manuel sich von seinem Fieber erholt, ein leidliches Mahl bereitet und ein gewaltiges Feuer angezündet, wozu er das Material aus den Frailejón-Stämmen entnommen hatte. Auch hatte er aus den Blättern derselben Pflanze ein Lager für mich bereitet, wie ich es schöner nicht wünschen konnte; ein grosses Polster aus den wolligen Blättern lag unten, darauf folgte eine Lage von wasserundurchlässigen Ueberzügen zum Schutze der Maulthierladung, hierauf folgte abermals eine Lage von Frailejón-Blättern, zur Linken schützten die gewaltigen Felsblöcke, zur Rechten war ein förmlicher Wall von Zweigen, Aesten und Blättern des Frailejón aufgethürmt; so konnte ich mich denn diesmal mit grösserer Aussicht auf guten Schlaf zur Ruhe legen. Ich hatte zwei paar wollene Hemden, zwei paar Unterhosen und zwei Paar wollene Socken übereinandergezogen, darüber meinen Winter-

anzug, wie in Duriameina; als alles fertig war, hüllte ich mich in die ungeheure rothblaue Decke, welche in Venezuela cobija heisst, doch auch carpeta oder valletón genannt wird. Der Wall von Frailejón schützte mich gegen Wind und Mond, ein Rest Wein schuf die nöthige innerliche Wärme, und da auch meine Ermüdung in der That sehr gross war, so gelang es mir diesmal wirklich, die versäumte Nachtruhe der letzten Tage wieder einzuholen. Ich hatte eigentlich die Absicht, noch den folgenden Tag oben in Usugakáku zu bleiben, allein Eugenio prophezeite schlechtes Wetter und sollte leider Recht behalten. Sorglos zogen wir am nächsten Tage abwärts, allein kaum waren wir über die Kungukákakette gekommen, als Regen uns einholte und uns auf dem kaum $^1/_2$ Stunde langen Wege bis zur Hütte Duriameina vollständig durchnässte. Da auch die Maulthierlast gründlich nass geworden war, so hatten wir nicht einmal Gelegenheit, die Kleider zu wechseln. Ich hätte trocken davon kommen können, war aber kopflos genug, nicht an meinen Regenmantel zu denken. Manuel bekam infolge dieses unfreiwilligen Bades abermals das Fieber; den ganzen Nachmittag regnete es unaufhörlich, und die entsetzliche Oede Duriameinas wurde dadurch nur noch vermehrt. Am folgenden Tage, Sonntag, blieb ich in Duriameina, da ich keine Lust hatte, gerade an einem Sonntag nach San Sebastián zurückzukommen, denn ich wusste aus Erfahrung, dass Sonntags das ganze Dorf betrunken zu sein pflegte. Ich betrachtete daher die Natur dieses Thales etwas näher und stellte einige Temperaturmessungen an; auch fing ich Schnecken, Käfer und alles Gethier, was sich zeigte. Leider waren wir am äussersten Rande unserer Lebensmittel angekommen. Der Cacao, das Fleisch, die Kartoffeln waren zu Ende, es gab nur noch etwas Reis, ein paar Bananen und Arracache; in diese schä-

bigen Reste mussten wir uns zu viert theilen. Am Montag, den 22. Februar Nachmittags traf ich wieder in San Sebastián ein, wo man sich besonders darüber wunderte, dass Rafael sein Pferd nicht gefunden und ich keinen Schnee mitgebracht habe. Die Colombianer kennen die Nevada nicht, sie fürchten die Kälte fast wie den Tod und lassen sich so leicht nicht auf eine Nevada-Fahrt ein.

Kaum war ich in San Sebastián etwas zur Ruhe gelangt, als mich ein neuer Aerger abermals in Harnisch brachte. Es hatte sich nämlich der Knabe Rafael bei Doña Dominga darüber beschwert, dass ich und mein Diener ihn schlecht behandelt hätten. Allerdings hatten wir ihm wegen seiner Faulheit und Furcht vor Strapazen einige Kraftworte angedeihen lassen. Die alte Jungfrau Dominga hatte mir diesen Bengel aufgenöthigt, ohne mich danach zu fragen, ob ich ihn auch haben wollte; ich hatte ihm sechs Tage Lebensunterhalt gegeben, und nun verklagte er mich. Mir wurde die Sache zu arg, ich verliess das Haus der alten Hexe Dominga, forderte meine Rechnung und liess mir von einer andern Frau das Essen bereiten. Darob war die alte Jungfrau und Hexe Dominga so geknickt, dass sie nicht ass, nicht trank und nicht schlief, und mir am folgenden Tage in Gestalt des betrunkenen Herrn Borrega einen Vermittler schickte, um die Sache beizulegen. Dieser fing zunächst ein grosses politisches Gespräch mit mir an, beklagte den Untergang der liberalen Regierung, erklärte mir, er sei als Flüchtling nun schon lange in San Sebastián und erzählte mir allerlei Unsinn über die Reichthümer des Staates Magdalena. Nach dem Princip, dass man Trunkenen und Verrückten immer Recht geben soll, pflichtete ich ihm sowohl darin bei, dass ich seine Partei herausstrich, als auch darin, dass ich den Staat Magdalena für sehr reich erklärte, obwohl

in Wahrheit genau das Umgekehrte der Fall ist und wurde dann von ihm als Amigo begrüsst. Endlich kam er denn auch auf seine Mission zu sprechen und wir verständigten uns schnell darüber. Dieser Mann hatte niemals irgend ein Geschäft betrieben, sondern lebte nur von der Politik, wie so viele Leute im Lande. Augenblicklich ging es ihm nun schlecht; aber in zwei Jahren konnte er wieder einen Umschwung erleben, denn alle zwei Jahre sind Neuwahlen für sämmtliche Beamte des Staates.

Einstweilen beschäftigte er sich damit, den Arhuacos Rum zu verkaufen; doch sagte man mir, dass er von jedem Fasse, welches er erhielt, zuerst selbst die eine Hälfte austränke.

Bald kam ein anderer junger Mann zu mir, welcher bis vor kurzem eine Stelle als Richter in Atanquez gehabt hatte; aber da eben alle zwei Jahre das politische Personal wechselt, so verlor er seine Stellung und fand keine andere. Seine Frau sass nun irgendwo im Unglück, und er sass in San Sebastián und — trank. Denn das ist das Schicksal aller augenblicklich Stellenloser. Andererseits trinken diejenigen, welche eine Stelle besitzen, erst recht, weil sie sie besitzen; die anderen aber trinken, weil sie sie nicht besitzen, sie aber gern haben möchten. Die vorzügliche Verfassung, welche alle zwei Jahre einen Wechsel aller Beamten vorschreibt, erzieht auf diese Weise ein politisches Proletariat, welches natürlich auf die erste beste Gelegenheit wartet, um eine Revolution zu machen und sich Brod und Stellung zu verschaffen. Ist dann die augenblicklich am Ruder befindliche Partei gestürzt, so bildet diese wieder ihrerseits ein politisches Proletariat, welches dieselbe Laufbahn durchmacht; es ist also ein übler circulus vitiosus.

Obwohl nun mein Streit mit der Jungfrau und Hexe

Dominga beigelegt war, so hatte ich doch San Sebastián gründlich satt. Ich beschloss daher am 24. Februar nach Atanquez aufzubrechen. Man hatte mir diesen Weg als eine zweitägige beschwerliche Reise bezeichnet, und ich hatte mich auf einige Strapazen vorbereitet, allein, wenn ich gewusst hätte, wohinein ich mich begab, so wäre ich doch vielleicht von dem Wege abgestanden.

Es giebt in Deutschland einen Aberglauben, nämlich dass ein Unternehmen schief geht, wenn man bei der Abreise etwas Wichtiges vergisst und noch einmal nach Hause zurückkehren muss, um es zu holen. Jemand, der diesem Aberglauben huldigt, würde in meiner Reise nach Atanquez eine Bestätigung seiner Ansicht erblicken.

Denn bei der Abreise vergass ich mein Opernglas, und nachdem wir bereits eine Stunde von San Sebastián entfernt waren, musste Manuel zurückreiten und es holen; zum Glück fand es sich noch. Die Reise aber wurde eine der unglücklichsten und anstrengendsten, die ich jemals in Südamerika gemacht.

Als Führer hatte ich einen Colombianer aus Atanquez, namens Jeremias. Ferner blühte mir das Glück, abgesehen von diesem, noch einen andern Ochsen, sowie auch diesmal sogar eine Kuh und ein kleines 8jähriges, zum Heulen sehr geneigtes Mädchen, Tochter meines Führers, mitzuführen. Diese ziemlich bunte Zusammensetzung meiner Caravane vereinfachte sich bald dadurch, dass die Kuh lahm wurde und liegen blieb und das Mädchen auf den Ochsen zu sitzen kam; es war dies schon eine Folge der Strapazen. Um diese zu verstehen, muss ich ein Bild der Terrainverhältnisse geben.

Während im Westen der Nevada ostwestlich-streichende Längsthäler vorherrschen, wozu auch das Thal von San Se-

bastián gehört, tritt unmittelbar östlich dieses Dorfes eine Aenderung in der Richtung der Ketten und Thäler ein. Ein Theil der Nevada- und sämmtliche vorliegenden Ketten machen nämlich eine scharfe Drehung nach Südost bis Süd. Jenseits dieser Drehung fliesst der Guatapurífluss und etwas über ihn hinaus liegt das Dorf Atanquez; will man also von San Sebastián nach Atanquez, so muss man mehrere Ketten in der Querrichtung übersteigen. Nun sind die Thäler der zwischen diesen Ketten herauskommenden Flüsse Templado, Bukudiva, Dónachuí und auch des Guatapurí selbst so tief eingeschnitten, dass man mehrmals ganz ungeheuer tief hinabzusteigen hat, um auf der anderen Seite wieder sehr hoch hinaufzuklettern; dieses Spiel setzt sich mehrere Male fort und da auch ausserdem der Weg fast gar nicht mehr benutzt wird, sondern zum Theil verfallen und verwachsen ist, so wird man ermessen können, dass diese Reise gerade keine sehr leichte war.

Zunächst klommen wir aufwärts am Abhange des gewaltigen Massifs des Cerro Mamón, welcher das nordöstliche Ende der Chinchicuá- und die Verbindung mit der Curacatákette bildet und an Höhe nur wenig unterhalb der Baumgrenze bleibt. Von seinem flachen Rücken aus erblickt man das Thal von Valle de Upar und Valencia de Jesus und ergötzt sich an der blauen duftigen Kette der Anden von Perijá. Zur Linken steigen die Hörner des Páramo von Chucuaucá auf und zur Rechten hat man den fast pyramidenförmigen Cerro Figueroa. Doch allmälig senkt sich der Pfad; während er bisher noch leidlicher Gebirgsweg genannt werden musste, tritt man nun in eine Strecke ein, welche mit scharfkantigem Geröll derartig erfüllt ist, dass weder Thier noch Mensch weiss, wo es seinen Fuss hinsetzen soll; dabei ist der Weg so steil und zieht in so scharfen Zickzacklinien den

Ahhang hinab, dass man manchmal rückblickend die Köpfe der Maulthiere unmittelbar über sich sieht und glaubt, sie würden einem im nächsten Augenblicke auf den Kopf treten. Endlich gelangen wir an die Quebrada del Burro, einen Quellfluss des Rio Templado und bewegen uns dann auf einem schier endlosen Höhenrücken hinab, dessen langgedehnter Zug uns zum Rio Templado selbst führt; bevor wir ihn aber erreichen, verliert der Führer den Weg, die Maulthiere gerathen ins Gehüsch; als wir sie mit Mühe wieder herausgezogen haben und weitermarschirt sind, fehlen plötzlich sämmtliche Decken, wir müssen also ins Gehüsch zurück; als wir sie endlich gefunden haben, bemerken wir, dass der Führer, in Unkenntniss des Umstandes, dass wir nicht folgten, weit voraus geeilt ist, die Maulthiere sind daher zum Bache abwärts gestiegen, um zu trinken. Bei dem dann folgenden Aufstieg reisse ich mir die Hände und das Gesicht blutig, Manuel fällt ein Stück den Ahhang hinab, als er die störrischen Maulthiere zwingen will, eine wohl zwei Fuss hohe Stufe in dem sogenannten Wege aufwärts zu springen. Die Maulthiere gerathen in Verwirrung, stauen sich, drängen sich, und scheuern an einander, mein Sattelüberzug zerreisst, die Decken gehen abermals verloren, Manuel flucht und schilt, selbst wenn ich ihm 5 pesos pro Tag gebe, so werde er es doch nicht annehmen bei solchen Strapazen. Als ich den Führer suche, finde ich ihn ganz unthätig weiter oberhalb stehen und einige Bananen essen. Da übermannt mich schliesslich der Zorn; aller Aerger, den ich in San Sebastián hatte verschlucken müssen, bricht hervor und ich drohe dem jammervollen Jeremias, ich werde ihm eine Kugel in die Rippen jagen, wenn er sich nicht gefälligst anschicken wolle, uns tüchtig zur Hand zu gehen. Diese freundschaftliche Ermahnung fruchtete denn auch; immerhin aber haben wir

über eine Stunde verloren, denn das völlig in Unordnung gerathene Gepäck muss ab- und wieder aufgeladen werden, die Sättel müssen neu aufgeschnallt, die Decken in Ordnung gebracht werden. Wir bemerken, dass die nach 10tägiger Ruhe ganz frisch und unversehrt aus San Sebastián aufgebrochenen Thiere sich bereits wieder den Rücken durchzuscheuern anfangen. Darauf geht es dann den endlosen Berg von Templado aufwärts, jeden Augenblick glaube ich, dass wir oben sind, aber immer höher geht es hinauf, der Weg verschwindet fast völlig, Gebüsch tritt an seine Stelle. An dem steilen Rande des Abhangs stürzt mein Thier; ich danke Gott, dass ich nicht in die Tiefe falle. Manuel stürzt ebenfalls, die Caravane fängt an, sich abermals völlig aufzulösen; da gelangen wir endlich auf die Höhe und mit ihr an eine verlassene Hütte, Tatichtingueka.

Diese Hütte war gerade so hoch, dass ein Kind darin stehen konnte. Ein erwachsener, wenn auch nur mittelgrosser Mensch musste anhaltend in gebückter Stellung verharren; die Hütten der Arhuacos auf dem Lande sind aber niemals grösser. Im oberen Theil derselben befindet sich eine Art Boden, aus einigen Baumstämmen zusammengebaut; ein mit Kerben zum Einsetzen der Füsse versehener angelehnter Pfahl dient als Treppe. Unter Umständen schläft man auf diesem etwas harten Lager recht gut; das übrige Mobiliar der Hütte besteht gewöhnlich nur in einer Art Schemel. Coca und Maispflanzungen umgaben das Haus; da keinerlei Futter für die Thiere vorhanden war, so sahen wir uns genöthigt, diesen den Zugang zu den Pflanzungen zu gestatten.

Am 25. Februar früh setzte ich die Reise fort; wenige Schritte oberhalb des Hauses eröffnete sich uns ein Blick, wie ich ihn grossartiger und eigenthümlicher wohl niemals gefunden habe. Es ist dies die Stelle, wo man sich im

Centrum der erwähnten Drehung der Nevadaketten befindet eine der grossartigsten Gebirgslandschaften eröffnet sich hier; Kette hinter Kette, mit gezackten Formen, Nasen, Klippen und Kegeln liegt vor den erstaunten Blicken; ihre Abhänge sind schroff, fast senkrecht scheinen sie in die brausenden Flussthäler hinabzustürzen; man unterscheidet alle Stufen des Gebirges und der Vegetationsformen; die braunen schroffen, von der Morgensonne in blendendem Lichte beleuchteten Formen des kahlen nackten Hochgebirges fallen am meisten auf; darunter liegen grasbewachsene Hänge, lange zu den Flussthälern sich herabziehende Rücken; in den Schluchten derselben hat sich spärlicher Baumwuchs angesiedelt; streifenweise steigt er abwärts vom rothen Felsgebirge zu den silberglänzenden Streifen der Flüsse und nimmt an ihnen entlang ausgedehnteren Raum ein.

Auf den Abhängen, in die Wellen des Terrains eingenistet, stehen hier und da die kreisrunden Hütten der Indianer; die dunkle stachliche Agave mit dem langen Blüthenschaft, und helllichte Cocapflanzungen umgeben sie; wo die scharfen Rücken eine breitere Scheitelfläche haben, da finden sich Wiesen und Vieh. Ganz hinten im Osten winken pyramidenähnlich gestaltete spitze Gipfel mir zu; denn hinter ihnen liegt Atanquez, unser Reiseziel; gegen Südosten erhebt sich in mehrfach erwähnter Schönheit die Andenkette mit der bastionartigen Brüstung des Cerro Pintado; gegen Süden zeigt sich die Stadt Valle de Upar im sonnenverbrannten Tieflande; gegen Südwest steigen die schwarzen Hörner der Teregunguruákette auf; und im Westen, unmittelbar uns gegenüber, dräuen die Kolosse des Mamón und Figueroa. Leider sieht man auch von hier die Nevada nicht; die Schneekette würde dieses ungemein charakteristische Bild noch um ein Beträchtliches reizvoller gemacht haben.

Es wiederholt sich nun die Erfahrung des vorigen Tages; ein endloser Abstieg raubt uns den ganzen Vormittag; erst gegen Mittag treffen wir dort ein, wo die brausenden Wasser des Donachuí und des Bukudiva sich vereinen; am mosquitogefüllten Flussufer rasten wir eine Zeit lang; volle drei Stunden steigen wir dann abermals aufwärts, um die letzte hohe Kette zu überqueren, welche uns noch vom Thale des Guatapurí scheidet. Der Weg ist so steil, dass wir an einzelnen Stellen mit vereinter Kraft die allmälig ermüdenden Thiere förmlich hinaufschieben müssen; wie an der Templadokette, so glaubt man auch hier jeden Augenblick, auf dem höchsten Punkte des Weges angelangt zu sein; indess weiter und weiter geht es aufwärts; die messerscharfen Rücken dieser Ketten bringen es mit sich, dass an einer Stelle der Weg nur gerade so breit ist, dass ein Maulthier Platz hat; zu beiden Seiten stürzt der Berg steil ab, nach West zum Donachuí, nach Ost zum Guatapurí. In das Thal des Donachuí, welcher zwischen den eng aneinanderschliessenden Ketten herausströmt, verlegen die Indianer den Ort, wo ein Theil ihrer Schätze vor den Spaniern verborgen gehalten werden soll. Am Abhang des Cerro Punta de la Nariz (Nasenspitze) entlang gelangen wir auf halsbrecherischen Wegen durch geringen Waldwuchs an den Punkt, wo endlich der Abstieg beginnt. Es war schon 4 Uhr Nachmittags; wir hatten also acht Stunden gebraucht, um eine Bergkette hinab- und eine andere wieder hinaufzusteigen; es handelte sich nun darum, ob wir noch rechtzeitig in Atanquez ankommen würden. Es ist eine üble Sitte, dass die Führer (Baqueanos) stets die Entfernungen zu gering angeben; fragt man Jemanden, „wie weit ist es noch bis Atanquez?“ so antwortet er z. B.: „unas dos leguas“, etwa zwei Meilen; man findet dann aber nachher, dass es drei oder gar vier sind; als ich einst von Salazar im

Staate Santander nach Santiago aufbrechen wollte, erklärte man mir, es seien drei Meilen bis dahin; in Folge dessen ritt ich um 3 Uhr Nachmittags ab, um um 6 Uhr anzukommen; es fand sich aber, dass es $4^1/_2$ Meilen waren; in Folge dessen hatten wir grosse Beschwerden auszustehen, da das Dunkel uns überfiel, der Weg durch Wald führte, weder Mensch noch Thier der Strasse kundig war, und so stockfinstere Nacht herrschte, dass wir thatsächlich genöthigt waren, uns durch Anzünden von Schwefelhölzern mühsam den Weg zu suchen.

Bald nachher fragte ich auf der Reise von Santiago nach Cucuta einen des Weges kommenden Arriero: wie weit ist es noch bis zum Zuliafluss? er antwortete mir „una legua," eine Meile; als ich etwa eine Stunde scharf geritten war, fragte ich einen zweiten, in der Meinung, ich müsse jeden Augenblick an den Fluss kommen; ich erhielt aber von diesem ebenfalls die Antwort „una legua". Als ich wieder eine Stunde geritten war, fragte ich einen dritten und erhielt die Antwort „media legua," eine halbe Meile; dennoch hatte ich noch eine volle Stunde zu reiten, bis ich an den Zulia kam. Es weiss eben niemand, was eigentlich eine legua ist; in manchen Gegenden unterscheidet man lange und kurze, colombianische und spanische leguas; wieder anderswo bezeichnet man mit einer legua die Strecke, welche ein Pferd in scharfem Galopp in einer halben Stunde zurücklegen kann. Man ersieht hieraus, wie sehr unsicher die Wegmaasse sind. Auch geschieht es häufig, dass man in der Nähe eines Ortes fragt; „wo liegt denn nun eigentlich die Stadt A?" Dann antworten die Leute „ahí mismito," gleich hier; man braucht dann aber auch oft noch über eine Stunde um anzukommen. Oder man hört häufig die Antwort: „ya le falta á Vd. un ratico", „es fehlt nur noch ein Weilchen"; ein solches Weil-

chen ist ganz unberechenbar; es kann $^1/_4$ Stunde bis $1^1/_2$, ja bis 2 Stunden sein. Oder die Leute sagen auch „ya vamos à llegar", „wir werden gleich ankommen"; man kann dann auch oft noch auf eine Stunde Weges rechnen.

Obwohl man nun schon sehr oft durch diese Eigenart benachtheiligt worden ist, so geht man doch immer wieder arglos darauf ein, und redet sich ein, es sei wahr, was die Führer und Eingeborenen sagen; denn man glaubt ja meist an das, was man wünscht, mit Festigkeit.

So geschah es uns denn auch hier; mein Führer versicherte, Atanquez läge gleich hinter jenem kleinen Sattel im Gebirge jenseits des Guatapurí, und den Sattel sahen wir nicht weit entfernt vor uns; ich ging also nicht darauf ein, in einigen Häusern zu übernachten, welche wir am Beginn des Abstiegs zum Guatapurí fanden, und von wo man Aussicht auf das ebene Cesarthal und gegen das Rancheriathal, die Städte San Juan und Fonseca hatte; in blauer Ferne lagen die Orte, welche ich bald darauf berühren sollte.

Gleich darauf aber trat ein ernster Unfall ein; das Maulthier Manuels erlahmte, zitterte an allen Gliedern und weigerte sich den letzten steilen Abhang zum Guatapurí abwärts zu klettern; es blieb nichts übrig, als das Thier zurückzulassen und den Sattel dem Lastmaulthier aufzubürden.

Es ist hier der Ort einiges über die Maulthiere zu bemerken; sind sie doch als einziges Reisetransportmittel von derselben Bedeutung, wie in civilisirten Ländern Eisenbahnen und Dampfschiffe oder in der Polarzone die Hunde und Hundeschlitten, oder in Ostasien die Sänfte, oder in der Wüste das Kamel.

Eigentliche Maulthierzuchtanstalten giebt es nirgends; ein jeder Landbesitzer macht seine Experimente mit der

Maulthierzucht, sofern es ihm gelingt, einen guten Zuchtesel zu erlangen. Doch giebt es gewisse Gebiete, von wo besonders gute Maulthiere kommen. Früher war die Goajira-Halbinsel berühmt wegen der aus der Zucht der Indianer hervorgehenden Maulthiere und Pferde und ein grosser Theil von denen, welche im Staate Santander, in Ocaña, Bucaramanga, Pamplona, Cúcuta, auch selbst im Táchira in Venezuela verkauft werden, dürfte aus der Goajira stammen; die Marke der Indianer ist leicht zu erkennen und findet sich überall verbreitet. Heutzutage ist allerdings, wie alles, so auch die Pferde- und Maulthierzucht der Goajiros heruntergegangen; ein gutes Maulthier kauft man aber immer noch für 120 bis 150 pesos; im Staate Santander erhält man dafür den doppelten bis dreifachen Preis; in den Anden Venezuelas sind die Maulthiere noch theurer; ich sah in Tovar in der Cordillere von Merida ein prachtvolles grosses gelbes Thier von feinstem Passgang und grösster Kraft, welches sein Besitzer nicht für 520 pesos weggeben wollte, in Cúcuta sah ich ein ähnliches, das 300 fuertes = 1200 M. gekostet hatte, aber lange nicht so fein war, wie das erstgenannte.

Was man an Maulthieren schätzt und theuer bezahlt, ist der feine Passgang; in der That ist es ungemein angenehm ein feines Thier zu besitzen, da die körperlichen Strapazen für den Reiter weit geringer sind als bei einem gewöhnlichen Thier; dennoch habe ich es vorgezogen, gewöhnliche Thiere zu kaufen; theils weil die Ankaufskosten bei feinen Thieren allzu hoch sind, so dass das Reisekapital festgesteckt wird; dann auch, weil es bei meiner Art zu reisen, wesentlich darauf ankam, ein starkes und sanftes Thier zu haben; ein starkes, damit mich das Thier aus allen üblen Situationen, namentlich Sümpfen herausbringen und auf

schweren Reisen aushalten könne; ein sanftes, weil ich gewöhnt war im Sattel Notizen zu machen und alle Augenblicke abzusteigen. Auf meinen beiden Reisen, sowohl in Venezuela, wie in Colombia, hat sich dieses System durchaus bewährt; Jemand, der andauernd in den Bergen herumreitet, bedarf keines feinen Thieres; ein solches ist wichtig für leidlich ebene Strecken, und für Leute, welche eilig von der Stelle kommen müssen, Geschäftsreisende, Kaufleute, Gutsbesitzer u. s. w. Aber wer wissenschaftliche Reisen machen will, bedarf eines sanften Thieres, welches wenig scheut; dieses Scheuen ist eine höchst unangenehme Eigenschaft der Thiere; es giebt Maulthiere, welche keine gelben Koffer sehen können, wie sie in Merida in Venezuela häufig im Gebrauch sind; sowie sie solche sehen, drehen sie sich im Kreise herum, und werfen den Reiter ab; mein Maulthier scheute besonders gern vor eigenthümlich gestalteten Baumstümpfen oder Steinen am Wege; dann aber auch, wenn plötzlich Jemand aus dem Gebüsch trat.

Besondere Angst schienen ihm eine Zeit lang die Karren einzuflössen, welche im Niederlande in Venezuela an einzelnen Stellen zum Waarentransporte verwendet werden; dann später besonders auch die Kutschen auf den Fahrwegen zwischen den grösseren Städten des Landes.

Häufig sind die Maulthiere daran gewöhnt, dass sie in eine bestimmte Hacienda hineingeritten werden oder dass ihr Reiter vor einer bestimmten Schenke einen Schnaps trinkt und einen Augenblick absteigt; werden sie dann von einem andern Reiter geritten, so gehen sie ohne Weiteres in die Hacienda hinein, was zuweilen zu unangenehmen und lächerlichen Situationen führt. Es ist zuweilen thatsächlich unmöglich, ein Maulthier an einer Kneipe vorbeizubringen, wenn es sonst gewöhnt war, einen Augenblick zu halten.

Andere sind so angelernt, dass sie sich nur dann besteigen lassen, wenn ein bestimmtes Zeichen erfolgt ist; also z. B. ein Schlag auf den Rücken, oder drei Schläge unter den Bauch oder sonst irgend eine unscheinbare Bewegung; manche kann man auch nur von rechts besteigen; es geschieht dies häufig deshalb, damit, wenn im Falle einer Revolution das Thier confiscirt werden soll, es sich nicht besteigen lässt, und dem neuen Herrn nicht gehorcht.

Die Genügsamkeit und Ausdauer der Maulthiere ist bekannt; sie sind mit dem schlechtesten Futter zufrieden und können lange dursten; ich habe manchmal lange Tagereisen ohne Wasser gemacht und obwohl die Thiere sichtlich ermüdeten, hielten sie doch gut aus.

Auch bin ich oft tagelang im Gebirge geritten, ohne dass die Thiere etwas Nennenswerthes gefressen hatten; als ich so eines Tages in Pueblo Llano im Hochgebirge von Merida ankam, frass mein Maulthier die hölzernen Fensterladen an, an welche es angebunden war, und ebenfalls den Holzkasten, aus welchem es ein wenig Kleie erhalten hatte.

Die eigentliche Hauptnahrung für Maulthiere sind die verschiedenen Arten Gras, welche im Lande wachsen und in den einzelnen Theilen wesentlich von einander abweichen, und zwar nicht nur dem Namen nach; sondern im centralen Venezuela fehlt z. B. vollständig die „paja Guinea“, oder Guinea-Gras, welches in der Cordillere wächst.

Sodann fressen die Thiere besonders gern die Blätter und die unreife Frucht des Mais, malojo, sowie Zuckerrohrblätter und auch das Zuckerrohr selbst; mein Maulthier frass häufig Auyame (Kürbis), verschmähte aber auch Maisbrod und Weizenbrod nicht, sowie Bananen; andere sind darin wählerischer.

Als wichtigstes Futter kommt der reife Mais dazu, welcher den Thieren wesentlich die nöthige Kraft giebt;

man streitet sich sehr darüber, wie man den Mais geben solle; im Táchira scheuen sich die Leute den Thieren gleich nach dem Mais Wasser zu geben, indem sie behaupten, ein Thier, welches nach Mais Wasser trinke, müsse sterben; andere behaupten nun wieder gerade das Gegentheil; auch wollen einige den Thieren nur morgens Mais geben, und behaupten, weder während der Reise noch unmittelbar nach der Ankunft dürfte den Thieren Mais gegeben werden. Hierüber existiren die mannigfaltigsten Ansichten; ich habe mich nach keiner derselben gerichtet, sondern den Thieren Nahrung gegeben, sobald ich solche hatte, sodass dieselben, ebenso wie ich selbst, zwischen Ueberfluss und Mangel andauernd schwankten. Kleie (afrecho) und Luzerne (alfalfa) fressen sie ebenfalls gern. Doch habe ich auch gesehen, dass sie im Nothfall Palmenblätter und Bananenzweige verzehrten; in Pamplona frass mein ausgehungertes Thier sogar der Misia Carmelita*) die Rosen aus dem Garten auf; und einem Italiener in Pueblo Llano verschwand während meiner Anwesenheit in der Nacht auf dieselbe Weise ein Theil seines Gemüsegartens.

In dem elenden Staate Magdalena würde man von allem dem kaum etwas kennen lernen; von Kleie, Luzerne, Weizenbrod ist hier nicht die Rede; malojo ist sehr selten und wird hier einfach yerba, Kraut genannt, während yerba in den übrigen Staaten entweder einfach Gras oder eine Heilpflanze ist. Nicht einmal Mais wird den Thieren regelmässig gegeben, ich sah Thiere, die noch niemals Mais bekommen hatten und auch meine Maulthiere schienen im Anfang nicht daran gewöhnt zu sein.

Eigenthümlich verschieden ist der Charakter und das

*) Misia = mi señora, = Herrin, Frau.

Temperament dieser Thiere; ich besass auf der hier geschilderten Reise drei Thiere; das eine, ein junges männliches Thier (macho) schien stets vergnügt und war zutraulich, sodass es selbst kam, wenn man es lockte, eine seltene Erscheinung bei Maulthieren; der andere macho war dagegen über die Maassen scheu, liess sich nicht anfassen, und schien hypochondrisch und melancholisch zu sein; grössere Gegensätze konnte man kaum bei einander finden.

Man glaubt, dass die Farbe der Maulthiere ein Criterium für ihre Güte bilde, und zwar sollen die gelben die feinsten sein; dann die weissen, grauen, hierauf die schwarzen und endlich die braunen. Ich kann dies nur als allgemein geltende Ansicht anführen und gestehe allerdings offen, dass wenn einmal von einem besonders feinen Thiere geredet wurde, dasselbe stets gelbe Farbe hatte. Auch die weissen sind gut; in Cúcuta ritt ich ein bereits über 20 Jahre altes Thier, welches noch mit einem Jugendfeuer galoppirte und mit einer Sicherheit grosse, glatte, schiefliegende Steinplatten hinabstieg, dass ich es manch' anderem jüngerem Thiere weit vorzog.

Doch kehren wir zu unserer Reise zurück. Nachdem wir das Maulthier zurückgelassen hatten, überschritten wir den Guatapurí-Fluss, welcher von allen Flüssen der Nevada am unangenehmsten zu passiren ist; sein Bett ist mit ungeheuren Geröllmassen bedeckt, die die Hochfluthen der Regenzeit von oben herabwälzen; zwischen den Steinen bilden sich Strudel, die Strömung ist stark; die Trübung häufig gross, sodass die Thiere nicht wissen wohin sie den Fuss zu setzen haben, sie straucheln, fallen und erheben sich wieder; aber unter völliger Durchnässung des Reiters.

Manuel war vollkommen erschöpft, er hatte den ganzen Tag die schwerste Arbeit gehabt, um die Thiere zu leiten,

er war kaum eine Stunde zu Pferde gewesen; er besass nur noch eine Sandale; meine Satteltaschen waren zerrissen, meine Reithosen zeigten bedenkliche Neigung zur Auflösung in ihre Bestandtheile; mein Hut war seines Randes entkleidet worden; mein aguardiente de 28%, d. h. Zuckerrohrschnaps von 28% Alkoholgehalt, den ich zum Brennen für die Lampe meines Siedepunktthermometers benutzte, da Alkohol eine im Staate Magdalena unbekannte Grösse ist, hatte sich über meine Cigarren ergossen; kurz wir waren in allgemeiner Auflösung. Indess freuten wir uns nun, bald in Atanquez zu sein; allein die Sonne sank hinter den Bergen hinab und das Geschrei der kleinen grünen Papageien, die stets zur Zeit des Sonnenunterganges mit ihren ohrenzerreissenden Tönen die Luft erfüllen, war schon längst verstummt. Knechte, die vom Felde kamen, sagten mir, wir würden um 8 Uhr in Atanquez ankommen, was ich für einen schlechten Witz hielt, da ja mein Führer gesagt hatte, Atanquez liege gleich hinter einem kleinen Höhenrücken, der sich am linken Ufer des Guatapurí hinzog und über den wir noch bei Tage hinübergelangten. Leider aber bestätigte sich die Aussage der Leute in vollstem Maasse; mein Führer hatte nach der beliebten Landesmethode wieder alles rosig gemalt und die Entfernung um die Hälfte zu kurz angegeben. Stockfinstere Nacht sank über uns herab; schweigend zogen wir dahin; die Thiere, denen die Füsse bereits schmerzten, gingen unsicher und strauchelten an jedem Stein; bergauf bergab über kleine Hügel und Sabane ging der Pfad; häufig überschritten wir kleine Bäche und ich musste Schwefelhölzer anzünden, um mich nicht in den überhängenden Aesten und Lianen aufzuhängen; die Thiere fanden aber mit gewohnter Findigkeit stets die Furt; langsam nur kamen wir vorwärts; Schritt vor Schritt tappten die Thiere den Weg entlang; und die

Lichter von Atanquez wollten sich immer noch nicht zeigen. Endlich nachdem wir volle zwei qualvolle Stunden in tiefer Nacht einhergezogen waren, tauchte Atanquez vor uns ganz plötzlich hinter einem Hügel auf; um $8^1/_2$ Uhr fanden wir Aufnahme im leerstehenden Hause des Präfekten Cavas von Valle de Upar, und die Einhüterin desselben, Doña Maria Gregoria Romero, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie hörte, wir kämen von San Sebastián.

Achtes Capitel.

Atanquez — San José — Rosario — San Juán.

Die Nachricht, dass ein Fremder mit Maulthieren auf dem fast aufgegebenen Wege von San Sebastián, wo sonst nur Ochsen noch eben mit Mühe fortkommen, angelangt sei, verbreitete sich noch am Abend im Dorfe und erregte Sensation. Als ich am nächsten Morgen recht spät aus der Hängematte stieg, sassen schon die Beamten des Nevada-Territoriums im Hofe, um mir ihre Aufwartung zu machen. Es zeigte sich, dass der Präfekt, an den ich officielle Empfehlungsschreiben besass, nicht auf seinem Posten war, sondern in Villanueva seinem Vergnügen lebte; ich hielt mich daher an den Corregidor des Ortes, Don Manuel Martinez, und den Stellvertreter des Präfekten, Don Tassito Martinez, welcher aber auch zu meiner grössten Verwunderung gleichzeitig Don Moises Jellatines hiess. Dazu kam noch ein Richter des National-Territoriums, Don Rafael Daza, diese sassen den ganzen Vormittag bei mir herum und erzählten mir von den reichen Minen, die es im Staate Magdalena gäbe und versicherten mich mehrfach, dass sie bei eventuellen Excursionen zu meiner Verfügung ständen, was auf Deutsch heisst, sie wünschten, dass ich sie nach ihren Minen begleiten solle. Nachdem wir die bekannten unzäh-

ligen Höflichkeitsformen ausgetauscht hatten, entfernten sie sich dann endlich; ich schwor schon damals, keine Empfehlungen mehr für die Behörden mitzunehmen; denn man hat keinerlei Vortheil davon, sondern ist nur genöthigt, ellenlange Gespräche über angeblich vorhandene Reichthümer zu führen. Wichtiger war es mir, zu einem anständigen Frühstück zu gelangen, denn man hatte mir in San Sebastián den Ort Atanquez als eine Art Eldorado für Esslustige hingestellt und ein solcher war ich nach den Strapazen der letzten Wochen im höchsten Maasse geworden. Indess zeigte sich auch hier, dass wieder einmal alles übertrieben worden war.

Atanquez bot nicht nur nichts besonderes, sondern sogar noch weniger als San Sebastián.

Doña Maria Gregoria wusch an diesem Tage und konnte in Folge dessen kein Essen bereiten; ich beauftragte daher, um sicher zu gehen, drei andere Frauen damit, und diese drei im Verein brachten denn auch nach zweistündiger Pause ein Huhn auf den Tisch; Beilagen gab es absolut nicht; ja sie behaupteten sogar, nicht einmal Bananen gäbe es.

Der Ort Atanquez war ziemlich stark heruntergekommen, ohne dass ein äusserer Grund dafür vorhanden war; die allgemeine Misswirthschaft dürfte auch daran allein die Schuld tragen. Die Bevölkerung schlachtete nicht mehr, da die Regierung eine Schlachtsteuer von 5 fuertes = 20 Mark auf jedes Rind gelegt hatte; für ein Kalb waren 3 fuertes, für ein Schwein 1 fuerte Steuer zu entrichten; als ich ein Schwein kaufen wollte, scheiterte dies abermals an der Steuer, die die Leute nicht bezahlen wollten. Endlich gelang es mir bei Don Tassito Martinez eine Ladung schlechter Kartoffeln aufzukaufen; allein ich weiss nicht, was aus uns geworden wäre, wenn nicht gerade an diesem Tage ein Bote von Valle

de Upar angelangt wäre, den ich von San Sebastián aus damit beauftragt hatte, mir eine Ladung Essen zu besorgen; diese Vorsicht kam mir nun ausgezeichnet zu statten; er brachte mir Fleisch, Reis, Brod, Zucker, Süssigkeiten, Käse, Rum, Wein, Cacao, Kaffe, Lichter und Schwefelhölzer, sowie neue Vorräthe von Bändern und Taschentüchern für die Indianer. So war ich denn in der Lage, mich endlich einmal wieder satt zu essen; jedenfalls ist diese Schilderung für die überaus ärmlichen Zustände der Nevada-Dörfer bezeichnend.

Am Nachmittage wurde ich durch ein Schreiben des Corregidors überrascht, worin mir derselbe anzeigte, dass er soeben ein officielles Actenstück an den Vertreter des Präfekten, Don Tassito Martinez, gerichtet habe, worin er über die Wichtigkeit meiner Ankunft und die möglicherweise daraus entspringenden guten Folgen für den Staat Magdalena sich des Breiteren ausgelassen habe; eine Copie dieses Schreibens fügte er mir bei. Dasselbe ist zu interessant und zu charakteristisch für die gesammten Verhältnisse, als dass ich es nicht in diesem Buche aufnehmen sollte; es folgt im Anhang abgedruckt.

Dabei ist zu bemerken, dass die beiden Herren, die auf diese Weise feierlich schriftlich mit einander verkehrten, nur dreissig Schritte auseinander wohnten und täglich mehrmals mit einander verkehrten. Schlagend zeigt dieses Verfahren die Hohlheit, Prahlsucht und Halbheit der gesammten Zustände im Lande. Auch beweist es, dass die Beamten wirklich recht wenig zu thun haben können, wenn sie auf derartige Schriftstücke ihre Zeit verschwenden; meine bereits gebildete Ansicht, dass diese Stellungen vollkommene Sinecuren seien, wurde durch diesen Vorfall nur noch mehr befestigt. Don Tassito beschäftigte sich in der That auch besonders mit dem Anfertigen von Blechwaaren; ich liess bei ihm ein Trink-

gefäss anfertigen, welches sehr hübsch aussah, aber bereits nach wenigen Tagen zerbrach; es ist eben in allem und jedem die unsolide Grundlage zu erkennen; dass übrigens dieser Mann derartige Arbeiten machte, verwunderte mich sehr, denn im Allgemeinen giebt es im Innern überhaupt keine Handwerker. Ein jeder will Advocat oder Arzt werden; Schuster, Schneider u. s. w. giebt es kaum; in den Küstenstädten sind diese meist aus Curaçao, und überhaupt werden Stiefel und Anzüge meist fertig eingeführt; sind dann die Stiefel zerrissen, so wirft man sie weg und kauft neue; konnte mir doch Niemand in Valle de Upar auf die erste Frage hin jemanden nennen, der mir die Stiefel repariren könne; erst nach langem Suchen fand ich einen solchen „jóven intelligente".*)

Am folgenden Tage nahm ich Atanquez und Umgebung etwas näher in Augenschein; der Ort liegt zwischen niederen Hügelrücken höchst unregelmässig gebettet, und zieht sich am Abhang hinauf, sodass die einzelnen Stufen des stark verwitterten granitischen Gesteins in den Strassen anstehen.

Der kleine Bach Zapatúkua fliesst am Orte vorüber; reiche Vegetation umgiebt seine Ränder; denn Atanquez liegt nur 800 m hoch und ist verhältnissmässig heiss; Mangos, Bananen, Limón, Aguacate und eine grosse Reihe anderer tropischer Früchte sind hier zu haben; westlich und südlich des Dorfes erheben sich hohe schroffe Berge, im Osten zieht das Thal des Rio Candela abwärts zum Badillo-Flusse; im Norden liegt ein ziemlich niedriges Bergland. Atanquez besitzt eine Art Industrie, indem nämlich aus den Fasern der Maguey-Pflanze Stricke, Seile, Hängematten und Sandalen fabricirt werden; der ganze Ort ist mit Fäden förmlich überspannt und die Frauen weben eifrig die grellfarbigen Taschen,

*) „intelligenten jungen Mann".

von denen schon oben die Rede gewesen ist. Auch die Männer betreiben Industrie, indem sie nämlich Strohhüte aus Gräsern flechten; meist sitzen sie in den Häusern verborgen, so dass man weit mehr Frauen auf den Strassen sieht als Männer.

Als ich nach Hause kam, fand ich schon um 9 1/2 Uhr mein Frühstück bereit; als ich danach forschte, weshalb es zu so früher Stunde erscheine, erklärten mir die Frauen, die Teller gehörten einer andern Familie, die um 11 Uhr essen wolle; ich möge so gut sein und recht rasch frühstücken, damit die Geschirre bis 11 Uhr wieder gewaschen sein könnten.

Abends drohte ein schreckliches Ereigniss einen Schatten über das sonnige Leben Maria Gregorias zu werfen; es wurde mir nämlich aus dem Hinterhofe des Hauses eine Tasse Chocolade gestohlen, welche dort auf das Feuer gestellt war; Maria Gregoria rang die Hände und behauptete, sie kenne die wahrscheinliche Diebin und nannte diese mit Namen; natürlich wurde derselben schleunigst hinterbracht, was Maria Gregoria gesagt habe und am nächsten Morgen gab es einen lebhaften Zungenkampf dieser Amazonen; schliesslich musste ich die lächerliche Versicherung der Angeschuldigten entgegennehmen, sie habe mit eigenen Augen gesehen, dass ein Hund meine Chocolade weggeschleppt habe. Diese Angelegenheit setzte nicht nur das Dorf, sondern die ganze Umgebung in Aufruhr, und als ich nach Wochen in Valle de Upar ankam, war eine der ersten Fragen des Dr. Monsalvo, ob ich nichts Genaues über den Verbleib der Chocolade wisse.

Ich hatte die Absicht gehabt, von Atanquez über San José und die Hochpáramos von Curiva nach den Indianerdörfern des Nordabhangs zu gehen; allein man schilderte mir diesen Weg als so entsetzlich schlecht, und selbst die Regierungsbeamten gaben dessen völlige Verwahrlosung so

unumwunden zu, dass ich von meiner Absicht abstand, da ich fürchtete, die noch restirenden zwei Maulthiere ebenfalls zu ruiniren.

Ich machte daher nur einen Ausflug nach San José, einem etwa drei Stunden von Atanquez entfernten Dorfe der Arhuacos. Alle Welt wollte mich begleiten und die sämmtlichen Regierungsbeamten erschöpften sich in Phrasen, welcher Genuss ihnen bevorstände, mit mir zu reisen. Als ich aber aufbrechen wollte, hatte jeder eine besondere Entschuldigung; kurz es kam Niemand, und wenn ich nicht Don Rafael Daza am Tage vorher aufgefordert hätte, mich zu begleiten, da er mir von allen bei weitem am besten gefiel, so hätte ich wohl allein dahin ziehen müssen. Wir schlugen denselben Weg ein, welcher uns vor Kurzem im Dunkeln so grosse Beschwerden verursacht hatte und gelangten nach zweistündigem Ritt an die Einsattelung am Guatapurí-Fluss; dieselbe liegt nur etwa 15 m über dem Bette desselben und an ihrem Ostfuss entspringen die Quellrinnsale des Rio Candela, welcher das Thal bei Atanquez bewässert; so dass, wenn sich diese nur 20 m tiefer eingeschnitten hätten, der Guatapurí-Fluss in das Thal von Atanquez abgelenkt werden könnte. Am rechten Ufer des Guatapurí erheben sich einige völlig pyramidenförmige silberglänzende Berge von pittoreskem Aussehen; sie haben steil abfallende, glatte Wände, über welche das Wasser herabfliesst; wenn sie von der Sonne bestrahlt sind, so bieten sie den Eindruck vieltausendfachen Silberscheins. Sie finden sich auch bei Pueblo Viejo am Nordabhang der Nevada und scheinen der centralen Nevada eigenthümlich zu sein.

Das Dorf San José liegt auf einer grossen Schotterterrasse am linken Ufer des Guatapurí, enthält etwa 30 ziemlich geräumige Hütten und wird von Arhuacos bewohnt, welche

vor einigen Jahren infolge der Bedrückungen des Corregidors von San Antonio aus ihrem Dorfe San Miguel auswanderten und sich auf der Südseite niederzulassen wünschten. Es wurde ihnen dieser Wunsch gewährt und das Blachfeld von San José als Wohnplatz bestimmt. Hier bauen sie nun etwas Zuckerrohr, Mais und Coca sowie Ananas, und die unvermeidlichen Knollenfrüchte, Arracache, Batate u. s. w. Es scheint häufig vorzukommen, dass die Indianer arg bedrückt werden; denn gerade während meiner Anwesenheit in Atanquez war eine Deputation vom Nordabhang angekommen, um beim Präfekten Klage zu führen über ihnen widerfahrene Unbill; da aber der Präfekt nicht anwesend war, so mussten sie unverrichteter Sache wieder umkehren. In Atanquez selbst haben die Indianer ihre Nationaltracht schon fast völlig aufgegeben; auch ihren Dialect sprechen sie nicht mehr; statt Coca benutzen sie Tabak; kurz ihre Amalgamirung ist nur eine Frage der Zeit.

In San José aber haben sie sich noch völlig rein erhalten; hier sitzt jetzt der Oberpriester des Stammes, ein kleiner, fetter, schlaublinzelnder Mann, der allerdings auch schon äusserlich den spanischen Namen Don Felix Daza angenommen hat. Er beschäftigte sich während meiner Anwesenheit wesentlich mit Essen, wie ich schon im sechsten Kapitel erwähnt habe.

Die Arhuacos von San José gehören zu dem sich Kǒggaba nennenden Stamme, der auf dem Nordabhang des Gebirges wohnt und sich im Allgemeinen noch am unberührtesten erhalten hat. Sie tragen weniger lange, weniger gestickte Kleider, sodass man die Hosen stets sieht, was bei den San Sebastián-Indianern nicht der Fall ist; auch pflegen sie keine Mütze zu tragen, sondern barhäuptig zu gehen; zuweilen führen sie einen Strohhut. In San José lebte nur eine ein-

zige Colombianische Familie, vier Frauen, welche von San Juan de Cesár hierher gekommen waren, um sich in dem frischen Klima der Berge zu erholen. Sie besassen weder einen Tisch noch Teller noch sonst etwas; als Tisch dienten Bananenblätter, die auf den Boden der schmutzigen Hütte gelegt wurden; als Messer und Gabel dienten die Finger. Am allermerkwürdigsten war mir, dass sie keinen Kaffe besassen; denn wenn man im nördlichen Südamerika auch zuweilen fast nichts Essbares bei der Bevölkerung antrifft, — Kaffe findet sich stets. Hier aber mussten wir ohne diesen vorlieb nehmen.

Mit einem sehr von sich eingenommenen, weil den Verkehr zwischen Arhuacos und Colombianern von Atanquez wesentlich vermittelnden, Mestizen machte ich einen Ausflug flussaufwärts in die Engen des Guatapurí-Thales. Dieser Fluss entspringt unter dem Namen Curigua oder Curiva in einigen Lagunen an der Schneekette der Nevada, wahrscheinlich nicht weit von den von mir besuchten Cataca-Quellflüssen. In scharfgeschnittenem Thale zwischen kolossalen Bergriesen, worunter auch wieder hie und da die Pyramidenform auftritt, stürzt er abwärts und nimmt nach seiner Vereinigung mit dem Mamanguéka, dem Zaubererbergfluss, kurz oberhalb San José den Namen Guatapurí an; bei San José selbst, etwas unterhalb des Ortes, durchbricht er in einer 3 m tiefen, nur 1 m weiten Klamm das granitische Grundgebirge. Ueber ihn sind bei San José zwei Brücken indianischer Construction geschlagen; dieselben bestehen aus einem Unterbau von Steinen auf beiden Ufern; über diesen ist ein gewaltiger Stamm quer über den Fluss gelegt, und zu seinen beiden Seiten sind über 1 m hohe Geländer von Flechtwerk angebracht; sodass Menschen und kleinere Thiere, Hunde, Schweine ungefährdet den Fluss passiren können; Ochsen, Maulthiere

und Pferde müssen freilich durch die häufig sehr problematische Furt waten, was sehr aufhält, da der Torrenten-Charakter dieser Bergströme häufig kaum eine Furt bietet. Die Brücken sind meist sehr hoch über den Fluss gespannt, da die Hochwasser der grossen Regenzeit niedrige Brücken jährlich wegreissen würden. Uebrigens sorgen die Indianer auf diese Weise besser für den Verkehr als die Colombianer; denn im ganzen Staate Magdalena habe ich, abgesehen von den Eisenbahnbrücken, nur eine einzige Brücke, nämlich über den Manzanares bei Santa Marta, gefunden; die Arhuacos aber besitzen drei oberhalb, eine unterhalb San José, eine am Nordabhang bei San Antonio und zwei bei San Miguel.

Bei San José bemerkt man an dem Cerro Dunachuá, dass die Nordseite desselben stark bewaldet, die Südseite völlig kahl ist; es ist dies eine Erscheinung, auf welche ich weiter unten zurückkommen werde.

Mit grossem Bedauern verliess ich das wirklich hübsch gelegene San José und das frische Klima der Berge; denn es galt jetzt wieder in die heissen Sabanen des Cesarthales hinabzusteigen.

Am 5. März brach ich von Atanquez auf und zog flussabwärts bis zu dem Punkte, wo die Strasse nach San Juán den Rio Badillo kreuzt; es ist dies der zweitgrösste Quellfluss des Cesár-Systems; auch dieser Fluss bricht in einer ziemlich kleinen Klamm aus dem Gebirge heraus und wälzt seine Wasser in die Ebene; hier treten wir wieder in die porphyrischen Randketten ein, die schon durch ihre Formen auffallen; unregelmässig geformte dom- und kuppelartige bis horn- und nadelartig gebildete Gipfel treten gegen die Ebene von Valle de Upar und Badillo zu auf. Wir aber überschreiten den Rio Badillo und gelangen bald auf die weiten, wirklich wunderschönen Sabanen von Patillál, denen

leider ein wesentliches Element, das Wasser, fast ganz fehlt; die spärlichen Wasserläufe werden von der Bevölkerung der Viehzucht dienstbar gemacht; reiche Rinderheerden zeigen sich hier. Die Ansiedlung besteht aus einer Reihe von einzelnen Höfen, die meist hübsch gehalten sind; namentlich der Hof meines Wirthes Don Francisco Molina gefiel mir sehr. Seine Familie hat mir einen besonders angenehmen Eindruck hinterlassen, da sie sich durch Schönheit, Takt und grosse Gastfreundschaft, sowie ruhiges, feines Wesen vortheilhaft auszeichnete. Auf der Sabane steht ausser geringer Buschvegetation, die sich an den Wasserläufen zusammendrängt, häufig der Caracolí-Baum, dessen wir schon mehrfach erwähnt haben. Aus seinen bohnenartigen Früchten macht man eine Art Käse oder Brod, worüber der Vers geht:

El qué come el queso de Caracoli
El que bebe el agua del Guatapuri
No se va nunca de aquí.

In freier Uebersetzung:

Wer den Käse des Caracolíbaums isst,
Das Wasser des Guatapuri geniesst,
Ewig die Rückkehr nach Hause vergisst.

Ueber die verbrannte Sabane und niederes Hügelland zog ich gen Nordost, zur Rechten die Randketten des Gebirges, zur Linken die Nevada, von der eine Schneespitze von den Sabanen von Patillal aus sichtbar ist. Einzelne isolirte Viehhöfe, Carrizal, Despensa und Talanquera liegen hier an den Wasserläufen; bei dem letztgenannten Hofe erreicht man den Rio de Santo Tomás, einen wild dahinschiessenden wenig Wasser führenden Bach, welcher weiter abwärts unter dem Namen Rio de la Junta in der Ebene des Cesárthales völlig versiegt. Nachdem wir den Cerro Gamarua überschritten, erreichten wir den Rio Cesár selbst, dessen Quelle bei dem kleinen Hofe Soledad etwas weiter

nordwestlich in geringer Höhe über dem Meere liegt. Da er an den trockenen, rothbraunen, nur mit Gras und spärlichem Buschwerk bestandenen Randbergen des Gebirges entspringt, so führt er weit weniger Wasser als die Flüsse Guatapurí und Badillo und versiegt ebenfalls später in der Ebene.

Er bricht sich durch ein 1200 m hohes Hügelland Bahn, und hier liegt zwischen einzelnen Bergrücken eingeklemmt, das Indianerdorf El Rosario, auch wohl nach dem gesammten Hügelland La Sierrita genannt.

Bei einem einfachen Bauern, Don Benito Maestre, fand ich Aufnahme; und zwar eine solche Aufnahme, wie ich sie selten wieder selbstloser gefunden habe. Man thut häufig am besten, zu diesen einfachen Landleuten zu gehen; man darf zwar keine grossen Erwartungen an die Küche stellen, aber was die Leute haben, geben sie und zwar mit einem freundlichen Gesichte; man nimmt ja gern mit wenigem verlieb, wenn es eben nur mit freundlichem Gesichte gegeben wird.

Kommen wir bei derartigen Leuten an, so ist die erste Frage stets, ob es Futter für die Maulthiere giebt; gewöhnlich erfolgt zunächst die Antwort „no hay", es giebt nichts; erst nach weiterem Zureden erklärt der Hausherr, er habe genug für meine Thiere; ich bitte dann um Nachtquartier, was mir nach einigem Zögern gewährt wird; die Leute haben nämlich häufig eine Scheu, einen Fremden zu beherbergen, weil sie glauben, er mache zu grosse Ansprüche; erklärt man ihnen aber dann, dass man mit allem zufrieden sei, so geben sie viel und gern. Der Hausherr hält mir eine Rede, dass es eine Ehre für sein Haus sei, einen so distinguirten Caballero zu beherbergen; die Hausfrau und die Töchter blicken scheu aus einem Winkel des Hauses hervor, während

mein Diener die Thiere absattelt, bemerkt die Hausfrau meine Koffer und fragt mich schüchtern, ob ich vielleicht Nähnadeln zu verkaufen habe. Als ich lächelnd verneine und mein Diener mich „Doctor“ anredet, hält mich der Hausherr für einen Arzt und bittet mich um ein Heilmittel, da ihn schon seit vierzehn Tagen der Magen schmerze. Für einen Arzt wurde ich überhaupt oft gehalten und in Trujillo in Venezuela geschah es mir, dass der Arzt des Ortes mich fragte, ob es wirklich wahr sei, was die Bevölkerung sage, nämlich, dass ich den Krebs kuriren könne, wenn man mir 60 pesos pränumerando zahle. Manchmal auch wurde ich zu Sterbenden berufen und gebeten, meine ganze Kunst zur Rettung der Verscheidenden anzuwenden; ein Arzt könnte in diesen Ländern ein gutes Geschäft machen, wenn er nämlich recht viel Hokuspokus triebe, recht grob wäre und sehr hohe Preise anschriebe; denn wenn es wenig kostet, so glauben die Leute nicht an die Heilkraft der Mittel.

Endlich erfährt mein Hauswirth, dass ich minero sei, das heisst etwas von Erzen verstände, und von nun an hört er nicht auf, mir die Schätze zu schildern, welche der Boden hier berge. Ganz in der Nähe habe man Alaun, Gyps, Eisen, Kohle, etwas weiter entfernt sei früher eine Goldmine gewesen und ein alter Mann aus der Umgegend wisse noch den Platz. Wenn ich morgen dableiben wolle, so werde er dem Alten Bescheid sagen.

Als ich alles ablehne und ihm sage, ich sei kein Goldsucher, verzweifelt er vollständig an mir, denn selbst den feinen Kreisen ist es unmöglich klar zu machen, was eine wissenschaftliche Forschungsreise ist. Dass man so weite und schwere Reisen unternehmen kann und seine Gesundheit und sein Leben wagen will, ohne einen direkten klingenden Vortheil davon zu haben, leuchtet Niemandem ein; es bleibt

nichts übrig, als zu sagen, man sei von der Regierung geschickt; damit geben sich die Leute dann jedesmal zufrieden.

Ausser dem Gespräch über Goldminen und andere angeblich vorhandene Bodenschätze giebt es eigentlich nur wenige Gesprächsthemata. Gewöhnlich spricht man von Maulthieren, Wegen, Kaffeepreisen, den schlechten Zeiten, event. den Heuschrecken, Schlangen, Tigern und fabelhaften Unthieren, von denen einem manche Räubergeschichte berichtet wird. Auch muss man wohl von dem fernen Lande Alemania erzählen. Man kennt Deutschland jetzt wohl, schon deshalb, weil eigentlich alle im Lande ansässigen fremden Kaufleute, wenigstens in den Küstenstaaten, Deutsche sind; man kennt den Namen der Stadt Hamburg eigentlich überall, zuweilen jetzt auch Berlin, obwohl es vorkommt, dass man gefragt wird, ob Berlin die Hauptstadt von Hamburg sei. Oft aber zählt man alle europäischen Staaten sammt und sonders zu den Vereinigten Staaten des Nordens.

Sonst giebt es nur zwei Themata, bei denen der Colombianer sich wirklich erwärmt. Das sind die Frauen und die Politik, worin sie am Ende mit den Völkern Europas übereinstimmen, nur dass die Politik bei ihnen mehr Leidenschaft ist und zugleich inniger mit den innersten Lebensinteressen verbunden ist, als bei uns.

Mit Frauen und jungen Mädchen kann man eigentlich nur über Liebe sprechen; jedes andere Gespräch verfängt nicht.

Unter solchen Gesprächen vergeht der Abend und dem Gast wird der beste Schlafplatz angewiesen, sei es ein Bett, oder eine Hängematte oder ein Fell auf dem Boden der Hütte.

Dieser Verlauf einer Ankunft ist fast normal; und auch diesmal war meine Begrüssung und Ausfragung eine ähnliche; die drei Töchter meines Wirthes beeiferten sich mir

zu dienen; er selbst zeigte mir das Dorf und klagte darüber, dass alles rückwärts ginge; in der That gab es fast gar keine Indianer mehr im Dorfe, während man doch gerade diese civilisiren wollte; das für eine Schule ausgeworfene Geld hatten die Beamten in ihre Tasche gesteckt, der Corregidor war nicht auf seinem Posten, wie überall, und man wusste nicht einmal, wo er sei. Wir besuchten eine Sehenswürdigkeit von Rosario, nämlich die im Flusse sich erhebende „Piedra de la Escalera", den „Treppenstein", einen gewaltigen Felsblock, über welchen der Fluss vermuthlich früher in einem kleinen Fall hinabgestürzt war; seine nach abwärts zu liegende Seite zeigte treppenartige Gestalt; die Einwirkung des Wassers war deutlich zu erkennen; im Flussbette finden sich kleine, wenig mächtige Ablagerungen von Kohle.

Ich hatte in Rosario nicht weniger als drei Häuser zur Verfügung; im Hause meines Wirthes pflegte ich zu speisen und mich in den Mussestunden zu unterhalten, in einem andern Hause schlief ich und in einem dritten hatte ich mein Gepäck. Allerdings waren die beiden letzteren Häuser sehr klein und das eine war so baufällig, dass man mir abrieth, meine Hängematte da hinein zu hängen, weil Grund zu der Befürchtung vorlag, dass das ganze Haus unter der Last meiner 67 kg. zusammenstürzen würde. Das ist der einzige Vortheil des Reisens im Magdalena, dass man wegen des allgemeinen Ruins überall leerstehende Häuser findet, so dass ein leidlich geräumiges Nachtquartier selten mangelt.

Als ich eben im Begriff war, einzuschlafen, ging ein ungeheurer Höllenlärm im Dorfe los. Diesmal waren es nicht die Arhuacos, sondern die Colombianer, welche ihn vollführten; es war nämlich die Zeit des Carnevals und zwar Sonnabend vor Fastnacht; nun pflegte für gewöhnlich in der nicht sehr weit entfernten Stadt San Juan de Cesár leb-

hafter Carnevalstrubel zu sein; dieses Jahr aber war gerade grosse Trauer in vielen Familien, weil eine Anzahl junger Söhne derselben gerade abgereist waren, um sich unter Leitung des Padre Celedón nach Santa Marta in das geistliche Seminar zu begeben, wo sie sich zu Geistlichen ausbilden sollten, an denen grosser Mangel im Staate Magdalena ist. Von den mir bekannten und in diesem Buche erwähnten Orten sind nur Santa Marta, Ciénaga, Valle de Upar, San Juan de Cesár, Fonseca, Villanueva und Rio Hacha mit Geistlichen versehen, die Nevada-Dörfer entbehren derselben vollständig.

Da nun also dieses Jahr in San Juan auf keine Carnevalsstimmung zu rechnen war, so kamen verschiedene junge Leute von dort nach Rosario, um hier den Carneval zu feiern; die ganze Nacht wurde mit Singen, Chorgebrüll und Tanzen zugebracht, und als ich am folgenden Morgen zu Don Benito kam, fand ich sämmtliche drei Töchter mit Farbe auf den Backen bemalt; jede hatte zwei gewaltige Farbenklexe auf der Wange und zwar je einen rothen und einen weissen; dies erinnert lebhaft an die Sitte der Goajiros, welche sich ebenfalls die Backen bemalen, wenn auch allerdings mit schwarzer Farbe.

Wenngleich die gesungenen Lieder meist lustigen Charakters waren, so war doch die Melodie entschieden melancholisch, wie denn überhaupt fast alle im nördlichen Südamerika gesungenen Lieder düstere Weisen haben; man singt so wie so sehr wenig, und ein Deutscher, welcher gewöhnt ist, jeden Knecht und jede Magd bei der Arbeit singen zu hören, geräth in Verwunderung über den Mangel an Singlust in der südamerikanischen Bevölkerung. Auch sind die Weisen höchst eintönig und haben stets denselben fast resignirt klingenden Tonfall: ad infinitum wird der Text abge-

sungen, häufig aber auch improvisirt. In San Estéban bei Puerto Cabello in Venezuela sang man zur Weihnachtszeit die aguinaldas, wörtlich „Weihnachtsgeschenke". Eine Schaar halbwüchsiger Jungen mit Guitarre, Harfe, Klapper und einem andern, quietschende Töne hervorbringenden Instrumente, sowie mit der venezolanischen Flagge kamen vor unser Haus und besangen die ganze Familie der Reihe nach, indem sie von jedem einzelnen Mitglied derselben irgend etwas Gutes sagten; 30—40 Verse hinter einander, alle nach derselben traurig-eintönigen Melodie, ermüdeten schliesslich die Hörer. Aehnlich war es auch in Rosario, doch hatte man hier eine Harmonika und war überhaupt etwas vergnügter beanlagt. Es handelte sich bei Sologesängen wesentlich um Liebeslieder, von denen ich die Folgenden mittheile:

Morena, tus ojos me matan á mi,
Yo sin tus ojos no puedo vevir — no puedo vevir.
De Cadiz al puerto un salto pegé,
Tan solo para verte la punta del pié. — la punta del pié.

Zu Deutsch:

Braunes Mädchen, Deine Augen, die tödten mich;
Doch nur in Deinen Augen kann leben ich — kann leben ich.
Um die Spitze Deines Fusses zu sehen allein
Sprang ich von Cadiz zum Hafen hinein.*) — zum Hafen hinein.

Ein anderes Lied derart heisst:

Al verte en el balcón,
Niña, no sé porqué,
Siente mi corazón
Un rato de placer.

Zu Deutsch:

Wenn ich Dich auf dem Balcon sehe, o Mädchen,
so durchzuckt mein Herz ein Freudengefühl,
doch weiss ich nicht, warum.

*) Unter Hafen (Puerto) kann hier wohl nur der Cadiz gegenüberliegende Puerto de Santa Maria am nördlichen Ufer des Meerbusens gemeint sein; die Entfernung beträgt 10 Kilom., also ein sehr ansehnlicher Sprung.

Bekannt sind auch im Magdalena die auf Thiere gemünzten Lieder. Besonders bieten die Hähne und Hahnenkämpfe unerschöpfliches Material für Lieder, und auch hier in Rosario trug Jemand ein endloses Lied über einen „gallito canaguey“ vor; dann sind es die Geier, Zamuros, über welche manche Strophe existirt. In Venezuela tanzt man sogar einen Tanz, welcher im Takte und in den Schritten die eigenthümlichen schief vorwärts trippelnden Bewegungen der Aasgeier, Zamuros, nachahmt. Dann müssen die Papageien herhalten; namentlich über die kleinen grünen Papageien, die unter ungeheurem Geschrei in grossen Schaaren oder zuweilen auch zu zweit fliegen, und daher inseparables heissen, weil man sagt, dass, wenn der eine stirbt, der andere sogleich im Tode nachfolgt, giebt es ein wohl an der ganzen Nordküste bekanntes kleines Lied, welches durch seine gefällige Melodie und den naiven Text anheimelt. Es heisst:

Cuando la perica*) quiere,
Que el perico vaya á misa.
Se levanta muy temprano
Aplancharle la camisa.
O periquito, dame la pata,
Para ponerte la alpargata.

Zu Deutsch:

Wenn die Papageiin will,
Dass der Papagei zur Messe geht,
So erhebt sie sich frühmorgens,
Um ihm das Hemd zu plätten.
O Du lieber kleiner Papagei, gieb mir die Pfote,
Damit ich Dir die Sandalen anziehe.

Ich verlebte einen angenehmen Tag in Rosario, und nachdem ich noch einige Ausflüge in die Umgebung gemacht, begab ich mich am 9. März nach der Stadt San Juan de

*) Perico ist der Name der kleinen grünen Papageien, die grossen grünen heissen loro, die grossen rothen guacamayo.

Cesár. Nicht vergessen will ich jedoch hier, dass mein gütiger Wirth Don Benito Maestre mir noch beim Abschied eine indianische Urne mit eigenthümlichen Schmucksachen, Nasenringen und allerlei Sonderbarkeiten schenkte, welche er in der Nähe von Rosario, auf dem Wege nach Talanquera, ausgegraben hatte; diese Dinge befinden sich jetzt im „Museum für Völkerkunde“ zu Berlin.

Bei ganz unerträglicher Hitze kam ich um die Mittagszeit in San Juan de Cesár an und stieg im Hause eines Colombianers von französischem Vater ab; derselbe nannte sich Don Erasmo Lacouture und bewohnte ein recht kleines Haus, so dass ich weder für mich noch für die Maulthiere Platz hatte und lieber in das Haus der Familie Daza gegangen wäre, wenn ich gewusst hätte, dass der Dr. Monsalvo mich dahin empfohlen hatte.

San Juan de Cesár ist eine der besten Ortschaften im Staate Magdalena und hat entschieden städtischen Charakter. Die Stadt liegt etwa eine Stunde östlich der äussersten Ausläufer der Nevada am linken Ufer des Cesár, dort wo derselbe in die Ebene tritt. Auf der andern Seite erheben sich die Anden; die Entfernung von San Juan bis an den Fuss derselben beträgt aber auch nur zwei bis drei Stunden. Der Ort ist sehr heiss, und da wir uns grade auch noch im heissen Monat März befanden, so war die Hitze fast unerträglich. Die sonst im Allgemeinen reine tropische Hitze war in diesen Tagen so schwül, dass alle Welt mir sagte: quiere llover, es will regnen. In der That stürzte am 10. März ein gewaltiger Regenguss über das Thal herab, der in ganz kurzer Zeit die Strassen von San Juan in Bäche verwandelte. Es ist dies die Freude der Kinder; in Maracaibo sowohl wie in Trujillo in Venezuela pflegten sich diese bei solchen Vorkommnissen in den Strassen zu baden.

San Juan besitzt einen grossen geräumigen Marktplatz von wirklich ganz hübschem Aeusseren; auf der einen Seite steht die Kirche, der Rest sind Regierungs- und Privatgebäude. Dies ist für alle Städte spanischer Bauart typisch; eine jede städtische Anlage beginnt mit einer quadratischen Plaza, von dieser gehen dann nach den vier Windrichtungen acht Strassen aus; nach etwa 80 m Entfernung werden diese Strassen wieder rechtwinklich durch andere geschnitten, so dass es schwer ist, sich in einer solchen regelmässig gebauten Stadt zu verlaufen. Die Spanier bauten mehrstöckige Häuser, und zwar verstanden sie dieselben durchaus solid und praktisch einzurichten; dicke Mauern, kühle Säle, Säulengänge, blumengeschmückte Höfe, hohe luftige Zimmer. Heutzutage baut man nur noch einstöckig, angeblich wegen der vielen Erdbeben, thatsächlich aber wohl aus mangelnder Fähigkeit, brauchbare zweistöckige Häuser zu errichten und auch wohl aus Mangel an Geld. Feste Mauern, wie die der alten Spanier, können die heutigen Handwerker gar nicht mehr zu Stande bringen, sondern man macht es sich bequemer, indem man Sand, Schlamm, Kalk, Kies und Steine zwischen Bretterkasten zu einem allgemeinen Brei zusammenstampft. Dann zieht man die Kastenwände weg und die Mauer steht fertig da. Rasch wird ein Dachstuhl von Rohr darauf gelegt, ein paar Stämme halten das leichte Gewicht desselben. Ziegel oder Palmstroh wird darüber gedeckt und das Haus ist bewohnbar. Grosse Kosten und Mühe sind nicht damit verbunden, wohnlich ist es dann allerdings aber auch nicht.

In San Juan giebt es noch eine Anzahl guter alter spanischer Häuser, und bei meinem zweiten Aufenthalt daselbst hatte ich ein solches zur Verfügung. Man hat auch den Vorteil, dass man die Maulthiere im Hofe füttern kann, während sie allerdings auf den Weiden besser ausruhen, aber auch

leichter von den meist schlecht verzäunten Potreros gestohlen werden können und sich derartig dieser Freiheit erfreuen, dass man sie oft schwer wieder einfangen kann. Auch setzt sich allerlei Ungeziefer an sie, namentlich die üblen Garapatas, Zecken oder Holzböcke, welche sich an das Fleisch festheften und das Blut aus dem Körper saugen; auch die Fledermäuse zapfen zuweilen die Maulthiere an, so dass man sie morgens blutüberströmt findet, was grosse Schwäche erzeugt. Mehr und mehr schreiten aber heutzutage die neuen elenden Hütten von der Peripherie gegen den Kern der gut gebauten Städte vor; wenn dieses Land sich nicht bald erholt, so werden in nicht allzuferner Zeit die ziegelgedeckten Städte sich in Dörfer mit Strohdächern verwandeln.

Das Leben in diesen kleinen Städten verläuft sehr eintönig. Die Frauen sitzen hinter den Fensteröffnungen, die durch Laden verschliessbar sind, und sehen auf die Strasse hinaus, wo es aber eigentlich gar nichts zu sehen giebt; nur Abends kommen die jungen Leute, um, vor dem Hause stehend, mit den aus den Fensteröffnungen blickenden Mädchen ein Gespräch zu halten. Glasfenster giebt es nirgends.

Das Mobiliar ist meist einfach; Polstermöbel giebt es nicht, theils wegen der Hitze, theils weil die Insekten, namentlich Ameisen, rasch damit aufräumen würden, dagegen findet man häufig grosse mit Rohrgeflecht überzogene Schaukelstühle. In Valera in Venezuela besassen auch die besseren Familien so wenige Möbel, dass sie dieselben sowie auch sogar die Leuchter von einigen dort ansässigen Deutschen borgten, wenn einmal eine besondere Festlichkeit veranstaltet wurde.

Hinter dem Hause befindet sich fast stets ein grosser Hof, in welchem Hühner, Hunde, Schweine, Kinder, Vögel

allerlei Art in wirrem Durcheinander sich tummeln; hier ist häufig die Küche aufgeschlagen, auch findet man hier schüchterne Versuche von Bananen- und Kürbis-Anpflanzungen.

Die Männer sitzen am Tage in ihren kleinen Läden oder unterhalten sich von Politik, auch reiten sie ihre kleinen Landgüter ab; sonst bietet sich ihnen wenig Zerstreuung. Die Frauen leben noch eingezogener, zur Messe gehen sie zwar häufig, aber von Spazierengehen ist keine Rede; zuweilen giebt es im Nachbarort eine Hochzeit oder eine Taufe, zu der sich die Familie in corpore begiebt; am Sonntag geht alles zur Messe und Nachmittags galoppirt man in den kleinen Bergorten auf der Strasse herum, so viel die Pferde laufen wollen.

Von Markttagen ist im Staate Magdalena nicht die Rede, denn ein jeder sorgt für seine eigenen ärmlichen Bedürfnisse selbst; im Staate Santander und in Venezuela haben dagegen alle grösseren Ortschaften einmal oder gar zweimal wöchentlich Markt, in grossen Handelsstädten, wie z. B. Cúcuta, sogar täglich. Schon um 4 Uhr Morgens kann man auf der Plaza von Cúcuta Milch kaufen, die die Landbewohner täglich zum Verkauf bringen; ungeheure Mengen von Früchten und Knollengewächsen, Yuca, Batate, Apio, Name, Kartoffeln u. s. w. findet man dort; von weither kommen die Landleute; nicht immer geht es sehr friedlich ab und namentlich unter den weiblichen Verkäufern ertönt laut und oft das höchst lächerliche Schimpfwort „sin verguënza", „schamlos", welches für alles und jedes angewandt wird; wenn zwei Frauen sich streiten, so endet es gewöhnlich bald in dem beiderseitigen Ausruf: „mujer sin verguënza"!; will ein Esel nicht weitergehen, so heisst es „burro sin verguënza"! und mischt sich im Hofe ein Schwein oder ein Hund zwischen die Kochtöpfe, so ertönt von allen Frauen und Kindern zu-

gleich der einstimmige Ruf: „cochino sin verguënza!“, „schamloses Schwein!“, worauf sich das so Angeredete meist eilig zurückzieht.

Einmal im Jahre haben die Städte, wenigstens im Innern, das Fest ihres Schutzheiligen; dasselbe dauert häufig drei bis fünf Tage, ja sogar über eine Woche; dann wird tüchtig gezecht und gespielt, denn das Spiel ist leider ein stark verbreitetes Laster. Aussätzige Bettler stehen an der Strasse und entblössen ihre von Geschwüren zerfressenen Glieder, um das Mitleid der Reisenden und Passanten zu erregen; demüthig flehen sie um eine Gabe: „Una limosna, caballero, una limosnita, un cobrecito, por el amor de Diós!“ „Ein Almosen, gnädiger Herr, ein kleines Almosen, ein Kupferpfennig, bei der Liebe Gottes!“ Während man nach einer kleinen Münze sucht, strömt aus dem Munde des Bettlers eine Fluth von Phrasen, in welchen die heilige Jungfrau und die Engel beschworen werden, den Spender zu segnen und zu schützen; hat man dem Armen die Gabe gereicht, so erfolgt eine Wiederholung der Segenswünsche und dem davoneilenden Reiter schallen noch lange die Danksagungen des Beglückten nach. Diese Bettler sind meist Aussätzige, laufen überall frei umher und bieten wohl weitaus den widerwärtigsten Anblick im Lande. Aus Maracaibo verwies man sie allerdings auf eine Insel am See, wo sie nun ein leidliches Dasein führen und sich sogar unter einander verheiraten. In Carácas baute der Präsident Guzmán Blanco ihnen ein Asyl am nordöstlichen Ende der Stadt, in der Nähe des Stiergefechts-Circus. Es ist möglich, dass sie häufig einfach an vernachlässigter tertiärer Syphilis leiden; die Krankheit des Aussatzes soll das Eigenthümliche haben, dass sie eine Generation überspringt; ich kannte eine wohlgestellte Familie, wo die Tochter durchaus gesunder Eltern plötzlich aussätzig ward.

Bei solchen Festen der Heiligen strömen von weit und breit die Landleute zusammen; es giebt dann allerlei Volksbelustigungen; namentlich die Hahnenkämpfe sind wohl der beliebteste Zeitvertreib. Ein Unternehmer gründet eine Gallera, einen Hof mit Zuschauerplätzen, wo bequem dem Kampfe zugesehen werden kann; es wird dann ganz ungeheuer gewettet und viel getrunken; die Leidenschaften werden in hohem Grade aufgeregt; für mich waren derartige Hahnenkämpfe wegen ihrer wirklich crassen Rohheit stets ein höchst widerwärtiges Schauspiel und ich begreife offengestanden nicht, wie auch manche Deutsche daran Vergnügen finden können.

Schlimmer noch sind die Stiergefechte, obwohl man sich dabei wenigstens an der Gewandtheit und Geschicklichkeit der Kämpfer erfreuen kann. In Venezuela existiren circusartige Gebäude für die Stiergefechte, und die weibliche Bevölkerung nimmt z. B. in Carácas mit Leidenschaft daran Theil; Jauchzen durchzittert die Zuschauer, wenn der Stierkämpfer mit einem geschickten Streich die wüthende Bestie zu Falle bringt. Die Knochen der getödteten Thiere werden aus einer Oeffnuug der Mauer hinausgeworfen, und ich sah in der Nähe des Circus zu Carácas, dass eine arme nahewohnende Familie diese Knochen zur Ausfüllung eines Zaunes um ihre Wohnnng benutzte.

Zuweilen erscheinen zu den Festen auch Seiltänzer, Gaukler und allerlei fahrendes Volk, welche ungeheure Anziehungskraft auf die Bevölkerung haben; ein Bajazzo darf dabei nicht fehlen. In Venezuela zogen zuweilen Marionetten-Theater herum, das Volk riss sich um die Einlasskarten.

Unter denen, welche das auf den Festen ausgegebene Geld einnehmen, spielen wohl die Geistlichen die erste Rolle; denn einerseits stellen sie ihre Heiligen aus und empfangen Spenden für die Kirche; auch lassen sie häufig Leute mit kleinen

Glaskasten herumziehen und bitten um Gaben für eine neu zu errichtende Capelle irgend einer neuen Heiligen; namentlich am Allerseelen-Tage, Dia de los Difuntos*), ziehen an manchen Orten Leute auf den Strassen herum, welche in einem durch ein Licht erleuchteten Glaskasten eine mehr oder weniger modern gekleidete Heilige herumschleppen; jeder Vorübergehende wird angebettelt. Dann aber singen die Geistlichen andererseits auch selbst an den Festtagen in den Wohnungen frommer Mitglieder ihrer Gemeinde und lassen sich gut dafür bezahlen; überhaupt ist in den kleinen Dörfern der Geistliche stets die Hauptperson; er hat daher stets das beste Essen und den besten Schnaps, und für Reisende ist es sehr empfehlenswerth, bei den Geistlichen abzusteigen, zumal da sie meist die gebildetsten Leute im Orte und, wenigstens in Venezuela, meist sehr tolerant sind; in Colombia sind sie allerdings weit fanatischer. Das Cölibat nehmen sie nicht allzu genau; mehrfach zeigte man mir Töchter und Söhne von dem padre A oder dem padre B. Das Volk hält sich zwar sehr darüber auf, sieht aber darüber hinweg. Häufig spielen die Geistlichen eine Rolle in der Politik und sind überaus streitbar; ich kannte einen, der mit dem Crucifix in der Hand Rekruten für die Regierungspartei aushob, andere sind grosse Reiter und Krieger, im Allgemeinen aber sind sie weit geniessbarer als die katholischen Geistlichen Deutschlands.

*) den 2. November.

Neuntes Capitel.

Die Anden von Perijá.

Am 11. März, um 7½ Uhr Morgens verliess ich die Stadt San Juan, um mich der lange ersehnten, schon so oft von der Nevada aus betrachteten geheimnissvollen Anden-Cordillere zu nähern. Durch den schweren Regenguss der Vorabende war die Luft etwas abgekühlt und eine gewisse Frische über alles Lebendige gekommen; die Menschen athmeten auf, die Vögel sangen in dem hässlichen Cactusgebüsch, Schnecken und Schlangen krochen in grösserer Zahl als sonst auf dem Boden umher, die Maulthiere beschleunigten ihre Gangart, und es liessen sich sogar Geschäftsreisende und ein Maulthierzug sehen. Diese eigenthümliche Erscheinung hatte ihre Erklärung übrigens noch in einem andern Grunde, nämlich darin, dass von dem Orte Villanueva, auf welchen wir nunmehr zustrebten, ein kleiner Handel mit Kaffee über San Juan nach Rio Hacha besteht; der Kaffeebau ist zwar noch nicht sehr alt, giebt aber bereits gute Resultate und dehnt sich mehr und mehr aus; wahrscheinlich desshalb, weil der Boden in der Cordillere von Perijá sehr viel fruchtbarer ist als in der gegenüberliegenden Nevada. Dieser Unterschied des Bodens ist ganz besonders augenfällig gerade auf der Reise von San Juan nach Villanueva. Die ganze Ebene von San Juan ist mit weissem glitzerndem Sande bedeckt, welcher die Augen blendet und auf dem die Mosquitos mit Vorliebe

hausen; sowie man aber nach Passirung der Ansiedelung Palmerito den Arroyo*) Noguera überschritten hat, tritt man in einen rothen fettigen lehmigen Thonboden ein; das kaum fünfzig Schritt breite Bett dieses ausgetrockneten Baches bildet eine ganz scharfe Grenze zwischen den beiden Bodenarten.

In der Trockenzeit ist es angenehmer, auf dem rothen Thonboden der Cordillere zu reiten, da dann das blendende Weiss des Nevadabodens wirklich höchst lästig ist; zur Regenzeit aber zieht man doch den letzteren vor, denn der fettige Thonboden löst sich dann in einen unergründlichen Morast auf, in welchem die Maulthiere straucheln und fallen. Diese Eigenschaft des andinen Bodens hatten wir Gelegenheit gründlich kennen zu lernen, denn obwohl es nur einen einzigen allerdings starken Regenguss gegeben hatte, war der Weg jenseits des Arroyo Noguera doch schon derart schlüpfrig und mit Wassertümpeln bedeckt, dass ich gern vorgezogen hätte, den mir von einem Herrn in San Juan vorgeschlagenen Umweg über El Molino, welcher trockener sein sollte, zu machen. Der Weg war mit tiefen Wasserrinnen durchzogen: dennoch gelangten wir schon gegen 11 Uhr, trotzdem wir uns auf dem Wege mehrfach mit Untersuchung des Terrains, Sammeln von Schnecken und Jagd auf Schlangen aufgehalten hatten, nach Villanueva. Am Eingang in den Ort pries mir ein Junge eine grosse grüne Eidechse, Leguan (Iguana) an, welche häufig von den niederen Classen gegessen wird. In den Llanos von Venezuela schoss ich einmal eine solche, welche über 1 m lang und bei unserem Angriffe auf einen Baum geflüchtet war. Ein gerade des Weges kommender arriero nahm sie hocherfreut mit sich; in Maracaibo findet man diese Thiere auf dem Markt feilgeboten; sie werden dort mit den

*) arroyo = periodischer Wasserlauf.

langen Schwänzen an einander gebunden und bieten dann, nach allen Seiten auseinanderstrebend, das ekelhafte Bild eines Rattenkönigs, oder, wie man also sagen müsste, eines Eidechsenkönigs dar.

Das Fleisch soll zähem altem Hühnerfleisch so täuschend ähneln, dass selbst Kenner ein geschmackvoll bereitetes Iguana-Gericht nicht von gekochtem Hühnerfleisch zu unterscheiden vermögen. Ich selbst bin niemals in die Lage gekommen, Iguanas zu essen, es müsste denn unbewusst gewesen sein.

Der Ort Villanueva liegt am Fusse der Anden-Cordillere in etwa 300 m Höhe am gleichnamigen Flusse auf einer langsam gegen den Cesárfluss sich abdachenden Ebene. Er besitzt eine ganz hübsche geräumige Plaza, mit ziegelgedeckten Häusern. Die Häuser der äusseren Strassen sind dagegen meist mit Palmstroh gedeckt und von nicht gerade sehr einnehmendem Aeusseren. Die Enstehung Villanuevas soll schon in die frühesten Zeiten der Conquista fallen und die Kirche noch von jener Zeit datiren. Ihr gänzlich verfallener, den Einsturz drohender Zustand dürfte die Richtigkeit dieser Behauptung bekräftigen. Als besondere Sehenswürdigkeit Villanuevas kann man mit Recht die Lebhaftigkeit und das geschäftige Treiben bezeichnen, welches hier herrscht und ausschliesslich dem aufblühenden Kaffeebau zuzuschreiben ist. Während in allen übrigen Orten nichts leichter ist, als ein Unterkommen zu finden, da ein grosser Theil der Häuser leer und unbewohnt ist, sodass ich z. B. in San Juan ein sehr grosses Haus allein bewohnte, wurde es meinem Wirth, Herrn José Manuel Daza, an den ich empfohlen war, schwer, mir eine Wohnung zu verschaffen. Schliesslich gelang es ihm ein kleines Haus aufzufinden, welches zwar nur aus einem grossen Raum bestand, aber durchaus genügend für mich und meinen

Diener war. Nachdem ich mich hier eingerichtet hatte, wurde ich zum Frühstück zur Familie Daza gerufen. Die Dazas sind ein im Staate Magdalena weitverzweigtes Geschlecht, dessen Vertreter in San Juan, Villanueva, Atanquez, Rio Hacha leben. Die hier in Frage kommende Familie bestand aus einem sehr arbeitsamen Kaffeeplantagenbesitzer als Oberhaupt, der nebenbei auch einen Laden in Villanueva besass, seiner sehr liebenswürdigen, früher jedenfalls sehr schön gewesenen Frau, zwei erwachsenen Töchtern, welche ich für die einzigen schönen Mädchen im Staate Magdalena halte, einigen jüngeren Söhnen, von denen einer sich zum Geistlichen ausbilden wollte, und einem 3jährigen Mädchen, welches den Luxus des Kleidertragens noch nicht kannte. Kinder gehen im Staate Magdalena auch in den besseren Familien meist nackt, was jedenfalls zu ihrem Vorteil ist, denn ihre Entwicklung könnte im heissen Klima durch allzu viele Kleider oder gar Windeln und Einschnürung nur beträchtlich beeinträchtigt werden. Weniger passend erscheint es allerdings, dass man hie und da auch noch halberwachsene Knaben und Mädchen bis zu 13 oder 14 Jahr ohne Kleidung herumlaufen lässt, wie ich es mehrfach im Magdalena und auch in Venezuela, z. B. in Quibor im Staate Lara, gesehen habe, denn dadurch wird die so wie so schon starke Unsittlichkeit nur noch mehr gefördert.

Bei einem regelrechten Frühstück erscheint stets zuerst die ganz unentbehrliche Sancoche, eine Fleischbrühe, zu der Fleisch sowie ein Teller mit allerlei Vegetabilien, Bananen, Yuca, Ñame, Batate, Mais etc. gereicht wird. Gewöhnlich füllt der Hausherr selbst auf und vertheilt die Teller, und zwar zuerst an den Gast, welcher dann zuerst die weiblichen Mitglieder der Tafel bedient, vorausgesetzt, dass dieselben mit an der Tafel sitzen; dies geschieht nämlich nur in den

besseren Ständen; die geringeren Classen haben die Sitte, dass zuerst der Mann mit den Gästen isst, dann die Frauen hinterher. Manchmal ist das letztere entschieden angenehmer, denn es fallen dann die Rücksichten weg, welche während der Anwesenheit der Frauen häufig allzuweit ausgedehnt werden, indem dem Gast jeder Teller einzeln angeboten wird, worauf er ihn dann den Frauen weitergeben muss. Geschieht dies einmal, so lässt man sich die Sitte gern gefallen, geht sie aber während des ganzen Essens weiter, so fühlt sich der Gast belästigt und hat in der That mehr Mühe vom Complimentiren als Genuss vom Essen.

Häufig werden auch dem Gast sämmtliche Schüsseln hingestellt, wodurch er dann verpflichtet wird, die ganze Gesellschaft zu bedienen, sodass man häufig mehr das Gefühl hat, der Kellner des Hauses, anstatt der bevorzugte Gast desselben, zu sein. Die Speisen beim Frühstück sind gewöhnlich ein Gericht Fleisch, Reis, geröstete oder mit Butter und Zucker gebratene, in Scheiben geschnittene Bananen; ferner eine Kohl- oder Salatart, Eier, Maisbrot, Dulces (Süssigkeiten, eingemachte Früchte) und Käse. Dazu Kaffee, oder, wie im Magdalena stets beim Frühstück, Chocolade. Diese Mahlzeit heisst Almuerzo und wird zwischen 11 und 12 Uhr eingenommen; Abends 5 Uhr folgt die comida, das Mittagessen, welches sich vom Frühstück eigentlich nur dadurch unterscheidet, dass die Sancoche fehlt. Früh Morgens nimmt man Kaffee mit etwas Maisbrot; in den Llanos von Venezuela hat man die Gewohnheit, schon früh 4 Uhr eine Tasse heissen schwarzen Kaffees zu geben, an anderen Orten um 6 Uhr. Dann folgt in Venezuela etwa um 8 Uhr das Desayuno (wörtlich „Entnüchterung"), das zweite Frühstück, meist Kaffee, Eier, Käse, Bananen und Maisbrot, doch auch häufig Fleisch. In einzelnen Theilen Venezuelas wird einem

schon morgens 6 Uhr bei der Abreise dieses Desayuno, welches oft sehr umfangreich ist, geboten; ich habe zuweilen die Leute fast damit erzürnt, dass ich ablehnte, gleich Morgens früh so viel zu essen. Dabei bringt man häufig den Kaffee, den man als Europäer Morgens zuerst zu trinken gewöhnt ist, zu allerletzt.

Nachmittags besuchte mich ein Deutscher, von dessen Existenz ich schon in Valle de Upar gehört hatte. Es war das ein Hohenzoller, Namens Kammerer, welcher in der Sierra Negra oberhalb Villanueva eine Kaffee-Hacienda besitzt. Dieser Don Maximiliano war das genaue Gegentheil meines Freundes Nestler aus Ciénaga. Während dieser seine Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft so weit getrieben hatte, dass er mir sogar noch nach Valle de Upar Zeitungen nachsandte, nahm Herr Kammerer mich sehr kühl auf, erzählte mir allerlei Unsinn über die geologische Formation des Landes und schalt auf Mr. Simons, dessen Verdienste um das Land überhaupt auch von den Colombianern nicht genug gewürdigt werden. Anstatt dass diese selber sich bemühen sollten, ihr Land kennen zu lernen, schalten sie auf den einzigen, der sich die Mühe gegeben hatte, eine Karte ihres Staates anzufertigen, und zwar, weil er diesen oder jenen Fehler gemacht hatte. Allerdings fällt es ja stets den grössten Ignoranten und geistig Impotenten am leichtesten, über kleine Mängel verdienter Leute herzuziehen. Freilich hatte Simons sie in gewisser Weise gegen sich aufgebracht, indem er ihnen die Wahrheit über die grässlichen Zustände des Landes sagte und u. A. Bogotá für den Abtritt (excusado) Colombias erklärte.

Mein werther Landsmann hielt es nicht einmal für nöthig, mich auf seine Hacienda einzuladen, sodass die gastfreundlichen Colombianer darüber ihre Glossen machten. Natür-

licherweise konnte bei einem solchen Benehmen das Ansehen Deutschlands bei ihnen auch nicht gesteigert werden. Es giebt leider im Auslande unter den sonst hoch angesehenen Deutschen einige räudige Schafe, deren unschickliches Benehmen die übrigen Mitglieder der Nation in Misscredit bringt. Man kann sich dann eben nur dadurch helfen, dass man den Eingebornen klar macht, dass es in jeder Nation neben vielen guten Elementen auch manche Rüpel und Narren giebt.

Abends nahm ich Gelegenheit, eine Taufe in Augenschein zu nehmen, welche bei einer der feinen Familien des Ortes stattfand, jedoch wenig Interessantes bot, ausgenommen die Musik, welche ihr ohrenzerreissendes Getöse unaufhörlich zum Besten gab.

Am folgenden Tage besuchte ich mit Sr. Daza den eine Stunde südlich Villanueva gelegenen kleinen Ort Urumita, um dort einen Führer für die Besteigung des Cerro Pintado zu bekommen, die ich in den nächsten Tagen vornehmen wollte. Abends wohnte ich einem Tanze bei, welcher am Ausgange des Ortes auf einem mit Brettern und Latten abgeschlossenen Platze unter hervorragender Betheiligung der Kindtaufs-Musik abgehalten wurde.

Am 13. März verabschiedete ich mich dann von der gastfreundlichen Familie Daza, die nur den einen Fehler hatte, dass sie meinen Diener hatte hungern lassen, was mir auch noch nie vorgekommen war, und brach, da mein Führer natürlich nicht kam, aufs Gerathewohl nach dem Gebirge auf.

Mein Ziel war die Hacienda Santo Tomás, welche hoch oben auf den Vorbergen der Cordillere wunderbar schön gelegen ist und weithin das Cesárthal beherrscht. Wir durchschritten zuerst den langsam ansteigenden Hang hinter Villanueva; der Weg hält sich stets zur Seite des Flüsschens von

Villanueva und ist daher meist schattig; die Vegetation ist schön, wenn auch nicht sehr üppig, namentlich fällt der grosse Caracolí-Baum auch hier auf, dessen ungemein dichte und umfangreiche Krone sich über einem colossalen Stamm erhebt und daher häufig den Reisenden gegen Sonne und Regen Schirm gewährt. Sobald man sich aber auch nur einige hundert Schritte vom Flussufer entfernt, nimmt der Pflanzenwuchs schon beträchtlich ab und nur noch einzelne Büsche wachsen auf dem mit Steingeröll übersäeten Boden. Plötzlich steigen wir eine steile gewundene Cuesta*) hinauf; die Vegetation hört fast vollkommen auf, dagegen erhält man freie Umschau über die Stadt Villanueva und gleichzeitig auch aufwärts gegen die Cordillere zu. Die Vorberge derselben sind bis zu über 1000 m Höhe hinauf kahl, zerrissen, von der Sonne verbrannt; einerseits liegt dies wohl an der Gesteinart, es sind wesentlich Breccien und Conglomerate, d. h. durch das Wasser zusammengekittete Gerölle; wenn diese verwittern, so fallen sie in eine Unzahl einzelner Kiesel auseinander und ergeben kein Material für Humusboden, andererseits aber setzen die feuchten Winde ihre Niederschläge mehr in den oberen Theilen der Cordillere ab; und wenn jemals Wald dort vorhanden war, so werden die umwohnenden Landleute schon dafür gesorgt haben, dass er abgeholzt wurde; überall findet man die Berge in der Nähe grösserer Ortschaften völlig kahl und waldlos, und dabei beklagen sich die Einwohner auch noch, dass die Jahre immer dürrer und trockner werden, dass die Quellen aufhören zu fliessen und dass, wo früher genügend Wasser zum Berieseln der Felder vorhanden war, nunmehr Mangel herrscht. Macht man ihnen aber klar, dass die fortdauernde zunehmende Entwal-

*) Aufstieg.

dung zum Theil auch an dem Versiegen der Bäche Schuld ist, so lachen sie; in der That wäre es höchst lächerlich, zu verlangen, dass die Regierung ein Gesetz gegen die Entwaldung erliesse, denn es würde sich doch Niemand darum kümmern; geschieht es doch nicht einmal in Chile, dem noch am weitesten vorgeschrittenen Staate; denn wie Philippi in Petermanns Mittheilungen 1886, Heft 10, berichtet, hat zwar die chilenische Regierung ein derartiges Gesetz erlassen, aber kein Mensch befolgt es. Das ist ja überhaupt ein Krebsschaden in den südamerikanischen Republiken, dass ein jeder thut, was er will; die Gesetze an und für sich sind ganz vorzüglich, sie scheinen aber nur dazu da zu sein, um übertreten zu werden. Von allen Zweigen der Verwaltung liegt wohl die Justizpflege noch am meisten im Argen; stand doch auf Mord in Venezuela und Colombia als höchstes Strafmass eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren, und konnten doch die Zuchthäusler überzeugt sein, dass sie bei der ersten besten Revolution von der Gegenpartei befreit würden, wie es thatsächlich 1884 in Trujillo in Venezuela und 1885 in Pamplona im Staate Santander in Colombia geschah.

Als vor Jahren einmal in Rio Hacha ein Eingeborener einen Franzosen erschoss, verurtheilte man ihn zu fünf Jahren Zuchthaus und schickte ihn nach Santa Marta; hier jedoch gestattete man ihm, sich einen kleinen Laden anzulegen und nach Herzenslust seine Geschäfte zu betreiben, nur Nachts musste er in die Strafanstalt zurückkehren. Als er auf diese Weise seine fünf Jahre abgesessen hatte, kehrte er mit einem kleinen Vermögen nach Rio Hacha zurück.

Ein anderer wurde in Cúcuta wegen Mordes zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, kam aber bald frei und verübte neue Morde; er wurde abermals eingesperrt, kam aber wiederum los; als er dann endlich 16 Morde auf dem Gewissen hatte

und wieder einmal nach Cúcuta und zwar mit eisernen Handschellen geschlossen eingebracht wurde, da jammerten die Frauen über die schreckliche Behandlung, die ihm zu Theil wurde!

Erst ganz neuerdings seit dem Jahre 1885 scheint die straffere Strömung der Verwaltung des Präsidenten Nuñez hiermit aufräumen zu wollen; die Todesstrafe ist eingeführt worden, und als in dem kleinen Orte Arboledas im Juni 1885 eine ganze Familie, ja sogar das Neugeborene der während des Mordanfalles niedergekommenen Frau, in der abscheulichsten Weise nur aus politischen Gründen ermordet wurde, da liess Nuñez die vier Thäter an verschiedenen Orten des Staates Santander aufhängen; auch als im Februar 1886 eine Rotte Schufte die Stadt El Banco an der Mündung des Cesár in den Magdalena anzuzünden versucht und 32 Häuser niedergebrannt hatte, verlangte man für die Verbrecher die Todesstrafe.

In hochcivilisirten Ländern mag man über die Todesstrafe denken, wie man will; sicher ist aber, dass so ausserordentlich ausgedehnte Länder wie Colombia, die ein so sehr lockeres Gefüge und so viele unlautere Elemente besitzen, nur mit eiserner Hand regiert werden können; denn die Gesellschaft muss sich gegen eine Rotte von Verbrechern vertheidigen können. Es sind leider wesentlich politische Verbrechen, von denen man in diesen Ländern hört; im Uebrigen sind Liebe, Raubgier und Rache die Hauptmotive der Uebelthaten; ich glaube aber nicht, dass der Procentsatz dieser Verbrechen höher ist als in Deutschland.

Denn im Allgemeinen ist die Bevölkerung passiv und geduldig, auch friedfertig gesinnt; wenn aber durch Revolutionen officiell die Anarchie eingeführt wird, so wagen sich die Uebelthäter hervor und stellen sich in den Dienst der-

jenigen Machthaber, welchen es nicht darauf ankommt, einen ihrer Gegner bei Gelegenheit spurlos verschwinden zu lassen.

Das Reisen ist daher nur zu Kriegszeiten unsicher, obwohl Fremden gegenüber auch dann viele Rücksicht genommen wird. Doch hielt ich es für rathsam, zu Kriegszeiten nicht im Lande zu reisen, da man einmal bei Gelegenheit einer derartigen Bande in die Hände fallen kann. So überfielen einmal in Venezuela Räuber den Ort Curarigua, als ich gerade von dem benachbarten Orte Barbacoas dahin aufbrechen wollte; sie plünderten die Läden und raubten die Bewohner aus; schwerlich würden sie auf mich Rücksicht genommen haben.

Zu Friedenszeiten aber reist man durchaus sicher im Lande; niemals habe ich auch nur den Schatten einer Gefahr gesehen.

Oberhalb der Sandstein- und Conglomerat-Ketten der Sierra Negra liegt Kalkstein, welcher meist mit schwarzem Wald bedeckt ist, woher denn auch die Sierra Negra ihren Namen erhalten hat; bis an den Wald gelangte ich jedoch nicht, sondern stieg abwärts nach Urumita, einem recht elenden stark verfallenen Dorfe, wohin ich mein Gepäck vorausgesandt hatte. Als ich am Morgen in Villanueva jemanden für diesen Auftrag suchte, begegnete mir ein Junge, welcher mit drei unbeladenen Eseln nach Urumita zurückkehrte; trotzdem er also keinerlei Last mitführte, verweigerte er die Annahme meines kleinen Koffers, und obwohl ich ihm einen guten Preis bot, blieb er bei seiner ablehnenden Haltung; dieses Verfahren ist charakteristisch für die Denkweise der Bevölkerung des Tieflandes des Cesár.

Faulheit und Unzuverlässigkeit sind die am meisten hervorstechenden Eigenschaften des Volkes. Ich sollte sogleich einen neuen Beweis dafür erhalten. Mein für den Weg nach

Colonia Mutis gemietheter Führer meldete sich nicht; ich suchte daher einen andern und fand einen jungen Mann, der indessen ablehnte, weil am folgenden Tage Sonntag sei; das Volk liebt es nämlich, dann in der Hängematte zu liegen; ob sie Geld verdienen oder nicht, ist gleichgültig; auch Futter

Harpyia Destructor. Originalzeichnung von Prof. Göring in Leipzig.

für meine Maulthiere wollte man mir nicht verkaufen, obwohl solches vorhanden war, sodass ich schliesslich genöthigt war, es kurzweg den Leuten wegzunehmen und ihnen einen entsprechenden Preis dafür hinzuwerfen. Niemand wunderte

sich darüber, denn die Bevölkerung ist daran gewöhnt, mit der Knute behandelt zu werden; hätte ich es anders gemacht, so würde ich als ein dummer Kerl ausgelacht worden sein.

Endlich fand sich ein Führer, und am Sonntag den 14. März kletterte ich denn abermals das steile Gebirge aufwärts; hoch oberhalb Urumita liegt hier eine kleine Ansiedlung von Colombianern aus dem Innern, die Colonia Mutis, zum Andenken an den berühmten Mutis so genannt. Das Gebirge fällt so überaus steil gegen die Ebene hinab, dass der Weg einen grossen Bogen macht; er wendet sich zunächst eine Stunde lang in südlicher Richtung über die verbrannten, verdorrten, steinigen, leicht abfallenden Vorhügel gegen den Fuss des eigentlichen Gebirges, steigt hier einen steilen zerrissenen Berg hinan und senkt sich auf der andern Seite ebenso steil zu einem kleinen Bache hinab, in welchem prachtvolle Vegetation uns umgab und zum Rasten einlud; ein Aas lag am Bache und die Gallinazos, eine Geierart, sassen schaarenweise im dunklen Laube der Bäume, um von ihrem Mahle auszuruhen. Diese Wegepolizei ist überall gern gesehen, denn ihre Thätigkeit überhebt die Bevölkerung der lästigen Mühe, die gefallenen Thiere fortzuschaffen. Im Staate Magdalena sind es die Gallinazos, in Venezuela die Zamuros, welche sich damit beschäftigen; namentlich die letzteren bieten ein interessantes Bild dar; schaarenweise sitzen die schwarzen Vögel namentlich auf den Mauern der Schlachthäuser und erspähen die weggeworfenen Eingeweidetheile und Fleischreste; da Niemand ihnen ein Leides thut, so werden sie mit der Zeit so unverschämt, dass sie überall in die Höfe der Häuser kommen, um sich nach Beute umzusehen; ja, ich sah sogar einmal, dass ein Zamuro inmitten eines Trupps Soldaten einem derselben ein Stück Fleisch aus der Hand riss und damit forthüpfte.

Das Gebirge oberhalb Urumita enthält, namentlich in der La Sierrecita genannten Oertlichkeit einige kleine Ansiedlungen, welche wegen ihrer malerischen Lage anziehend wirken; an die Berghänge geklebt sind sie förmlich überwuchert von Bananengebüsch und lugen freundlich zwischen den langen hellgrünen Blättern heraus; diese contrastiren lebhaft mit dem dahinter aufsteigenden dunkelschwarzen Walde. Derselbe beginnt etwa in 1100—1200 m Höhe und zeichnet sich durch dieselbe Frische und Kraft aus, wie wir sie am Alguacil-Walde geschildert haben; hier wachsen einige Arten des Chinarindenbaumes; doch sind es keine exportfähigen Sorten, sondern leider nur solche dritten Ranges. Als vor einigen Jahren die Ausfuhr der Chinarinde aus Colombia infolge des herrschenden Raubbaues, wobei man sogar die Wurzeln ausgrub, um die Rinde zu schälen, plötzlich in erschreckendem Maasse sank und die Pflanzen so selten wurden, dass nur noch tief im Innern gute Rinde zu erhalten war, da begann in dem Staate Magdalena eine förmlich systematische Suche nach Chinarinde. Der Alguacil-Wald und die Hänge der Anden wurde danach abgesucht; der unternehmungslustige General Herrera in Urumita liess sogar aus Boyacá und Cundinamarca Leute kommen, welche mit den Chinarindensorten genau bekannt waren; der ebenso unternehmungslustige Francisco Durán in Ciénaga durchzog unter sehr grossen Entbehrungen die pfadlosen Wälder des Westabhanges und des Nordabhanges der Nevada; allein keinerlei brauchbare Sorte wurde gefunden.

Oben im Hochwalde stiessen wir plötzlich auf den Gatten meiner Wirthin in Urumita, Don Ricardo Mayorca, und beim ersten Anblick desselben durchzog uns das Gefühl, dass wir angenehme Zeit in den Bergen verleben würden. Dieser Don Ricardo war ein Colombianer aus dem Innern und zwar aus

dem Orte Fusagasugá im Staate Cundinamarca, und war einer der Chinarindensucher des Generals Herrera. Von diesem war er dann später hier oben in der Cordillere angesiedelt worden und zwar mit ihm etwa zehn Familien aus Boyacá und Cundinamarca. Zweck dieser Gründung war, die ersten Schritte zur Colonisirung dieser völlig unbewohnten Cordillere zu thun; lockte doch in der That die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens zu derartigen Versuchen; denn der Boden ist jungfräulich; Wald ist in Menge vorhanden; die Humusdecke ist sehr mächtig, Wasser fehlt auch nicht; das Klima ist frisch, kühl und gesund und nicht zu heiss zur Arbeit auf dem Felde. Leider nur wurden die Leute unrichtig ausgesucht; anstatt dass man kräftige Männer nahm, die in der Landwirthschaft tüchtige praktische Kenntnisse hatten, griff man Leute von der Strasse in Bogotá auf, die dort Handwerker oder Barbiere gewesen waren, aber niemals ein machete*) in der Hand gehabt hatten; auch hat der General Herrera ihnen schmählicher Weise seine Verpflichtungen nicht erfüllt; er war nämlich mit diesen Colonisten dahin übereingekommen, dass, sobald sie ein bestimmtes Areal bepflanzt und gerodet hätten, ihnen die zur Arbeit und zum Leben gelieferten Thiere als Eigenthum überlassen werden sollten. Da aber dieses Versprechen nicht eingelöst worden ist, so fühlen sich die Colonisten dort unbehaglich; von den zehn Familien sind schon sechs wieder abgezogen und der Rest wünscht ebenfalls bald fortzugehen; dazu kommt, dass diejenigen Producte, welche oben erzielt werden, im Unterlande nicht verkäuflich sind, da die Bewohner desselben allzu indolent sind, um sich an eine neue Art der Nahrung neben der ihrigen gewöhnen zu können. Was man in der

*) Grosses Messer.

Colonia Mutis baut, sind Erbsen, Bohnen, Kartoffeln uud allerlei Vegetabilien der tierra templada. Die Colonie selbst besteht aus etwa acht Häusern, deren gute Bauart und Reinlichkeit sehr vortheilhaft gegen die gränliche Zerfallenheit und den Schmutz des Tieflandes absticht; die ganze Colonie macht einen so überaus freundlichen, anständigen und feinen Eindruck, dass ich sowohl wie Mannel uns im Himmel zu befinden glaubten, als wir in die Wohnung des Don Ricardo geführt worden.

Die Frauen waren von jenem Typus der Bergbewohner des Innern, wie ich ihn in Merida und La Grita in Venezuela und in Pamplona in Santander kennen gelernt hatte; weisse Haut, rothe Wangen, frisches Aeussere, rascher Gang, freundlicher Blick; lebhaft erinnerten mich die wenigen Frauengesichter der Colonia Mutis an die zarte zierliche Form und blühende Schönheit der Frauen Meridas und La Gritas; es ist dies nicht die südliche Ueppigkeit, sondern die feingeschnittenen zarten Gestalten eines milderen Klimas. Auf meiner ganzen Reise im Magdalena habe ich keine so frohen Stunden verlebt, wie bei meiner Ankunft in der Colónia, wie sie schlechtweg genannt wird.

Auch fanden wir hier jene echte Gastfreundschaft, welche nicht giebt, um sich selbst herauszustreichen, sondern um dem Gaste den Aufenthalt angenehm zu machen. Der Hausherr schien nur dazu da zu sein, mir zu dienen, während er andererseits niemals seine Würde als Herr des Hauses uud Spender von Gaben auch nur einen Augenblick verleugnete. Die Frauen sprangen und eilten, um dem Gaste die Mahlzeit zu bereiten; unterdessen ging ich, um mir die Aussicht zu betrachten.

Dieselbe ist so umfassend, so verschiedenartig und so grossartig, dass man nicht weiss, wohin man zuerst den Blick

richten soll. Am meisten wird man entschieden von den Schneehäuptern der Nevada gefesselt, die in seltener Klarheit hervortreten; und zwar bietet die Aussicht von der Anden-Cordillere Gelegenheit, die Schneekette in ihrer Eigenschaft als krönendes Glied des gesammten Nevada-Systems richtig aufzufassen, denn man hat thatsächlich das gesammte Nevada-System vor sich. Von den Sabanen von Camperucho, die duftig im äussersten Hintergrunde mit dem Horizonte verschwimmen, bis zu dem Waldgebirge von Treinta, hinter welchem die Ausläufer der Nevada unter den Sand der Goajira-Halbinsel hinabtauchen, sieht man das gesammte Gebirge unmittelbar vor sich ausgebreitet. Langsam steigt es zur Mitte an, erhebt sich hier schroff zum Schnee und dacht sich allmählig gegen Nordosten zu ab; es ist dies der Anblick des Längsschnittes des Gebirges, viel schroffer dürfte ein Bild des Querschnittes sein.

Man unterscheidet deutlich, dass der gesammte Zug der Nevada von einer langen Reihe von sanft aus der Ebene aufsteigenden Hügelzügen begleitet ist; dahinter erheben sich die höheren Kuppen von Atanquez und Valle de Upar; weiter jenseits steigt Kette hinter Kette empor, immer schärfer werden die Umrisse, immer gezackter die Kammlinien, bis das Auge endlich Ruhe findet an den Schneespitzen der Centralkette.

Unten aber im Thale tritt einem der lange Lauf des Cesárflusses entgegen; man übersieht seine ganze Länge bis weit abwärts von Valencia de Jesús; grüngelb erscheint das ganze Thal; selbst aus so grosser Höhe gesehen, macht es den Eindruck des Verdorrten, Leblosen, Todten; einzelne Ortschaften tauchen hervor, Valencia de Jesús, Valle de Upar, Badillo, La Vega, Urumita, Villanueva, San Juan de Cesár sind sichtbar; und im äussersten Nordosten erkennt man den

weissen Kirchthurm von Fonseca. Allein alle diese Ortschaften verschwinden wie Tropfen im Meere der Cactus, Dornen, Mimosen und Lianen, die die Ebene erfüllen und an den Gebirgsrändern bis zur Höhe von einigen hundert Metern emporklettern.

Und wenn man sich rückwärts wendet, so erfasst der erstaunte Blick unmittelbar über sich den imposanten Gipfel des Cerro Pintado; die Schichten des weissen Kalksteins glänzen im Sonnenlicht, Streifen grünen Grases haben sich zwischen ihnen angesiedelt, sodass ein Wechsel der Farben weiss und grün entsteht, welches sich von dem Roth der dicht davor aufragenden runden Sandsteingipfel, dem Dunkelschwarz des Hochwaldes und dem tiefen Blau des Himmels in ungemein fesselnder Weise abhebt.

Schroff stürzt der Cerro Pintado ab, in seine Flanken haben die Quellflüsse der Rios de Villanueva und Marquezote ihre Furchen gerissen; die kolossalen Kalksteinbänke beugen sich in ihrer Streichrichtung und erzeugen dadurch den Eindruck einer vorspringenden, gegen die Ebene zu convexen Bastion oder der Brüstung einer Theaterloge. Unmittelbar vor dem Cerro Pintado, welcher der Culminationspunkt des Cordilleren-Systems der Sierra de Perijá ist, thürmen sich in mannigfachem Wechsel Kuppen und Höhen von rothem Sandstein und weissem Kalkstein buntfarbig auf; ihre Abhänge deckt der denkbar dichteste Hochwald, dessen Pracht man unmittelbar hinter den Häusern der Colonie bewundern kann. Falter tummeln sich an den krystallklaren Quellen im Sonnenlicht, Vögel beleben den Wald; es ist weitaus das schönste und anmuthigste Bild im Staate Magdalena. Friedlich liegen hier hoch in den Bergen, über dem Gezänk der Parteien des Tieflandes erhaben, die spärlichen Häuser der Colonisten; Ruhe und Frieden athmet alles, der schweigende Wald, die

stille Ansiedlung, die Gemüthsart der Bewohner; und der Fremde fühlt sich um so mehr davon angezogen, als er gewöhnt ist, in den Ortschaften des Tieflandes von den kreischenden Stimmen keifender Weiber und dem besinnungslosen Lallen betrunkener Ciudadanos belästigt zu werden.

Ich hatte stets die Absicht gehegt, den Cerro Pintado zu besteigen, leider aber musste ich von meinem Vorhaben abstehen, denn es existirte kein Pfad, und Don Ricardo Mayorca berechnete, dass wir allein mit Bahnen eines Weges etwa vier bis fünf Tage zubringen würden, welche Zeit ich nicht anwenden wollte.

Der Cerro Pintado ist zum ersten Male im Jahre 1883 von dem erwähnten General José Maria Luis Herrera erstiegen worden, und zwar nicht etwa aus Wissbegierde oder zum Vergnügen (denn aus diesen Gründen geht kein Colombianer auch nur einen Schritt weit), sondern natürlich, weil er sich eingebildet hatte, dass der Berg wegen seiner eigenthümlichen Form seltene Erze, Gold u. s. w. enthalten müsse, und zwar glaubte er dieses auf der Gipfelfläche des Berges selbst zu finden, sodass er, oben angekommen, sogar seine Begleiter zurückliess und allein auf die Suche ging. Diese Mühe hätte er sich sparen können, denn der Berg besteht aus Kreidekalkstein, welcher vielleicht unter allen Gesteinen, die die Gebirge des Staates Magdalena zusammensetzen, die wenigsten Hoffnungen bietet, irgend etwas Werthvolles zu finden. Für die Wissenschaft dürfte aber gerade der Cerro Pintado von Interesse sein, denn er enthält ohne Zweifel Ammoniten. Herrera selbst hatte eine leise Ahnung von dem wissenschaftlichen Werthe derselben, indem er Don Ricardo Mayorca darauf aufmerksam gemacht hatte, dass diese Dinge in Europa gekauft würden; es ist sicher, dass es nur Ammoniten gewesen sein können, da sie auch in andern Theilen des Gebirges

vorkommen und da er sie als „Caracoles“ bezeichnet hat; diese Bezeichnung wird aber überall für die häufig bekannten Ammoniten angewendet. Sieben Tage lang hatte Herrera mit der Besteigung von der Colonia aus zugebracht. Mit Seilen und Leitern, Stricken und Treppen hatte man schliesslich den Gipfel erklommen; wie hoch derselbe sein mag, ist zweifelhaft; obwohl Herrera ein Aneroid mitgenommen und den Stand desselben notirt hatte, ging er doch trotz meiner Bitte nicht darauf ein, mir die Zahlen zu nennen, ein seltener Fall von Unhöflichkeit, der in Venezuela wohl nicht vorkommen dürfte.

Aus dem Umstande aber, dass man auf dem Gipfel Frailejón fand und zwar eine kleine wenig entwickelte Art, kann geschlossen werden, dass der Berg etwa 2900—3000 m erreichen dürfte; denn die untere Grenze des Frailejón liegt etwa in 2800 m Höhe.

Als ich Abends zur Ruhe gehen wollte, fand ich, dass man mir ein Bett bereitet hatte. Seit mehr als vier Wochen war es das erste Mal, dass ich ein solches Institut zu sehen bekam; denn die Bevölkerung des Magdalena verachtet die Betten, vermuthlich weil sie sie nicht kennt, nach dem norddeutschen Sprichworte: „wat de Buur nich kennt, dat fritt he nich“. Allerdings schläft man im heissen Tieflande besser in Hängematten, allein in Santander und Venezuela fand ich, dass auch die Bewohner des Unterlandes neben ihren Hängematten Betten besassen; und in der That ruht man weit besser in Betten aus als in Hängematten, in welchen der Körper stets genöthigt ist, eine wenn auch nur wenig gekrümmte Lage anzunehmen.

Am 15. März folgte ich den Bitten meiner Wirthe, in der Colonia zu verweilen, und verabschiedete mich am 16. von den liebenswürdigen Leuten, deren freundliche Aufnahme

mir stets die angenehme Erinnerung hinterlassen wird, dass der Aufenthalt in der Colonia Mutis einer der wenigen Lichtblicke in der gesammten Reise im Staate Magdalena war.

Aus der frischen Morgenluft allmählig in die glühende Mittagshitze von Urumita versetzt, wurde ich von Kopfschmerzen geplagt und Manuel bekam wieder einmal einen vorübergehenden Fieberanfall.

Früh, noch im Dunkeln, brachen wir am 17. März von Urumita auf und versenkten uns in die dürre traurige Vegetation der Ebene; es galt hier sich zu hüten, dass man nicht von überhängenden Aesten plötzlich vom Pferde gerissen wurde.

Laut heulten die Brüllaffen dem Morgen entgegen; ihre Sturmestosen aus der Entfernung täuschend ähnlichen Stimmen erschallen stets beim Aufgang und Niedergang der Sonne; sie sind recht häufig im Walde des Cesárthals; gaffend sassen sie auf den Bäumen und verstummten, sobald die Reiter sich näherten; desto lauter brüllten sie, wenn man eine Strecke weiter gelangt war. Mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit springen sie von Baum zu Baum; bei grösseren Entfernungen der Bäume hängen sie sich an einander und schwingen so lange, bis es dem untersten gelingt, den ersten Zweig des zu erreichenden Baumes zu erfassen; damit haben sie die Verbindung erreicht.

Sie sollen sogar auf diese Weise die Flüsse überschreiten; eine lange Kette schwingt in lebhaftem Tempo, bis der unterste am jenseitigen Laubbestand angelangt ist; im selben Augenblick lässt der oberste seinen Ast los und die ganze Kette fliegt nun nach dem jenseitigen Ufer, wobei es häufig vorkommt, dass der letzte ins Wasser fällt und ertrinkt, woher das nicht seltene Sprichwort rührt: El ultimo mono se ahoga, der letzte Affe ertrinkt; im Deutschen hat man eine

ähnliche Ideenverbindung in der Redensart: „was nachkommt, beisst der Wolf“. Diese Thatsache des Ueberschreitens der Flüsse seitens der Affen ist vielfach angezweifelt worden; indessen scheint sie doch auf Wahrheit zu beruhen.

In dem Busch des Cesárthales kommt der Ameisenbär vor, das Gürtelthier ist hier zu Hause; fusslange Eidechsen huschen durch das dürre Laub; unglaubliche Massen kleiner weisser Schmetterlinge erfüllen an den Wasserlachen die Luft; und über allem diesem ertönt der Lärm der Chicharras, einer Grillenart, welche im tropischen Tieflande, namentlich an der Küste sehr häufig ist. Diese Thiere erzeugen einen Ton, der dem gellenden Geräusch einer Dampfpfeife nicht unähnlich ist; langsam beginnt eine einzige Chicharra zu pfeifen, mehrere mischen sich hinein, allmählig schwillt der Lärm heftig an; von allen Seiten fallen die Thiere ein, ohrenzerreissend wird das Getöse; dann aber nimmt es langsam wieder ab, schwillt abermals an, wird lauter und lauter, erreicht zum zweiten Male durchdringende Schärfe und verliert sich nach und nach; kaum aber hat ein Schwarm auf diese Weise seine Thätigkeit beendet, so fängt ein zweiter an, dieselbe fortzuführen; in unablässigem Wechsel ertönt dies Geheul, welches namentlich Morgens und Abends die Luft erfüllt. Die Chicharras lieben besonders feuchte und heisse Plätze; in der Niederung des Cesárthales finden sie sich besonders in der Nähe des Flusses selbst; dazu tritt das Gekreische der kleinen grünen Papageien, welche sogar in der Stadt Valle de Upar ihr Wesen treiben; oftmals sah ich sie gegen Abend in Schaaren über die Stadt hinwegfliegen und die benachbarten Baumgruppen aufsuchen, wo sie ihr Nachtlager aufschlagen; unablässig schreien sie hier bis die Sonne sinkt; plötzlich verstummen sie dann, um am nächsten Morgen mit aufgehender Sonne ihr kreischendes Tagewerk

wieder zu beginnen, und die Maispflanzungen aufzusuchen, deren gefährlichste Feinde sie sind.

In dem Cactusgebüsch des Cesárthales liegen einzelne Viehhöfe, namentlich in der Nähe der Flüsse; die Bewohner leben grossentheils nur von Yuca; ihre Genügsamkeit ist erstaunlich; ärmliche Hütten trifft man auf dem Wege von Urumita nach Valle de Upar hie und da an; einige Esel fressen die Dornen und Disteln, mit denen diese Gegend gesegnet ist; Vieh in geringer Anzahl hält sich in der Nähe der Flüsse auf. Manchmal leidet es Mangel an Wasser, denn die Trockenzeit ist häufig lang und stark, und der Cesarfluss führt nicht immer Wasser. Als ich ihn am 17. März überschritt, war auch nicht ein Tropfen Wasser in dem Flussbett vorhanden; es ist überhaupt die Eigenthümlichkeit der Flüsse zwischen San Juan und Valle de Upar, dass sie in der Ebene versiegen; ihre Wassermenge ist gering, die Verdunstung gross, der Wasserzufluss spärlich: so verliert der Cesár selbst unterhalb San Juan sein Wasser völlig und in der Trockenzeit ist er auf etwa 40 km Länge völlig wasserlos; auch seine Nebenflüsse, der Rio de la Junta und der Rio Seco von der Nevada und die Rios del Molino, Arroyo Noguera, de Villanueva, de los Quemados, Quiebra Palos und de Urumita versiegen allmählig und lösen sich in eine Reihe stinkender Tümpel auf; die Landwirthschaft wird daher in diesen Niederungen völlig unmöglich gemacht, und selbst die Viehzucht kann sich kaum entwickeln; erst der Badillofluss führt fortwährend Wasser, sodass erst unterhalb der Vereinigung des Rio Cesár mit dem Badillo das Strombett des ersteren andauernd Wasser führt.

Durch diese traurige öde dürre wasserlose Ebene, deren Cactusarten bis zu 10 m hoch werden, führt der Weg nach Valle de Upar; endlich erreicht man eine Stunde vor der

Stadt die saftigen frischen feuchten Strecken der Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen von Valle de Upar, die wir oben kurz geschildert haben.

Ich traf gerade rechtzeitig in Valle de Upar ein, um die nur einmal monatlich nach Ciénaga abgehende Post noch anzutreffen; der gut berittene Bote macht unter günstigen Umständen den Weg in vier bis fünf Tagen.

Zehntes Capitel.

Ausflüge von Valle de Upar aus; Aufbruch nach San Juán und Fonseca.

Nachdem ich einige Tage unter dem gastlichen Dache der verhungerten Familie Villazón zugebracht und mich gefreut hatte, dass von den vier Töchtern drei nach San Sebastián übergesiedelt waren, machte ich einen zweiten Ausflug in die Cordillere von Perijá, und zwar nach Manaure, einer Ansiedlung in etwa 800 m Höhe östlich von Valle de Upar, welche von dieser Stadt aus in einer Tagereise bequem zu erreichen ist. Die Strasse führt zunächst auf dem Karrenweg, der nach dem früheren Hafen Salguero am Cesár angelegt worden ist, einher, zweigt aber bald nach Ost zu ab, und erreicht nach Ueberschreitung des Flusses die Ortschaft La Paz, in welcher ich zu meiner grossen Verwunderung etwas Leben fand; wenigstens standen hier einige Esel bepackt vor der Thür der Misia Carmelita, bei welcher ich einen Augenblick wartete, um mich über die Verhältnisse in Manaure zu erkundigen. Dieselbe besitzt ein Haus in der letztgenannten Ansiedlung, und übergab mir den Schlüssel zu den in demselben befindlichen besten Stuben. Der Weg ist ziemlich einförmig und das Gebirge zeigt hier ähnliche Verhältnisse wie weiter im Norden; die Cactus- und Dornenlandschaft steigt auch hier einige hundert Meter am Gebirgsrand empor, dann folgen

kahle grasbewachsene Höhen, zwischen denen kleine Flüsse, der Rio Pereira und der Rio de la Tomita (de la Paz), hervorbrechen. In Manaure angelangt, fand ich fünf auf einer Sabane am Fusse der höheren Berge zerstreute Hütten, welche an Armseligkeit und trauriger Ausrüstung mit allem wetteiferten, was ich bisher an Elend und Jammer kennen gelernt hatte. Vorräthe existirten nicht, erst nach heftigen Drohungen erlangte ich Futter für die Thiere; ich sah, dass Zuckerrohrfelder vorhanden waren, allein Niemand wollte mir etwas davon schneiden, es blieb nichts übrig, als zu drohen, wir würden die ganze Pflanzung verbrennen, wenn nicht binnen einer Stunde Futter vorhanden sei; dies hilft dann fast stets. Der Grund dieses geringen Zuvorkommens der Bevölkerung liegt wesentlich darin, dass die im Lande reisenden Colombianer der besseren Stände nicht bezahlen, sondern sich einfach ein Mahl auftragen lassen und nachher auf und davon gehen: mehrfach klagte man mir darüber, sodass ich häufig zuerst das Geld zeigte, und einen Theil der Bezahlung im Voraus gab, dann waren die Leute gewöhnlich zugänglicher. Es mag sein, dass sich hieraus die Sitte entwickelt hat, bei jeder Anfertigung einer Reparatur oder bei Ausführung eines Auftrages etwas Geld im Voraus „en adelante" zu fordern: namentlich in der Cordillere von Mérida in Venezuela war diese Sitte sehr verbreitet. Liess ich einen Sattel anfertigen, so verlangte der Handwerker die Hälfte der Bezahlung „en adelante"; nahm ich einen Führer für einen längeren Weg, so verlangte er zunächst Geld im Voraus, um sich alpargatas, Sandalen, kaufen zu können, die er aber nachher nicht anzog. Lässt jemand sein Haus malen, so verlangt der Maler einen Theil „en adelante". Die Folge dieses Verfahrens ist, dass die Leute niemals auf einen grünen Zweig kommen, denn den grösseren Theil des Verdienstes

geben sie schon vorher wieder aus; sie haben daher auch später keinerlei Mittel zur Anschaffung der nöthigen Erfordernisse für eine neue Bestellung und sind daher genöthigt, abermals „im Voraus“ zu verlangen; so leben sie ununterbrochen von Schulden.

In Manaure waren die Mosquitos überaus lästig; man hatte mir gesagt, in der Anden-Cordillere gäbe es fast gar keine derartigen Plagegeister, indess fand ich, dass auch dies wieder nicht den Verhältnissen entsprach, denn es gab Mosquitos zur Genüge. Es war unnöthig, die besten Gemächer der Misia Carmelita aufzuschliessen, da die Verwalterin es für gut befunden hatte, dies nach der Abreise der Herrin schon selbst zu thun; es wohnte hier nur eine junge ganz besonders schmutzige Frau, welche, wie die meisten Frauen im Lande, ein Kind säugte. Wohin man sieht und wohin man kommt, findet man säugende Frauen; man sollte annehmen, dass die Bevölkerung in starker Zunahme begriffen sei; allein ein grosser Theil der Kinder stirbt sehr früh und wer von denselben das Mannesalter erreicht, geht bei irgend einer Revolution zu Grunde; man findet äusserst wenig alte Leute im Lande. Teller, Messer oder Gabel gab es auch in Manaure nicht; die Nahrung der Bewohner schien ausschliesslich in Bananen zu bestehen; die Unfähigkeit und Indolenz der Leute war so gross, dass die Frau nicht einmal ein paar Bananen zu rösten verstand und die Männer noch nie auf den umliegenden Bergen gewesen waren; Weg und Steg nach den höheren Theilen des Gebirges gab es nicht; ich beschloss daher am folgenden Tage nach Valle de Upar zurückzukehren; die Frau entfloh Abends aus der Hütte, wahrscheinlich aus Furcht vor uns; ein Beispiel von Misstrauen, welches uns ganz bequem war, da wir infolgedessen in dem Hause frei schalten und walten konnten.

Ich hatte die Absicht gehabt, von Manaure nach Diegopata zu gehen, einem kleinen Dorfe etwa $1^1/_2$ Stunden südlich von La Paz; Don Tásito Martinez in Atanquez hatte mir seine dort befindlichen Kupferminen zeigen wollen; allein, obwohl ich ihn benachrichtigt hatte, dass ich am 22. März aufbrechen würde, kam er doch nicht, sondern liess mich in derselben Weise im Stich wie in Atanquez selbst; ich verzichtete infolgedessen auf Diegopata, da mich die Kupferminen sehr wenig interessirten; für gewöhnlich versteht man im nördlichen Südamerika unter Minen nur ein paar elende Löcher, aus denen einmal ein bischen Kupfer herausgezogen worden ist; übrigens dürften in Diegopata dieselben Verhältnisse herrschen, wie in Camperucho und Chantre, wohin ich mich bald darauf begab.

Jenseits Diegopata liegen noch drei kleine Dörfchen im Gebiet des Territorio Nacional de la Nevada y Motilones, nämlich El Jobo, Palmira und Espiritu Santo. Dieselben liegen stark abgeschlossen, da der Weg von Palmira nach Diegopata zuweilen durch die Motilones-Indianer unsicher gemacht wird. Diese Motilones waren früher friedfertig und kamen nach Valle de Upar, um Felle, Vögel u. s. w. zum Verkaufe anzubieten; allein die sogenannte Civilisation der Colombianer sollte auch ihnen beigebracht werden; indessen missglückte dieses Experiment; durch falsche Maassregeln wurde Spannung erzeugt, die schliesslich in offenen Krieg ausartete. Simons berichtet, dass regelrechte Menschenjagden auf sie angestellt wurden, bei denen weder Mann, noch Weib, noch Kind geschont wurde; die Indianer schnitten die Verbindung mit Diegopata ab; die Bevölkerung der drei Orte, namentlich von Espiritu Santo, war in vollkommenem Belagerungszustande; sogar um Wasser zu holen, musste bewaffnete Bedeckung aufgeboten werden. Einzelne Reiter fielen den indianischen

Pfeilschützen zum Opfer; man fürchtete schon, dass alle drei Ortschaften verlassen werden müssten; es scheint aber, dass allmählig eine gewisse Beruhigung erzielt ist; immerhin kommen aber noch hie und da Reibungen vor; so erzählte man mir einen Fall, dass ein Bogotaner Gelehrter mit Dienern einen Ausflug nach dem Gebirge oberhalb Espiritu Santo gemacht habe; dabei fand man eine indianische Hütte und einen Knaben darin; diesen Knaben schleppten die Colombianer weg; der Vater desselben aber kam darüber zu und erschoss den Begleiter des Bogotaners durch einen Pfeil; man brannte dann die Hütte nieder und schleppte den Knaben nach Espiritu Santo, wo ihn die Bevölkerung auf einen Dolch spiesste und grausam umbrachte. In Valle de Upar schien man dieses Verfahren ganz in der Ordnung zu finden. Der Hass zwischen Motilones und Colombianern ist natürlich ein tödtlicher und es scheint, dass die Motilones auf dem jenseitigen venezolanischen Theile des Gebirges sich für die von den Colombianern erlittene Unbill an den Venezolanern rächen: denn im Herbst 1885 gelangte die Nachricht von Ueberfällen der Motilones bei Perijá nach Carácas.

Als ich am 23. März Nachmittags nach Valle de Upar zurückkehrte, überraschte uns ein schweres Gewitter, welches uns völlig durchnässte. Es war das eins der frühesten Gewitter des Jahres; während man bis 1885 ausserordentlich trockene Jahre gehabt hatte, schienen Anzeichen darauf hinzudeuten, dass 1886 ein nasses Jahr werden würde. Schon am 1. Februar hatte ich bei Catáca ein Gewitter erlebt, nachdem die schweren Regen bei Santa Marta sowie auch an der venezolanischen Küste bei Puerto Cabello bis in den Dezember und Januar hinein gewährt hatten; dieser Fall ist anomal; ebenso unregelmässig war es, dass am 7. und 8. Februar in Valle de Upar leiser Regen fiel; man behauptete

dort, seit 1877 sei im Februar überhaupt kein Regen gefallen. Mitte März sagte man mir bereits, die Regenzeit werde dieses Jahr früh eintreten, doch bin ich erst wieder Ende April durch den Regen belästigt worden. Diese tropischen Regengüsse fallen im Tieflande mit elementarer Gewalt; in fünf Minuten war ganz Valle de Upar ein ungeheurer See; Kinder und Schweine tummelten sich in den in einen Strom verwandelten Strassen; der Guatapurí schwoll in kurzer Zeit derart an, dass man sein Donnern in der Stadt hören konnte; auf den Körper wirkte die mit dem Regen verbundene stark bemerkbare Temperaturveränderung ungemein wohlthätig ein.

Bald darauf liess ich mich von dem General Borrega nach einer Kupfermine am Abhange der Nevada nahe dem Guatapurí-Flusse führen, auf welcher Expedition ich die Durchbrüche dieses Flusses durch die Randketten der Nevada zu beobachten vorzügliche Gelegenheit hatte.

Wir begaben uns zunächst nach einem Viehhof, El Corral de los Bezótes; unter einem solchen Viehhof würde man sich in Venezuela ein leidlich gebautes Haus für den Verwalter und eine Reihe von grossen Zäunen zum Eintreiben des Viehs vorstellen können; hier aber existirten nur letztere, und zwischen ihnen stand eine Art offenen Schuppens, in welchem die zahlreiche Bevölkerung vegetirte; Mosquitos bildeten hier eine ganz arge Plage; sämmtliche Anwesenden waren andauernd damit beschäftigt, sie abzuwehren und unaufhörlich hörte man das Hände-Klatschen der Leute, welche die Plagegeister auf ihrem halbnackten Körper todtschlugen. Da es nicht sehr angenehm war, zwischen diesen durch Hautkrankheiten, namentlich den Caráte, und wüsten Schmutz ausgezeichneten Leuten, sowie ihren Hunden, Schweinen und Kindern zu vegetiren, so hing ich meine Hängematte unter

einigen grossen Caracolí-Bäumen auf, welche nahe am Ufer des Guatapurí standen, und schaute den Brüllaffen zu, welche gerade hier den erwähnten Uebergang von einem Baume zum andern mittelst Schwingens veranstalteten. Der General Borrega schoss einen derselben, ein grosses rothbraunes starkes Thier; interessant war es zu beobachten, mit welchem Mienenspiel die übrigen Affen den Verlust ihres Genossen beobachteten. Uebrigens verliessen sie nicht die Stätte dieses Vorfalls, sondern blieben ruhig in den Bäumen sitzen.

Es hat einen eigenen Reiz, eine Nacht im Freien im Walde zuzubringen; ich gestehe, dass ich es stets vorgezogen habe, im Walde zu übernachten, gegenüber der Unbequemlichkeit und dem Schmutze der kleinen Hütten der Bewohner. So auch hier, zumal da am späten Abend noch eine ganze Reihe von Fischern in dem Rancho Unterkunft suchten, welche die Reinheit der Luft mit dem üblen Geruch der bereits faulenden Fische und die Ruhe der Nacht mit endlosem Geschwätz und dem Absingen monotoner Lieder störten.

Der Guatapurí ist hier wie überhaupt alle Flussläufe, mit üppiger Vegetation, wesentlich Ceder und Caracolí, umgeben; wenige hundert Schritte von seinen Ufern entfernt beginnt jedoch wieder das traurige Cactusgebüsch; zwischen diesem wächst hier Sassafras*) sowie ein Farbeholz, brazil **) genannt. Das Brazilholz war vor Jahren sehr geschätzt und bildete einen wesentlichen Theil der Ausfuhr des Hafens Rio Hacha.

Man unterschied drei Qualitäten; erstens das Brazilholz, welches zwischen dem Guatapurí und dem Garupal in der Cesár-Niederung wächst und auch die ersten Abhänge der Nevada bedeckt; allein diese Sorte konnte nicht ausgeführt

*) Ocotea javicensis.
**) Coes alpina.

werden, weil die Fracht zu hoch war; die zweite geringere Sorte ist das Brazilholz zwischen Valle de Upar und dem Rancheria, also bei Badillo und San Juan de Cesár; dies wurde früher in grossen Quantitäten ausgeführt; die dritte geringste Qualität wächst nördlich des Rancheria.

Noch 1880 muss viel Brazilholz ausgeführt worden sein; denn Simons berichtet davon in seinem kleinen Aufsatze über die Sierra Nevada de Santa Marta; heutzutage hat, wie alles andere, so auch die Ausfuhr dieses Holzes fast vollständig aufgehört.

In der traurigen Landschaft am Abhange der Nevada, in der Nähe des Corral de los Bezótes, sah ich einen gewaltigen Schwarm Heuschrecken; diese Thiere haben in den letzten Jahren das Hauptgesprächsthema im nördlichen Südamerika gebildet. Sie kamen, wie man sagt, zuerst im Jahre 1881 von Colombia nach Venezuela herüber, wo man sie bis dahin gar nicht gekannt hatte. Wahrscheinlich befindet sich an der Westküste Colombias, im Cauca, ein Brutherd; sicher ist, dass sie allmählig von West nach Ost vorrückten und bald den Schrecken der Bevölkerung bildeten. Man unterscheidet drei bis vier verschiedene Arten, mittelgrosse gelbe, mittelgrosse grüne, kleinere dunkle braunrothe, und einzelne besonders grosse braune. Dazu treten die ganz kleinen schwarzen auf, welche in ganz besonders grossen Schaaren den Boden bedecken; ich weiss nicht, ob dies die junge Brut oder eine andere Art ist. Im Grossen und Ganzen haben sie in den letzten Jahren sehr viel Schaden angerichtet; und zwar ist es wesentlich die Maisernte, die dadurch verloren geht; zuerst fallen sie stets über den Mais her; später über die übrigen Pflanzen. Doch fressen sie im Grunde alles, ja sogar die stachlichen Blätter der Mayapflanze, und die des giftigen Saft ausstossenden Ceibabaumes; den Kaffepflanzungen schaden

sie besonders dadurch, dass sie die Blätter der Schattenbäume fressen, und dadurch die Ernte des Kaffes, der ohne Schatten häufig schlecht gedeiht, beeinträchtigen. Wie einschneidend ihre verhängnissvolle Thätigkeit ist, lehrt folgendes Beispiel. In Ospino, einer kleinen Stadt in den Llanos des Staates Zamora in Venezuela, betrieb man eine schwungvolle Schweinezucht, die auf die Billigkeit des Mais gegründet war, mit dem die Schweine gefüttert wurden; als nun die Heuschrecken die Maisernte zerstört hatten, hörte die Schweinezucht auf; die Schweine konnten nicht mehr nach Valencia verkauft werden, wohin man sonst die lange und beschwerliche Landreise machte. In Folge dessen hatte man in Valencia einen fühlbaren Mangel an Fett und Schmalz und war genöthigt, dasselbe aus den Vereinigten Staaten des Nordens einzuführen; die dadurch nach Nordamerika gewanderten Summen wären ohne die Heuschrecken im Lande geblieben und den Bewohnern der Llanos von Ospino zu gute gekommen. In manchen Gegenden Venezuelas, z. B. in Barquisimeto, trat geradezu Hungersnoth ein; die durch die Heuschrecken verursachten Verluste müssen sehr gross gewesen sein. Auf meinen Reisen fand ich die Thiere in ungeheuren Schwärmen auf den Wegen und in den Büschen, Schwärmen, die so dicht waren, dass sie Wolken glichen und die Sonnenstrahlen kaum durch sie hindurchdringen konnten; man befand sich unter einer solchen Wolke geradezu im Schatten; die Maulthiere wurden scheu, wenn die Thiere zu unendlichen Mengen vor ihnen aufflogen und sich ihnen in die Nüstern und Ohren setzten; auch dem Reiter wurden sie höchst lästig, indem sie zu Dutzenden gegen das Gesicht flogen.

Sie ziehen, wie bemerkt, mehr und mehr gegen Ost; in Colombia scheinen sie schon sehr spärlich zu sein; aus den westlichen Llanos von Venezuela ziehen sie allmählig ab,

im December 1885 waren auch Maracaibo und Coro schon frei von Heuschrecken; in den Centralstaaten Venezuelas verminderten sie sich und die ersten Schwärme waren schon in das Meer zwischen Venezuela und Trinidad gefallen; dagegen schien ihr Schwerpunkt damals in der Gegend von Cumaná und Carúpano zu liegen; neuerdings sollen sie in der Cordillere von Mérida aufgetaucht sein, wo sie bis dahin fast gar keinen Schaden angerichtet hatten; man nahm an, dass sie das kühle Klima und die kalten Winde des Hochgebirges nicht vertragen könnten; in der Cordillere von Perijá sah ich sie bei der Colonia Mutis in 1900 m Höhe; es scheint aber, dass sie dort sehr bald abzogen, auch wohl wegen der kühlen Luft. Sicher werden sie durch die ausnahmsweise Trockenheit, die in den letzten Jahren im nördlichen Südamerika herrschte, sehr gefördert worden sein; augenblicklich berichtet man denn auch aus Venezuela (September 1886), dass sie augenscheinlich durch den in ungeheurer Ausgiebigkeit eingetretenen Regen vernichtet zu werden schienen, indem die Brut nicht zum Auskriechen gelangt; auch tragen sie ihre eigenen Zerstörer in Gestalt von Würmern in sich; man glaubte in Venezuela und auch im Magdalena allgemein, dass diese Plage nun bald aufhören müsse, da die ägyptischen Heuschrecken, die in der Bibel erwähnt sind, sieben Jahre lang ihr Unwesen trieben; nun waren aber schon sechs Jahre verflossen, seit die Heuschrecken in Colombia und Venezuela aufgetaucht waren; also fehlten nur höchstens ein bis zwei Jahre. Gegen diese Ansicht anzukämpfen war unmöglich.

Am 30. März verliess ich endlich Valle de Upar auf Nimmerwiedersehen; für die Verhältnisse des Hauses, wo ich wohnte, war noch der allerletzte Aerger charakteristisch, den ich dort beim Aufbruch erlebte. Ich hatte mir für den 30. März früh 5 Uhr Cacao bestellt als erstes Frühstück,

und zwar für drei Personen, nämlich für mich und meine zwei Begleiter. Als derselbe kam, trank ich zwei kleine Tassen; als dann meine Diener ebenfalls ihren Cacao nehmen wollten, war kein Tropfen mehr vorhanden; die Leute hatten also für drei Personen nur zwei kleine Tassen für nothwendig gehalten. Es ist geradezu unglaublich, welch' elende Wirthschaft unter der Bevölkerung dieses jämmerlichen Staates herrscht; die Armuth ist so gross, dass die Leute nur das allernothwendigste essen; wenn dann eine Krankheit über sie hereinbricht, so besitzen sie natürlich keine Widerstandsfähigkeit mehr. Das Schlimmste aber ist für Fremde, dass die Eingeborenen glauben, man esse selbst ebenso wenig wie sie und könne bis 11 Uhr Morgens überhaupt hungern. Dazu kam, dass meine Wirthin in Valle de Upar augenscheinlich über die Maassen geizig war, und selbst dann nichts ordentliches auf den Tisch brachte, wenn ich ausdrücklich bemerkte, es komme nicht darauf an, ob es etwas mehr oder weniger koste. Der General Borrega begleitete mich ein Stück weit bis nach dem elenden Dorfe Corazones. Hier fand ich, dass die Bewohner gar keinen Begräbnissplatz besitzen, sondern ihre Todten einfach in den Busch, monte, setzen; im Allgemeinen giebt man zwar nicht allzuviel auf Gräberschmuck, und die Kirchhöfe sehen meist ziemlich verfallen aus, ebenso wie die Städte und ihre Bewohner; allein eine solche Rohheit war mir doch noch nicht vorgekommen: die Arhuacos geben sich weit mehr Anstrich der Pietät als die Bewohner dieses traurigen Ortes, dessen Namen Corazones, „Herzen", wirklich Lügen strafte. In Venezuela habe ich im Allgemeinen gefunden, dass man leidlich auf die Kirchhöfe achtete, und einigermaassen Sorge dafür trug; namentlich am Allerseelentage (2. November) geht allewelt nach den Gräbern: doch findet sich auch hier manche Eigenthümlich-

keit. So fand ich in Valencia, dass die Gräber in den für eine Stadt von 28,000 Einwohnern merkwürdig kleinen Kirchhöfen nur für zwei Jahre vermiethet werden; will jemand nach zwei Jahren den Contract nicht erneuern, so wird der Sarg aus der Nische in der Mauer oder aus der Erde herausgenommen, und die Knochen des Todten in einen gewaltigen Behälter geworfen, welcher mitten auf dem Kirchhofe aufgestellt ist; diese Sitte habe ich sonst nie wieder beobachtet, und dass sie gerade in Valencia, also einer der am meisten civilisirten Städte, geübt wurde, wunderte mich stark.

Der Weg jenseits Corazones führt immer an der Nevada entlang gen NNO; die Vegetation der Ebene ist äusserst trostlos, das altbekannte Cactusgebüsch, Brasilholz, Mimosen, Dornen und einzelne Lianen. Hie und da treten die letzten Vorhügel der Nevada nahe an den Cesárfluss heran; noch östlich Corazones stehen kleine Hügel, und auch im weiteren Verfolg des Weges liegt z. B. die Sabana de los Arhuacos zwischen niedrigen porphyrischen Höhenzügen. Nach etwa vier Stunden erreichten wir den Badillofluss, welcher hier aus dem Gebirge herausgetreten ist, und sich in mehrere Arme theilt, zwischen denen die Vegetation wieder ihre schönsten Formen zeigte. Palmen, Bananen, Limón, Mango, Aguacate und andere Fruchtbäume beschatteten hier den Weg, eine Erquickung für den Reisenden, den die andauernde Dürre des Bodens, der Staub, die Hitze und die Trockenheit in der Luft ermüden, und den das trostlose Vegetationsbild allmählich anzuwidern beginnt. Gleich jenseits des Badillofluss es liegt oder besser gesagt lag der Ort Badillo; denn was man noch von demselben sieht, kann eigentlich heute nicht mehr als eine Ortschaft bezeichnet werden; es steht nämlich ausser der ganz hübschen weissgetünchten weithin leuchtenden Kirche eigentlich nur noch ein halbes Dutzend

elender Hütten; der ganze Rest befindet sich in dem Zustande äussersten Verfalles; man kann wohl sagen, dass Badillo das non plus ultra aller verfallenen und ruinirten Ortschaften im Magdalena ist. Das Bild ist so über die Maassen jammervoll, dass es unwillkürlich den Lachreiz erregt; man sieht überall herausragende Balken und Sparren; hier fehlt die eine Hälfte eines Hauses, dort fehlt das Dach völlig; bald findet man ein ganzes Haus mit einem halben Dach, bald ein halbes Haus mit einem noch ganzen, aber im Zusammenbruch begriffenen Dach. Hier gelang es uns, zwei Reiter zu treffen, welche von San Juan nach Valle de Upar reisten, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung.

Bevölkerung schien es in Badillo kaum noch zu geben; was ich entdecken konnte, waren drei Männer und eine alte Frau mit blauer Brille, die halb scheu, halb neugierig aus den halbzerbrochenen Fensterladen eines halb zerstörten Hauses herausschaute. Binnen wenigen Jahren dürfte von Badillo nur noch die Kirche stehen, ein trauriges Beispiel allgemeinen Ruins in Folge allgemeiner Misswirthschaft.

Der Weg versenkte sich nunmehr wieder in die dürre öde Landschaft des Cesárthales und wir schlichen in der Mittagshitze ermattet dahin; jeden Moment erwartete ich auf den Rio de la Junta und in Folge dessen auf frischere Vegetation und Schatten zu stossen; denn nach Simons Karte musste der Rio de la Junta in der Mitte zwischen Badillo und San Juan liegen; allein es verging bereits die dritte Stunde und wir befanden uns immer noch in der elenden Cactusvegetation. Bei jeder Biegung des Weges erwartete ich das ersehnte Wasser zu sehen; immer wieder wurde ich getäuscht, bis endlich ein frisches Holz uns aufnahm; gleich darauf kamen wir an ein kleines Flussbett, welches mehrere Tümpel schwarzen faulen Wassers enthielt, in dem Schweine

wühlten; das war der langersehnte Rio de la Junta. Simons hat auf der Karte den Fehler begangen, dass er diesen Fluss in der Mitte des Weges San Juan Badillo zeichnet; er gehört an den Anfang des letzten Viertels und ist nur $^3/_4$ Stunden von San Juan entfernt. Der Durst veranlasste uns, etwas oberhalb der Schweinetümpel im Flussbett zu graben, und es gelang auch wirklich, dort allerdings auch noch halbfaules Wasser zu finden; mit Rum gemischt lässt sich indessen auch ein solches ekelhaftes Wasser geniessen; übrigens trafen wir $^1/_4$ Stunde später auf einzelne Häuser, und nach einer weiteren Stunde erreichten wir den Rio Cesár und damit San Juan.

Diesmal quartierte mich Don Erasmo in dem leerstehenden Hause seiner Schwiegereltern ein, welches an der Plaza lag; hier hatte ich Zimmer, Höfe und Corridor zur Verfügung und richtete mich behaglich ein; es gelang mir auch hier endlich Papier aufzutreiben, sodass ich die Gesteinsammlung, die gerade in den letzten Tagen sehr angewachsen war, wenigstens einpacken konnte; in Valle de Upar hatte ich sogar beim Präfekten vergebens nach Zeitungen gesucht; Zeitungspapier ist im Staate Magdalena eine unbekannte Grösse. Es ist eigenthümlich, dass im Magdalena nur eine einzige Zeitung existirt, nämlich das officielle Regierungsorgan, Gaceta del Magdalena; in Venezuela war ich gewohnt gewesen, wahre Unmassen von Zeitungen zu Gesicht zu bekommen; in jedem noch so kleinen Neste existirt eine Zeitung; ein jeder, welcher keine andere Beschäftigung finden kann, giebt eine Zeitung heraus; es steht zwar gar nichts darin, allein zum Einpacken von Gesteinen sind sie doch ganz gut verwendbar. In Colombia aber scheint das Zeitungswesen überhaupt sehr wenig entwickelt zu sein; giebt es doch selbst in Barranquilla nur eine einzige eingeborene Zeitung, ausser der Shipping List, die rein commerciell ist; in Valencia in

Veneznela dagegen, sowie auch in Maracaibo, Städten, welche beide an Grösse etwa Barranquilla gleichkommen, fanden sich sechs bis acht verschiedene Zeitungen. Wenn es auch wahr ist, dass die venezolanischen Zeitungen sammt und sonders absolut nichts taugen und, abgesehen von einigen Handelsnotizen, es nicht der Mühe werth ist, sie zu lesen, so bezeugt doch das Aufspriessen einer solchen Reihe von Zeitungen eine gewisse geistige Regsamkeit, welche angenehm auffällt gegenüber der stumpfen, bleischweren Indolenz in dem unglückseligen Staate Magdalena.

In San Juan lernte ich bei Don Erasmo einen Franzosen, Mr. Chapel, kennen, welcher früher in Rio Hacha in einem Handlungshause Commis gewesen war und sich nun in San Juan niedergelassen und einen Laden etablirt hatte. Dieser überaus liebenswürdige Franzose besass in der Cordillere von Perijá östlich Valle de Upar in der sogenannten Sierra Montaña zwischen Colonia Mutis und Manaure eine kleine Besitzung und hatte auf dieser grosse fossile Thierreste, Schenkelknochen, gefunden; er war gütig genug, mir dieselben, als er mein Interesse dafür wahrnahm, ohne Weiteres zum Geschenk zu machen. Meine besondere Neugierde, den Platz seiner Ausgrabungen kennen zu lernen, und die Wichtigkeit dieser Funde für meine geologischen Zwecke überwogen meine Bedenken gegen die Reise dahin; obwohl ich mich bereits eine Tagereise weiter nördlich befand, und eben erst vor Kurzem in jener Gegend gewesen war, beschloss ich doch, schleunigst nach der Sierra Montaña aufzubrechen und setzte den 1. April als Tag der Abreise fest. Mr. Chapel hatte die Güte, mich zu begleiten; unsere Caravane war ziemlich gross; ausser seinem und meinem Diener führten wir noch mehrere Maulthiere und Pferde mit uns, die Mr. Chapel auf einen Viehhof bei Urumita bringen wollte. Der Weg führte über

das mir schon bekannte Villanueva, wo die Töchter des Herrn Daza äusserst erstaunt waren, mich wiederzusehen, und mit dem Rufe: „Don Guillermo! Don Guillermo!“ aus dem Hause herausstürzten. Indessen konnte ich dieses Mal diesen Schönen keine Zeit widmen; denn die fossilen Knochen übten mehr Anziehungskraft auf mich aus als die recente Körperbildung dieser Mädchen. Um Mittag trafen wir bei Doña Inocencia in Urumita ein, und gegen Abend erstiegen wir die ersten Höhen der Cordillere am Marquezotefluss, hinter denen auf weiter Sabane die Häuser der Sierra Montaña liegen. Die Cordillere zeigt hier etwa dieselben Verhältnisse wie bei Manaure; terrassenartig stürzen die Berge ab, zwischen sich lange ausgedehnte Flächen Wiesenland lassend. Glücklicherweise waren wir dieses Mal besser verproviantirt als in Manaure, und die Gesellschaft dieses vergnügten Franzosen erfreute mein durch isolirtes Reisen etwas verschlossen gewordenes Gemüth. Mr. Chapel besass dort ein ganz leidliches Haus; seine Besitzung war wesentlich der Viehzucht gewidmet; die nicht mehr allzu grosse Hitze jener 700 m hoch gelegenen Ansiedlung begünstigt die Viehzucht, zumal da genügend Wasser vorhanden ist. Leider fanden wir bei unseren am folgenden Tage vorgenommenen Ausgrabungen nur bröcklige Reste dieser Knochen, sodass die Expedition als verfehlt zu betrachten war; schöner Blick auf die Nevada und das Cesárthal mit der Stadt Valle de Upar und einigen kleineren Orten entschädigte uns. Tief unten lag der Viehhof Las Delicias, ein hochtönender vielversprechender Name, der jedoch, wie ich glaube, den Verhältnissen nicht entspricht. Am dritten Tage ritten wir nach San Juan de Cesár zurück. Der Weg war sehr schlüpfrig geworden, da am Tage unserer Abreise abermals ein Gewitter niedergegangen war, dessen allmähliges Vorschreiten von San Juan thalabwärts wir von

den Bergen aus gut übersehen konnten. Gewöhnlich kommen, wie man mir sagte, die Regen von Ost nach dem Cesárthale hinab; die Cordillere von Perijá ist also massgebend für das Wetter.

Bald darauf setzte ich meine unterbrochene Reise nach Fonseca fort; der Weg ist ebenso wasserlos, wie zwischen San Juan und Badillo.

Das Terrain ist absolut flach, und doch liegt hier die Hauptwasserscheide zwischen dem Rio Cesár und dem Rio Rancheria, in dessen Gebiet wir nunmehr eintraten. Es ist dies eine eigenthümliche Erscheinung; nirgend zeigt sich eine Bodenanschwellung, der Uebergang vom Cesár zum Rancheria ist völlig unmerklich; der Boden ist allerdings von wechselnder Zusammensetzung. Von dem weissen Nevada-Sande von San Juan gelangt man bald auch hier wieder am Arroyo Noguera in den schwarzen fettiglehmigen Kalkboden am Arroyo Guanábano, der nach einer der köstlichsten und aromatischsten Früchte*) der Tropen seinen Namen hat. Dieser Arroyo fällt schon in den Rancheria und führt nur zur Regenzeit Wasser; indess hatte ich Kunde erhalten, dass hier doch stets Wasser zu haben ist; dasselbe sammelt sich nämlich in dem Innern eines hohlen Baumes und hält sich hier leidlich frisch; an demselben ist ein grosses Schneckengehäuse angebracht, sodass solche, die von dieser Gelegenheit Kenntniss haben, stets Wasser und auch Becher vorfinden, aber sogar mein Führer wusste nichts von dieser Sache. Jenseits des Arroyo Guanábano beginnt wieder fleischrother Nevadasand, welcher bis zur Ortschaft Fonseca anhält.

Der Weg ist dermaassen verwachsen, dass es auf dieser Hauptstrasse thatsächlich möglich ist, sich vollständig zu verlaufen; man läuft hier Gefahr, jeden Augenblick durch Zweige

*) Annona muricata.

und Aeste molestirt zu werden und kommt oftmals in unsanfte Berührung mit dem Gebüsch. Nach etwa 4½ Stunden trafen wir in Fonseca ein, welcher Ort sich als einer der besseren im Staate Magdalena erwies; eine kleine alte Kirche nimmt den östlichen Theil der Plaza ein; einzelne hübsche Häuser finden sich daselbst, namentlich das einer Frau Cótes und das meines Wirthes Don Vicente Parodi.

Dieser Mann ist der Hauptgrundbesitzer im nordöstlichen Theil des Staates Magdalena; das heisst, er besitzt eine kleine hübsche Zuckerrohr-Hacienda und einen grossen Viehhof in der Cordillere. Er verschaffte mir unmittelbar neben der Kirche ein grosses Zimmer bei einer armen Familie, die sich aber doch täglich nur 40 Pf. Miethe bezahlen liess. Dort richtete ich mich ein, so gut es ging, und schlief zunächst einige Zeit, was ich sonst am Tage niemals that; doch hatten mich die Zancudos in der vergangenen Nacht in San Juan um allen Schlaf gebracht, und da wir früh aufgebrochen waren, so war ich etwas überanstrengt. Beim Frühstück bei Don Vicente lernte ich endlich wieder ein hübsch eingerichtetes Haus kennen; man sah doch, dass die Entfernung nach der Küste nicht mehr gross sein konnte; denn hier gab es vielerlei recht hübsche Möbel im Zimmer, Matten auf dem Fussboden, und sogar eine Uhr auf einem Schranke. Don Vicente hatte vor Kurzem seine zweite Frau begraben, daher führten eine Schwester und eine Nichte seinen Hausstand; mehrere Söhne von zehn bis zwölf Jahren schlossen sich an mich an, und ich lernte in ihrer Gesellschaft die Umgebung des Ortes kennen; nach Süden zu erstreckt sich dieselbe hässliche Cactuslandschaft, die wir vom Cesárthal kennen, und die sich auch gegen Nordost im Rancheriathal fortsetzt; nahe am Flusse selbst aber breiten sich prachtvolle üppige fruchtbare Landstriche aus; Wiesen und Felder, Zuckerrohr, Bananen und Mais

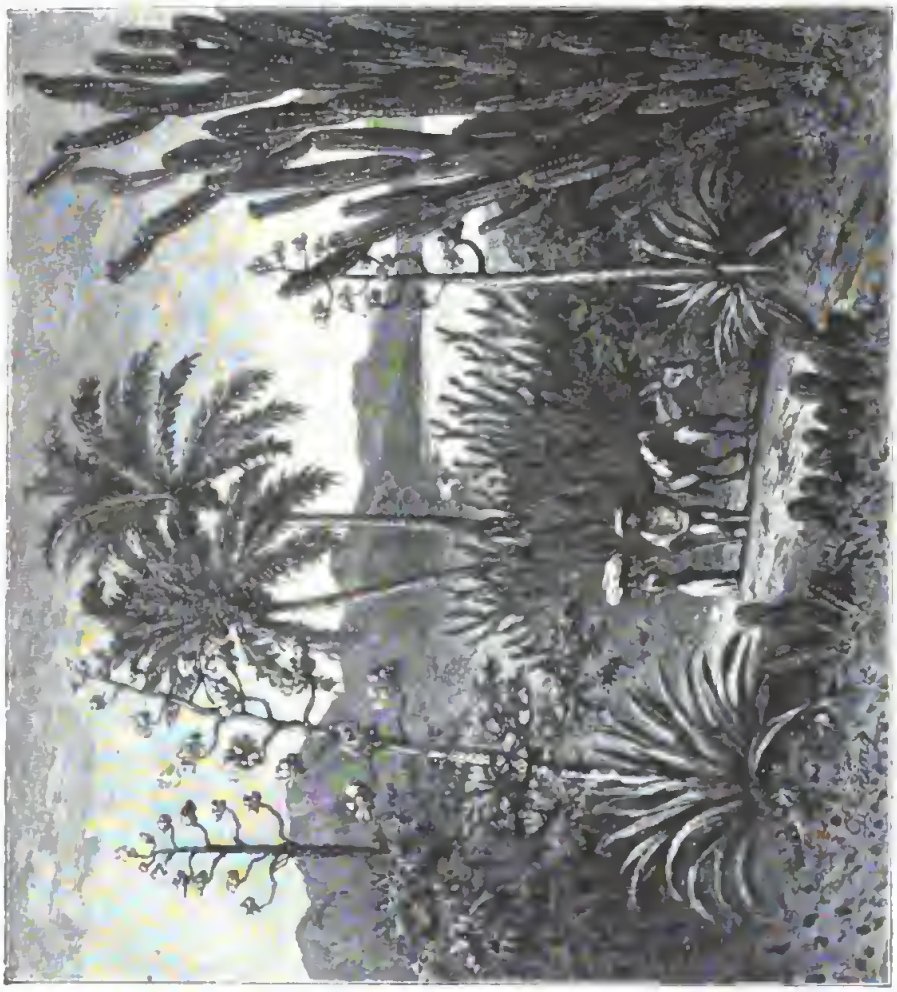
sind hier sichtbar. Cocospalmen schaukeln ihre Kronen im Winde; der Rancheria selbst führt nicht gerade viel Wasser, schwillt aber zur Regenzeit beträchtlich an, da seine Quellen an der Schneekette der Nevada, am Páramo de Mamarongo, liegen.

Der Ort Fonseca selbst liegt etwa zehn bis zwölf Minuten vom Flusse entfernt; der Weg nach demselben ist andauernd belebt von Wäscherinnen und wasserholenden Mädchen, sowie von solchen, die in den Fluthen des Rancheria ihr Bad nehmen wollen. Ich besichtigte dann die Kirche mit den ziemlich barocken Heiligen, die am Altare aufgestellt sind, und erstieg den Thurm, von wo man einen recht hübschen Ueberblick über das Land hat. Gegen West erblickt man die Nevada, davor braunrothe Ketten am mittleren Rancheria; gegen Süd erstreckt sich die Ebene und im Hintergrunde erhebt sich die Sierra Negra; gegen Ost und Nordost streicht die Cordillere von Perijá, hier erblickt man auch die Scharte des Rancheria-Flusses; gegen Nord erhebt sich ein niedriges kahles Hügelland, La Galera genannt.

Die Söhne wunderten sich bei Tische, dass ich den sauren Saft der Limónfrucht in Wasser träufelte und trank; denn ich wollte einem eventuell heranziehenden Fieber vorbeugen; ich selbst wunderte mich, dass ein grosser grauer Papagei die Erlaubniss hatte, auf dem Tische herumzugehen und die sämmtlichen vorhandenen Speisen anzufressen, was gerade nicht sehr appetiterregend war; im Uebrigen war das Haus eines der besten und wohlhabendsten im Lande, und zeichnete sich durch die ganz erstaunliche Zahl seiner Dienstboten aus.

Don Vicente hatte nun die Absicht, von meiner Anwesenheit zu profitiren und mich erstens nach den Kohlenlagern vom Cerrejón, von denen man im Staate Magdalena

ganz ungeheuerliche Begriffe hat, und zweitens nach seinem Viehhof in der Cordillere zu schleppen, auf welchem angeblich Kupfer vorhanden sein sollte. Ich hielt es indess für nöthig, zuerst meine eigenen Zwecke zu verfolgen, vertröstete



Vegetation des Cesarthals. Originalzeichnung von Prof. Göring in Leipzig (zu Seite 194).

ihn auf meine Rückkunft und brach am 7. April abermals nach der Nevada auf, um die Gegend bei dem Indianer-Dorfe Marocaso zu studiren.

Zwölftes Capitel.

Fonseca — Marocaso — Treinta — Cerrejón — Rio Hacha.

Während man sonst beim Austritt aus den Ortschaften unmittelbar in das wüste unbebaute Land geräth, setzen sich auf dem Wege von Fonseca nach Marocaso zunächst die Ansiedlungen fort; eine ganze Reihe von Hütten ziehen sich in der Nähe des Flussufers aufwärts, meist Viehhöfe, doch auch Pflanzungen. Man gelangt dann an den Punkt, wo der Rancheria aus der Nevada heraustritt; eine gewaltige Mauer von Kalkstein ragt hier auf der Südseite des Flusses auf; an ihrem Rande fliesst der Rancheria; gegen Nord ist offenes Land, welches langsam zu den Höhen des Berglandes von Treinta emporsteigt; an der Uebergangsstelle über den Rancheria ist die Kalksteinmauer in ihren oberen Theilen stark zerklüftet, sodass die Bewohner in einer der säulenförmigen heraustretenden Spitzen den heiligen Luis zu erkennen glauben; die ganze Oertlichkeit heisst daher San Luis. Hier trifft der Weg auf die grosse Strasse Rio Hacha — San Juan; etwas abseits derselben am Rancheria liegt das Dorf Chorrera, früher ein Stapelplatz für die Waarenzüge, welche den angeschwollenen Rancheria nicht zu passiren vermochten, heutzutage ganz bedeutungslos und herabgekommen. Bei

Chorrera beginnen wieder die rothen porphyrischen kahlen Berge des Nevada-Systems allein herrschend zu werden; ich nahm daselbst einen Führer für Marocaso, der uns denn auch glücklich Nachmittags 5 Uhr in diesem Dorfe ablieferte. Der Weg führt den Rancheria aufwärts, welcher bald oberhalb Chorrera einen tiefen Durchbruch durch das Gebirge ausgemeisselt hat; steil fallen die Felswände zu seinen Ufern herab, der Weg ist beschwerlich, da es andauernd berganf, bergab geht, und das Gerölle ungemein scharfe Kanten hat, sodass die Maulthiere leicht ermüden. Nahe dem Flussdurchbruch kreuzt eine indianische Strasse den Weg, bald nachdem wir auf die Hauptstrasse San Juan-Marocaso gelangt sind. Weiter aufwärts gelangt man an ein ziemlich weites Becken, in welchem die Ansiedlung San Cyriaco liegt; die Berge treten hier weiter zurück, der Fluss fliesst sanft und scheint hier seine Kräfte zu sammeln, um sich zu dem abwärts nöthigen Durchbruch vorzubereiten. Es ist nicht unmöglich, dass der Rancheria sich hier in früherer Zeit zu einem See gestaut hat, bis der Durchbruch fertig gestellt war. Es folgt die weithin auf der Sabane zerstreute kleine Ortschaft Caracolí; ihre Bewohner treiben wesentlich Viehzucht. Weiter aufwärts gelangen wir an einen zweiten, aber weit weniger schroffen Durchbruch des Rancheria; Wiesen und Weiden nehmen hier beide Ufer desselben ein; zur Linken steigt die zweigipflige Masse des Chirúaberges auf, zur Rechten steigen die Hügelketten allmählig zu grösserer Höhe an; man erreicht dann den Zusammenfluss des Rancheria mit dem Marocaso, und gelangt nach einer halben Stunde, den letzteren Fluss aufwärts reitend, nach dem Dorfe Marocaso. Die Anlage dieses Dorfes ist auch hier wieder nach echt indianischer Art gewählt; dort, wo der Marocasofluss seine Wasser durch die Felsmassen drängt,

und wo sein Thal am engsten ist, da liegt versteckt hinter Felsen, auf einer kleinen ebenen Fläche das Dorf, aus etwa 20 Hütten bestehend. Auch hier fand ich sehr wenige Indianer, wohl aber eine Reihe von Colombianern; ebenso wie in Atanquez, Rosario, und in geringerem Maasse in San Sebastián, zeigt sich auch hier die Erscheinung, dass die Arhuacos sich vor den Colombianern zurückziehen; der beabsichtigte Zweck der Civilisation wird nicht dadurch erreicht; die Indianer bleiben auf ihren kleinen Ansiedlungen im höheren Gebirge, z. B. Guamaka, Juana Vieja und Sairin; nur Sonnabends kommen sie nach Marocaso herab.

Hinter Marocaso erhebt sich die Aguafriakette, welche die Wasserscheide zwischen Rancheria und Cesar bildet; von Rosario aus hatte ich schon ihre Vorberge, die Cuchilla del Machín, bestiegen; diesmal befand ich mich an ihrer Rückseite; die Aguafriakette erhebt sich zu der höchsten Höhe im nordöstlichen Theile der Nevada zu etwa 1700 m; sie ist von der Goajira-Halbinsel aus sichtbar; ihr Anblick ist aber ganz verschieden, je nachdem man sie von Nord oder von Süd aus sieht; von Süd aus gesehen erscheint sie völlig kahl, braun und roth gebrannt, mit spärlichem Graswuchs bekleidet; wenn man aber von Marocaso, von der Nordseite zu ihr aufsteigt, so erblickt man prachtvollen Hochwald. Es ist dies eine Erscheinung in der Nevada, auf die ich schon im 9. Capitel bei Gelegenheit des Cerro Donachuá hingewiesen habe; häufig findet man diese Vertheilung des Waldes im Gebirge: der Cerro de Agua fria ist das prägnanteste Beispiel, doch werden wir dieselbe Erscheinung auch auf dem Nordabhang der Nevada und ebenso im Waldgebirge von Treinta kennen lernen. Die Nordseiten der Berge sind bewaldet, die Südseiten kahl, überhaupt kann man dieses Gesetz auf die ganze Nevada ausdehnen und sagen: der Nord-

abhang der Nevada ist bewaldet, der Südabhang kahl. Der Grund dürfte einfach in der Vertheilung und Menge der Niederschläge zu suchen sein; die dem Meere und den feuchten Seewinden zugewendete Seite ist mit frischer üppiger Vegetation bedeckt; die dem Meere abgewendete Seite leidet an Wassermangel; hier finden wir das Eintrocknen der Flüsse im Cesárthal, dort die ungeheure Wasserfülle des Nordabhangs. Von Westen gesehen, bietet der Aguafria ein eigenthümliches Bild dar, indem die Scheide zwischen Bewaldung und Kahlheit scharf hervortritt.

In Marocaso nahm ich das Regierungsgebäude in Beschlag; es ist das ein langes, hohes, geräumiges, strohgedecktes Haus, in welchem ich viel Platz für meine sämmtlichen Effecten fand. Der Corregidor war natürlich auch in Marocaso nicht auf seinem Posten; überhaupt waren nur wenige Menschen im Dorfe, man beschäftigte sich auch hier mit Anfertigung von Seilen, Stricken, Taschen, Häugematten aus den Fasern der Maguey-Pflanze; die Vegetation beim Dorfe selbst ist spärlich, am meisten fällt die Maguey ins Auge.

Zwischen dem Marocaso und dem Rio Rancheria dehnt sich ein gegen Südwest allmälig ansteigendes Bergland aus; frische Wiesen bedecken den unteren Theil desselben; Mosquitos erfüllen leider auch hier die Flussufer und Niederungen; jenseits des Rancheria erhebt sich eine mittelhohe Gebirgskette, über die man nach der Nordküste, nach dem Hafen Dibulla gelangen kann. Diese Kette steigt gegen West allmählig stärker an und geht hier bald in die centralen Páramoketten über; sie trifft mit der Aguafriakette am Páramo de Mamarongo zusammen; über diesen führt der Uebergang von Marocaso nach den Dörfern des Nordabhangs, San Miguel und San Antonio; auf dem Páramo de Mamarongo sollen die Arhuacos angeblich einmal jährlich zusammen-

kommen, um ihre Forderungen unter einander zu begleichen. Eine Reihe von Ansiedlungen ziehen sich dort hinauf; Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der dort Wohnenden. Von den Bergen von Marocaso aus sieht man die Páramoketten im Westen aufragen; Spitzgipfel finden sich auch hier; öde, verlassen, wild und traurig ist auch hier der Eindruck der Hochketten der Nevada. Nachdem ich einige Zeit in der Umgebung von Marocaso herumgestreift, brach ich nach dem Bergland von Treinta auf.

Von Marocaso nach Treinta gelangt man in einer vollen Tagereise, welche durch sehr verschiedenartiges Land führt; aus dem System des Rancheria tritt man zunächst heraus, indem man die nördliche Randkette übersteigt; auch hier zeigte sich wieder der Unterschied der südlichen und nördlichen Abhänge. Während auch bei Marocaso die Vegetation wesentlich an die Flussufer gebunden ist, gelangt man unmittelbar auf der Höhe des Passes von Tembladera in einen prachtvollen Wald, welcher sich in seltener Formenpracht und -Fülle den ganzen Abhang der Kette hinabzieht; spärlich sind hier die Ansiedlungen; nur hie und da hört man das dumpfe Geräusch der Holzschläger, und zuweilen gelangt man an kahle Stellen im Walde, wo die Vegetation durch Feuer zerstört worden ist, und noch immer der Rauch des glimmenden Holzes über die Kronen der Bäume aufsteigt. Denn die Bevölkerung rodet am liebsten durch Feuer, da diese Methode am bequemsten ist und am schnellsten zum Ziele führt; auf diese Weise dürften allmählig auch am Nordabhang der Nevada die Wälder sich lichten und die Ansiedlungen ihren Einzug halten; dass aber auch durch dieses summarische Verfahren Wassermangel an die Stelle reichlicher Quellbäche treten wird, das sieht Niemand im Lande ein, und doch klagt man über das Versiegen der Bäche.

Ein steiler Zickzackweg führt an der Kette von Tembladera hinab; der Boden ist hier vollständig aufgelöst in lateritartigen rothen thonigen Letten, in welchem bei Regen das Reisen geradezu lebensgefährlich ist; der Weg ist äusserst schlüpfrig und so schmal, dass die Maulthierlasten häufig an die Seitenwände scheuern; zum Glück ist hier gar kein Verkehr, so dass die Möglichkeit eines Zusammenstosses mit entgegenkommenden Waarenzügen fast ausgeschlossen erscheint.

Sobald man an den Fuss des Gebirges gelangt ist, hört die Vegetation ebenso plötzlich auf, wie sie auf der Spitze des Gebirgszuges begann. Weite Ebene, nur von niedrigen Hügelzügen durchzogen, dehnt sich gegen Ost und Nordost aus, die einzelnen Ausläufer der Nevadaketten treten allmählig auseinander und verlieren sich gegen das Meer zu; der Boden des leicht gewellten Landes ist steril, steinig, blendend weiss; allmählig beginnen die Sabanen und mit ihnen die Viehzucht; einzelne Viehhöfe liegen über die Ebene verstreut, die Vegetation drängt sich an den Flussläufen zusammen, Mosquitos verleiden dem Reisenden den Anblick der zahlreich vertretenen Colibris. Nachdem wir die Quellflüsse des Rio Enea gekreuzt, machten wir an einem einzelnen Hause auf der Sabane von Rodeo Halt; hier stiess ich plötzlich auf Don Rafael Daza, meinen Begleiter von San José. Er hielt Siesta, um die Mittagshitze vorübergehen zu lassen; im Allgemeinen pflegen die Colombianer während des Mittags zu rasten; sie machen Morgens drei Stunden Weges, bleiben in irgend einem Hause während der heissen Stunden des Tages liegen und setzen die Reise etwa 3 Uhr Nachmittags fort; man sollte annehmen, dass sie an die Hitze gewöhnt seien; allein ich fand, dass ich um die Mittagszeit fast stets der einzige Reisende war; oftmals sind die Tagereisen so lang, dass man

trotz der grossen Hitze auch in der Mittagszeit reisen muss; allmählig gewöhnt man sich daran und zieht es vor, auf diese Weise früh am Nachmittage anzukommen, als erst nach dem Sinken der Sonne; denn im Allgemeinen kann man sagen, dass, wenn man nach Sonnenuntergang in einem Dorfe anlangt, schwerlich Futter für die Maulthiere zu erlangen ist; denn die Knechte fürchten sich Abends in die Pflanzungen zu gehen und Futter zu schneiden; sie haben Angst vor Schlangen und allerlei sonstigem Ungeziefer, im Grunde aber dürfte Faulheit wohl das Hauptmotiv dieses Benehmens sein; dazu kommt, dass man nach 6 Uhr kaum irgendwo etwas zu essen findet, da die Leute ihre letzte Mahlzeit um 4 oder 5 Uhr einnehmen; lässt man aber um 6 Uhr ein Essen bereiten, so kommt es vor 8 Uhr nicht auf den Tisch, und wenn es erscheint, so sind es ein paar Eier und Bananen, die man in einer Viertelstunde fertigstellen könnte.

An dem Rio San Francisco standen die Wäscherinnen, nach Landessitte nur mit einem Schurz bekleidet, und betrieben ihre entsetzliche Art zu waschen; sie legen die Wäsche auf einen Stein und klopfen mit einem andern Stein tüchtig auf dieselbe, wodurch jedenfalls im Allgemeinen gerade keine günstige Wirkung hervorgebracht wird; allerdings ist es ja den Leuten ziemlich gleichgültig, ob das Hemd in Fetzen herunterhängt oder heil ist, oder ob in der Hose zwei oder drei Dutzend Löcher klaffen; gehen doch die Knechte auf dem Lande häufig nur mit einem Schurz bekleidet, und erachten doch die Frauen in den Dörfern häufig im Hause ein Hemd als einen überflüssigen Luxus. Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, dass die Frauen z. B. in der Küche bis zum Gürtel nackt gehen; ebenso findet man die Wäscherinnen in den Flüssen meistens halbnackt stehen; weder in Venezuela noch im Staate Santander habe ich der-

artige Scenen gesehen; stets gingen die Frauen dort völlig bekleidet; ein wenig mehr Decenz würde dem Staate Magdalena durchaus nicht schaden.

Gegen Abend trafen wir in dem Orte Tréinta, oder Tomarazón ein, welcher nebst Badillo und Urumita zu den allerelendesten Wohnplätzen des Staates Magdalena gehört. Der Name Tomarazón, „Hole Beschcid" kommt daher, dass ursprünglich hier nur ein Haus stand, wo sich die Bewohner der damals etwas westlich von dem heutigen Platz gelegenen Ansiedlung Nachrichten und Auskunft holten; denn das Haus lag an der Strasse von Rio Hacha nach dem Inneren, und die Vorbeiziehenden hinterliessen dort, was sie über die Tagesereignisse wussten. Tréinta mag etwa vierzig Häuser zählen, in denen jedoch absolut nichts zu haben war. Das Fleisch, mit welchem mich mein Wirth beglückte, war faul, mein Diener hungerte; für die Maulthiere gab es erst nach längeren Debatten etwas Futter. Von Ställen oder Höfen, wohin man die Thiere stellen kann, ist hier häufig nicht die Rede; im Allgemeinen bringt man sie auf die benachbarte Weide, potrero; der Ort Tréinta aber besass nicht einmal einen potrero, ja es war nur mit grosser Mühe Zucker, das gewöhnlichste Nahrungsmittel, zu erhalten. Ich beschloss, diesen Ort schleunigst zu verlassen; allein es erhob sich eine neue Schwierigkeit, es war nämlich kein Führer zu erlangen; nachdem wir lange gesucht und nichts gefunden, kam durch Zufall ein gewisser Don Braulio Robles aus Rio Hacha dazu, welcher in der Nähe angesessen war und sich durch sein energisches lebhaftes Wesen vortheilhaft vor meinen indolenten langstieligen Wirthsleuten auszeichnete. In der That gelang es ihm, im Handumdrehen einen Führer zu besorgen und so konnte ich denn am folgenden Tage nach dem Gebirge aufbrechen.

Die Höhenzüge südlich und südöstlich Tréinta bilden ein von tiefschwarzem Walde bestandenes Bergland von 1100 m Höhe; auch hier ist wieder der Gegensatz der Abhänge erkennbar; die nach Nord, also nach Tréinta zu gelegenen Höhen erfreuen sich einer so üppigen Vegetation und eines so frischen Wasservorrathes, dass es ein Genuss ist, hier zu reisen, obwohl der Weg äusserst holperig ist und der Aufstieg auf das Bergland zu dem Schlimmsten gehört, was ich im Lande zu bestehen hatte; denn der Zickzackweg war völlig übersäet von spitzem scharfkantigem Geröll, so dass Maulthiere und Menschen kaum vorwärts konnten; dazu war der Abhang so steil, dass ich vom Maulthier abstieg und zu Fuss aufwärts kletterte. Leider täuschte mich die Hoffnung, hier Aussicht über das umliegende Land zu haben; der Wald bedeckte auch die Höhe dieses El Alto de la Cuesta del Potrero de Venancio genannten Berges; sobald wir aber einige tausend Schritte über die Höhe hinweggelangt waren, wechselte die Landschaft mit einem Schlage; an die Stelle der dunklen Gesteine der Nevada trat lichter Kalkstein; an die Stelle des Waldes hässliches Gebüsch und kahles Land, an die Stelle der Feuchtigkeit und der Bäche trat Trockenheit, Dürre und Wassermangel, so dass selbst die Bewohner des etwas abwärts gelegenen Gehöfts El Potrero das Wasser $^1/_2$ Stunde entfernt von einem halbvertrockneten, nur nahe der Quelle wasserführenden, Bächlein holen müssen.

Dieses Gehöft El Potrero gehörte einem gewissen Don Gabriel, an welchen ich eine Empfehlung besass; er selbst war zwar abwesend, allein seine blinde Tochter nahm mich auf und gestattete mir einige Stunden dort zu rasten; hier sah ich die ersten Goajiro-Indianer, welche daselbst Dienste verrichteten; sie verdingen sich als Knechte, laufen aber gewöhnlich bald wieder davon, ungewohnt des sesshaften Lebens;

sie waren nur mit einem Schurz bekleidet, machten aber wegen ihres schön gebauten Körpers, ihrer kraftvollen Haltung und ihrer schönen kupferbraunen Hautfarbe einen sehr günstigen Eindruck; in der Nähe der Indianergrenze findet man häufig diese Goajiros in Diensten der Weissen; im Unterland, am Rancheria, sah ich sie mehrfach; ja sogar ganz in der Nähe von Fonseca sah ich einen Trupp im Walde lagern; gewöhnlich besteht ihre Kleidung auch hier nur aus einem Schurz; fast stets führen sie Waffen mit sich, Pfeil und Bogen; die Jagd ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie bemalen sich die Backen unter den Augen mit schwarzer Farbe, was ihnen einen drohenden Anstrich giebt, und sind auch überall im Lande äusserst gefürchtet; auf dem Haupte tragen sie zuweilen ein Korbgeflecht mit Federschmuck; manche bedienen sich auch als Kleidung eines schwarzen Mantels. Im 13. Capitel werde ich einiges Zusammenhängende über die Goajiros bringen; ich fahre daher hier in der Reiseerzählung fort.

Am Nachmittage stieg ich abwärts gegen das Rancheriathal; lange parallele Kalksteinzüge setzen hier den Abhang zusammen; kaum ein Tropfen Wasser findet sich zwischen ihnen; eine Reihe von Bächen durchfurchen zwar diese öde Gegend, doch führen sie nur in der Regenzeit Wasser; Cactus, Dornen, Mimosen, die uns bekannte Vegetation des trockenen Niederlandes, überzieht hier weit und breit das Land; kein frisches Blatt, kein Baum von Bedeutung zeigt sich; der Anblick dieser Landschaft ist im höchsten Grade monoton und trübselig.

Desto mehr erfreut der Blick gegen Süd und Ost auf das Rancheriathal und die dahinter aufsteigenden Ausläufer der Cordillere von Perijá.

In dem weiten Thale des Rancheria erblickt man ganz

im Süden Fonseca und Barrancas sowie eine Reihe von Ansiedlungen weiter abwärts; die Vegetation erscheint dem Cesárthale ähnlich; dahinter erheben sich die hier schon niedrigen Züge der Anden, vor ihnen genau im Osten die Kuppe des Cerrejón; nach Nord zu verliert sich der Blick in der Ebene. Mehrere Stunden stiegen wir abwärts am menschenleeren Abhang, bis wir endlich einen kleinen Bach erreichten, nahe welchem die Ansiedlungen El Pozo und Hato Nuevo liegen; dürres Gebüsch umgiebt die Häuser, welche von der übrigen Welt recht abgeschlossen sind; denn der Weg flussabwärts nach Rio Hacha ist gesperrt; gerade als wir in Hato Nuevo ankamen, zog daselbst ein Piquet Soldaten ein, mit ihnen der Doctor Sanoja, ein in Rio Hacha lebender Venezolaner, welcher als Chef der Commission zur Eröffnung eines Karrenweges von Rio Hacha nach San Juan und Valle de Upar eben gerade die Gegend bereiste. Schon oftmals hat die schlechte Verbindung der Stadt Rio Hacha nach dem Innern zu Anlass zu vielerlei Projekten gegeben und sowohl die Regierung wie die Privaten quälen und martern ihr Gehirn unnöthiger Weise mit Plänen, wie eine gute Strasse, womöglich gleich eine Eisenbahn, vom Hafen nach dem Cesárthale anzulegen sei, und wie der Stadt Valle de Upar, deren vollständiges Erlöschen nahe bevorstehen dürfte, wieder etwas neues Blut in die Adern gepumpt werden könne. Man wollte Dampferverbindung auf dem Rio Cesár herstellen, was jedoch an den Sandbänken des Flusses scheiterte; man wollte eine Strasse von den Minen von Camperucho nach Rio Hacha bauen; man wollte ganz neuerdings wieder eine Strasse von Rio Hacha nach Valle de Upar herstellen, auch sollten die Kohlenminen vom Cerrejón berücksichtigt werden.

Leider sind im Staate Magdalena alle diese Projekte todtgeborene Kinder; denn die Regierung hat erstens durch-

aus kein Interesse am Fortschritt des Landes; es kommt nur darauf an, dass die Unternehmer sich die Taschen füllen; sodann fehlt die wichtigste Grundlage, nämlich Geld, um solche Anlagen auszuführen; endlich fehlt alle und jede Aussicht auf Rentabilität des Unternehmens; denn das Innere des Staates Magdalena producirt sozusagen nichts, was irgend welchen Ausfuhrwerth haben könnte; einzig und allein der Kaffee von Villanueva könnte hierher gerechnet werden, die wenigen Häute und Felle, sowie das völlig entwerthete Brazilholz könnten nicht einmal die Frachtkosten decken, geschweige denn einen Verdienst abwerfen. Dividivi, Coulteria tinctorea, eine Schotenfrucht, die als Farbestoff benutzt wird, kann in grösseren Quantitäten und besseren Qualitäten an der Goajiraküste gesammelt werden; Bananen und andere Früchte bezieht Rio Hacha besser und billiger von Dibulla und Camarones als von dem Innern; Chinarinde guter Qualität giebt es nicht; Cacao wird erst neuerdings angebaut, Tabak existirt nicht, und Zucker lohnt die Ausfuhr nicht mehr, Erze giebt es nicht, obwohl jeder seine Gold- und Silbermine haben will; über die Aussichtslosigkeit der Kupferminen von Camperucho habe ich bereits oben einige Worte gesagt; kurz es ist nicht ersichtlich, womit die Kosten der Anlage eines guten Verkehrsweges gedeckt werden sollten und wozu überhaupt ein solcher angelegt werden müsste; im Grunde bedarf Niemand seiner, ausgenommen etwa die Kaffeepflanzer von Villanueva. Dennoch aber sind andauernd Eisenbahnen und Dampfschiffslinien, Verkehrsstrassen und Karrenwege gebaut worden, allerdings ausschliesslich in der Einbildungskraft der Leute. Jede neue Regierung fasst einen derartigen Plan, um ihn als Lockspeise zu benutzen; und da alle zwei Jahre die Regierung wechselt, so giebt es also alle zwei Jahre neue Pläne.

Als die französische Compagnie anfing, die Kupferminen

von Camperucho zu bearbeiten, sah alle Welt bereits eine Eisenbahn von Rio Hacha nach Valle de Upar oder gar bis Camperucho fertig gestellt; allein die französische Compagnie hat noch eher ihre Arbeiten einstellen müssen, bevor überhaupt der Plan zu einer Fahrstrasse ausgearbeitet wurde. Als dann die Kohlen des Cerrejón entdeckt wurden, war auch bereits ein Karrenweg nach Rio Hacha im Bau begriffen, alle Welt war plötzlich über Nacht reich geworden und die blühendste Zeit brach für den Staat Magdalena herein, leider aber auch hier nur in der Phantasie der Bevölkerung.

Was nun die Ausführbarkeit eines Karrenweges betrifft, so muss man sagen, dass es wenige Strecken geben kann, wo die Natur dem Bau einer Strasse so geringe Hindernisse entgegensetzt. Denn von Rio Hacha führte schon zur spanischen Zeit ein Weg am Rancheria aufwärts über Moreno und Soldado nach Fonseca, auf welchem Wege überhaupt fast keine Terrainschwierigkeit zu bewältigen ist; denn der Rancheria-Durchbruch bei Corazonál ist nicht so eng, dass nicht mehrere Strassen zu beiden Seiten seines Laufes gebaut werden könnten. Nur bei Soldado musste eine leichte Anhöhe erstiegen werden; indess würde die zu erklimmende Höhe kaum 60—80 m betragen. Hier aber tritt als Hemmniss die Indianergefahr ein; denn die Goajiros haben diese von den Spaniern festgehaltene Strasse in ihren Machtbereich gebracht und könnten täglich die Waarenzüge unterbrechen; haben sie doch den Ort Soldado, welcher als Hauptort des von der Regierung eingerichteten Nationalterritoriums der Goajira ihnen besonders verhasst sein mochte, nicht weniger als drei Mal in sechs Jahren, zum letzten Male 1884 niedergebrannt; bei jeglichem, auch dem geringfügigsten Anlass könnte diese Strasse dauernd unterbrochen werden; kommt es doch sogar vor, dass schon die zweite westlichere Strasse von Rio Hacha

nach dem Innern auf eine Strecke von vier leguas hin von den Goajiros unsicher gemacht wird; und sind doch selbst westlich von Rio Hacha die Verbindungen im Falle eines allgemeinen Angriffs der Goajiros nicht aufrecht zu erhalten.

Obwohl es nun völlig aussichtslos ist, diese äusserste östliche Strasse, welche die Spanier durch Militärposten geschützt hielten, für einen Karrenweg zu benutzen, so sandte dennoch die neue Regierung die erwähnte Commission mit einer bis an die Zähne bewaffneten Escorte aus, um den Weg zu studiren. Natürlich verbreitete sich die Nachricht im Lande, und alle Welt sprach von dem „gobierno progresista", der „fortschrittliebenden Regierung". Der zweite Weg von Rio Hacha über Treinta nach San Juan und Fonseca wird aber, so lange colombianische Regierungsbeamte im Staate Magdalena sitzen, niemals zu leidlicher Verbindung mit dem Innern benutzt werden; denn er führt über ein nicht ganz leicht zu überschreitendes Bergland mit sehr festem Gesteinsmaterial, vielen Bächen und luxuriöser Vegetation, was Schwierigkeiten sind, die von der colombianischen Regierung des Staates Magdalena niemals überwunden werden dürften. Colombia ist eben, besonders auch neuerdings durch die Revolution von 1885 in einen ganz verzweifelten Zustand gerathen, aus welchem sich herauszuarbeiten schwer fallen dürfte; es ist gar nicht abzusehen, auf welche Weise das Land jemals wieder auf einen grünen Zweig kommen könnte.

Die Bevölkerung von Hato Nuevo macht einen im Allgemeinen erfreulicheren Eindruck, als die der übrigen Ortschaften; sie erscheint mir anständiger und freundlicher, sowie auch arbeitsamer; es mag sein, dass diese Eigenschaften aus ihrer Abgeschlossenheit hervorgehen; denn gegen Nord ist die Welt sozusagen mit Brettern vernagelt, obwohl doch noch hie und da Jemand den Weg über Soldado und Moreno

einschlägt; soll doch auch Soldado neuerdings wieder aufgebaut werden; warum man aber bei dem gänzlichen Fiasco, welches die Einrichtung des Territorio nacional de la Goajira gemacht hat, den Tross von Beamten, welche dort residirt haben, die Präfekten, Justizbeamten, Schulinspektoren, Richter und Schatzmeister mit ihrem Gefolge beschäftigungsloser Sekretäre bestehen lässt, ist eben nur dann verständlich, wenn man diese Posten als das auffasst, was sie sind, nämlich als Sinecuren ohne jegliche Thätigkeit.

Von Hato Nuevo begab ich mich nach dem Cerrejón, um die Kohlenlager zu besichtigen, die sich dort vorfinden; man überschreitet bei Las Patillas, einem einzelnen Gehöft, den langsam dahinfliessenden Rancheria, der hier kaum noch 150 m Seehöhe hat. Die öde Cactuslandschaft setzt sich am gegenüberliegenden Ufer fort und steigt auch noch an der Cordillere bis zu einigen hundert Metern Höhe hinauf; die Kohle liegt im Sandstein in einzelnen mehrere Meter mächtigen Flötzen eingebettet und wird durch die Quebrada Cerrejón entblösst; da aber dieser Bach in der Trockenzeit gar kein Wasser führt und die Ableitung eines Arms des Rancheria durchaus nicht ganz einfach zu sein scheint, weil festes Gestein zu durchbrechen ist, so dürften auch diese Minen vorläufig von gar keiner Bedeutung für das Land sein und ihre Ausbeutung zunächst ein frommer Wunsch bleiben.

In der ganzen Gegend war absolut kein Halm frischen Futters zu finden; Lebensmittel waren auch natürlich nicht vorhanden, so dass ich es vorzog, noch am selben Nachmittag den Rancheria aufwärts zu gehen, um in Corazonal zu übernachten; hier aber stellte es sich heraus, dass nur ein einziger Rancho vorhanden war, in welchem ein halbnacktes Weib sass; das Ganze machte einen so überaus widerwärtigen Eindruck, dass ich vorzog, aufs Gerathewohl weiter-

zugehen. Nach einer weiteren Stunde langten wir vor einem kleinen Häuschen, Zaraito genannt, an und ich beschloss trotz der wenig erfreulichen Aufnahme seitens der dortigen Frauen daselbst zu übernachten. Der abwesende Besitzer besass einen Potrero, eine Weide, und war gerade augenblicklich auf derselben beschäftigt; ich sandte ihm ohne Weiteres meine Diener und Maulthiere zu, um seine Erlaubniss einzuholen, bei ihm zu verbleiben. Zum Glück zeigte es sich, dass er ein überaus gastfreundlicher Mann war, einer von den wenigen biederen und treuherzigen Landleuten, die ich in Magdalena gefunden habe. Er nannte sich Tatá, was ein Spitzname ist; seinen eigentlichen Namen habe ich überhaupt nicht erfahren; er that alles mögliche, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen, verpflegte uns und meine Thiere auf das Beste, soweit es die Entlegenheit des Ortes zuliess und stiess nach jedem zweiten Worte ein recht derbes, in diesem Falle seine Verwunderung ausdrücken sollendes Schimpfwort aus. Ich führte mit ihm ein längeres Gespräch über Sitten des Landes, und da er etwas vom Innern Colombias kannte, so gab er mir zu, dass es im Magdalena traurig aussehe mit allem und jedem, was Cultur und Sitte genannt werden kann.

Am folgenden Tage begleitete er mich nach dem Dorfe Barrancas, welches am gegenüberliegenden Ufer des Rancheria etwa zwei Stunden oberhalb Zaraito liegt. Als wir den Fluss überschritten, sahen wir einen neuen Beweis davon, dass hier die Grenze der Civilisation liegt; denn dort badeten ganz ungenirt die Schönen von Barrancas unmittelbar an der Furt des Flusses; dasselbe hatte ich übrigens sowohl in Fonseca, wie auch in der als gebildet geltenden Stadt San Juan de Cesar gesehen, wo man sich geniren musste, sich zu baden, da die halbe weibliche Bevölkerung der Stadt dort

ohne irgend welche Scheu nahe der Furt des Flusses nach Rosario zu badete, und zwar hier auch die sogenannten besseren Stände.

Barrancas ist eins der traurigsten Nester dieses jammervollen Staates; in die Kirche scheint die Sonne durch das Dach hinein, die Sparren des Dachstuhls ragen einzeln über dem Schiff der Kirche hervor, die Häuser des Dorfes sind in einem ganz entsetzlichen Zustande des Verfalls, und in denselben findet man auch wieder die Frauen halbnackt mit dem Frühstück beschäftigt, abwechselnd ihre Kinder säugend und die Yuca bereitend.

Mein Wirth, an den ich empfohlen war, wollte mich zwar anfangs in seinem Hause behalten, allein ich protestirte dagegen; denn mitten in der sogenannten sala, d. h. dem einzigen anständigen Zimmer des Hauses, schlachtete man ein Rind und der üble Geruch des frischgeschlachteten Thieres und des geronnenen Blutes waren mir denn doch nicht angenehm; ich gelangte daher dazu, ein besonderes Zimmer in einem Hause, welches für Neuvermählte eingerichtet wurde, einzunehmen und hatte Gelegenheit, von hier die grässlichen Zustände dieser herabgekommenen Bevölkerung mit anzusehen; auch hier ist die Sitte verbreitet, dass die Frauen sich mit ihrem eigenen Urin zu waschen pflegen; ebenso in Fonseca und Rosario. Nachdem ich noch einen Tag in diesem edlen Orte sowie in dem benachbarten Papayal zugebracht hatte, kehrte ich nach Fonseca zurück, froh in der Aussicht, nunmehr bald nach Rio Hacha zu gelangen, was mir nach den Erfahrungen der letzten Monate als ein wahres Eldorado erschien.

Vorerst aber hatte ich einige Kämpfe mit Don Vicente zu bestehen; derselbe war nämlich sehr betrübt, dass ich schon an den Kohlenminen gewesen war und beabsichtigte

nun, mich desto sicherer auf seinen Viehhof zu schleppen, um mir seine Kupferminen zu zeigen; ich hatte aber die letzteren sowohl wie namentlich auch die Viehhöfe nachgerade gründlich satt und widerstrebte daher kräftig; endlich gelang es mir, diesen Plan von mir abzuschütteln, indem ich vorschützte, dass die Semana Santa begänne, und dass ich daher schleunigst nach Rio Hacha abreisen müsse; denn da man nach Landessitte in der Semana Santa, oder wenigstens vom Donnerstag bis Sonnabend, nicht reisen dürfe, so würde ich allzuviel Zeit in Fonseca verlieren. Bei dieser Gelegenheit fand sich denn auch, dass Don Vicente, der für eine der Honoratioren des Staates Magdalena gehalten wurde und besonders viel unter der Bevölkerung wegen seiner Bildung und Kenntnisse galt, dass Don Vicente mich, weil ich nicht Katholik war, auch nicht für einen Christen hielt. Möglicherweise hatte der Pfarrer von Fonseca, welcher übrigens ebenfalls an der Hautkrankheit Carate litt, ihm das eingeflüstert; denn er schien mich nicht gerade mit sehr günstigen Augen zu betrachten.

Ueberhaupt zeigte sich die Bevölkerung von Fonseca als wenig angenehm; wenn ich Futter schneiden liess, so sagten die Besitzer desselben den Knechten, sie sollten möglichst wenig schneiden, und als ich mehrfach Bier kaufte, fand ich, dass man mir am dritten Tage einen Preisaufschlag machen wollte, vermuthlich aus Freude, dass das Geschäft so gut ging. Bier findet man im nördlichen Südamerika jetzt auch im Innern hie und da schon; doch sind es meistens schauderhafte Sorten; auch hat das Bier an und für sich schon einen anderen Geschmack, da es, um das Tropenklima vertragen zu können, besonders präparirt ist. Wenn ich es irgend erlangen konnte, habe ich es stets, obwohl der Geschmack mir nicht immer behagte, mit Lust getrunken; denn es erfrischt,

namentlich wenn man von der Reise kommt, sehr, ist im Allgemeinen leicht, und befördert die Regelmässigkeit der in den Tropen so überaus wichtigen guten Verdauung.

Endlich gelang es mir am 19. April von Don Vicente loszukommen; als wir früh in Begleitung desselben Don Braulio abritten, brachten zwölf Männer einen Halbtodten herbei, welchem am Tage vorher bei einer Schlägerei übel mitgespielt worden war; er hatte einen starken Hieb mit einem machete, grossen Messer, über die Stirn erhalten; überhaupt kamen in den wenigen Tagen meiner Anwesenheit in Fonseca zwei derartige Fälle vor, und man versicherte mir, es sei das in Fonseca nichts seltenes.

Der Ort ist mir ausserdem noch desshalb im Gedächtniss geblieben, weil ich nirgends so viele Leute in kurzer Zeit hintereinander habe begraben sehen, wie dort. Man sagt, das Klima sei ungesund; in der That scheint die Sterblichkeit grösser zu sein als anderswo.

Wir machten zunächst bis Chorrera denselben Weg wie am 7. April und stiegen dann langsam im Thale des kleinen Arroyo de la Boca de la Roza hinauf; bald traten wir hier wieder in die Waldregion ein, welche die nördliche Seite des Berglandes von Treinta und die Höhen desselben bedeckt; einzelne Haciendas liegen hier versteckt; eine gehört Don Braulio, die andere, La Gloria, einem sehr feinen und liebenswürdigen Neger, Don Francisco Suárez, welchen ich schon in Fonseca kennen gelernt hatte. Am Nachmittage trafen wir in Treinta ein und fanden dieses Mal ein besseres Quartier. Ganz früh am Morgen brachen wir auf, wahrscheinlich schon vor 3 Uhr; genaue Zeitbestimmung konnte ich auf dieser Reise nicht machen, da ich noch zu guterletzt meine Uhr in Fonseca zerbrochen hatte. Langsam ritten wir das niedrige porphyrische Hügelland abwärts, welches von Treinta

aus noch eine Zeitlang gegen Norden fortsetzt; die Natur ruhte; man hörte nur den melancholischen langgezogenen klagenden Ton des Faulthiers in kurzen Zwischenräumen. Als die ersten Strahlen der Sonne und der leichte Morgenwind uns begrüssten, nahmen wir zum letzten Male in dem Rio Barbacoa einen Trunk; denn die weite Ebene zwischen Barbacoa und Rio Hacha ist völlig wasserlos; nur ein einzelnes Haus am Arroyo Arena folgt noch gleich darauf; dann tritt man in die Ebene ein, die sich langsam zum Meere senkt; immer lockerer wird der Boden, immer tiefer der Sand; Cactusgebüsch und Dornen walten auch hier vor; ohne einen Unfall passirten wir die von den Goajiros zuweilen unsicher gemachte Strecke und erblickten endlich um 12 Uhr Mittags, als der Weg eine Krümmung machte, plötzlich dicht vor uns den weissen Kirch- und Leuchtthurm von Rio Hacha.

Zwölftes Capitel.

Rio Hacha.

Rio Hacha ist eine der älteren Städte in Colombia, und zwar ist es von einem Deutschen gegründet worden; Nicolaus Federmann aus Ulm unternahm auf Geheiss der Welser, welchen Carl V. 1528 die Küste von Coro verpfändet hatte, Kriegszüge zur Entdeckung des Eldorado; im Jahre 1545 gelangte er an die Küste der Goajira und gründete hier die Stadt Rio de la Hacha, nach dem gleichnamigen Flusse genannt. Das spanische Wort Hacha bedeutet Axt und es scheint, dass der Fluss Rio de la Hacha Axtfluss genannt worden ist, weil die Indianer den Spaniern den Friedens-Tomahawk reichten. Der Rio de la Hacha heisst jetzt Calancala und ist identisch mit dem im Oberlaufe Rancheria genannten uns bereits bekannten Flusse. Der Name Rio de la Hacha ist in Rio Hacha zusammengezogen worden und als solcher der heutigen Stadt geblieben. Ursprünglich hatte Federmann dieser Ansiedlung den Namen Nuestra Señora de las Nieves („Unsere Frau vom Schnee") gegeben; allein es ist eine häufige Erscheinung, dass die ursprünglichen unter Anrufung irgend einer Heiligen gegebenen häufig etwas langen Namen sich nicht halten können und meist einfacheren Namen Platz machen; so sagt man z. B. nicht Santiago de Leon, sondern Carácas, nicht

mehr Santafé, sondern Bogotá, nicht mehr Guadalajara oder Nueva Galicia, sondern Buga (im Cauca); ferner hat der Name San José de Guásimo der einfacheren Bezeichnung Cúcuta weichen müssen; man findet meist, dass die indianische Stammbezeichnung der einstmals dort ansässigen Eingeborenen die grösste Lebenskraft hat und sich am längsten erhält.

Noch hente findet man im Staate Magdalena sehr zahlreiche indianische Namen, von denen viele frühere Stammesbezeichnungen der Iudianer bewahren. Dazu gehören Bonda, Mamatoco, Minca, Taganga, Masinga, Gaira, Tucurinca, Catáca, Ariguaní, Chiriguaná, Chimichagua, Tamalameque, Sicarare, Casacará, Tupes und andere; auch in Venezuela in der Cordillere von Mérida sind die Namen der meisten Ortschaften indianischen Ursprungs und dürften mit Stammnamen zu identificiren sein; dahin gehören Timotes, Escuque, Mucuchies, Mucurubá, Mucuchachí, Escaguei, Cacute, Tabai, Chiguará, Táriba, Lobatera, Capácho, Guaráque, Esnojaque, Tocuyo, Aricagua, Acarigua, Canaguá und viele andere.

Dann hat man als zweite Kategorie von Namen die nach den Heiligen genannten Orte; also z. B. San Antonio, San Miguél, San Felipe, Santana, Santa Rosa, Santa Marta und viele andere mehr; als dritte Kategorie sind die nach Südamerika verpflanzten Namen spanischer Städte zu bemerken, z. B. Cartagena, Pamplona, Mérida, Valencia, Málaga, Salamanca, Trujillo, u. s. w.

Ferner giebt es eine Anzahl, die nach den Entdeckern genannt sind; so soll z. B. der Rio Palomino seinen Namen nach einem dort ertrunkenen Conquistadór erhalten haben; ebenso der Rio Don Diego und die Stadt Fonseca nach einigen Eroberern; die Stadt Medellin heisst so zu Ehren des Grafen von Medellin, damaligen Vorsitzenden des Grossen Rathes für Indien.

Dazu kommen nun die neuen von den Republiken gegebenen Namen, die theils bedeutenden Männern entlehnt sind, theils besonders werthvolle abstracte Güter der Nation bedeuten; zu der ersteren Classe gehören Santandér, Villamizár, Továr, Miranda, Vargas, Rubio, Sucre; zu letzterer die Orte Independencia, Constitución, Libertád, u. s. w. Aber fast immer dringen die ursprünglichen indianischen Namen wieder durch und aus dem Studium der Ortsnamen dürfte mancher Schluss auf die Sprache der Ureinwohner und auf diese selbst gezogen werden können.

Es scheint, dass Rio Hacha ursprünglich als Stapelplatz für die Perlenfischerei der Goajira-Küste bestimmt gewesen ist; die Entwicklung der Stadt war durchaus keine ruhige; im Anfang wurde sie mehrfach von den Goajiros zerstört und als sie sich allmählig consolidirt hatte, fiel sie den Piraten zum Opfer; im Jahre 1596 wurde sie von Francis Drake angegriffen, eingenommen und geplündert; von der Stadt blieb nur ein Schutthaufen übrig; in den Kriegen der Engländer und Spanier bildete sie stets ein wichtiges Streitobjekt; allein obwohl Piraten und Goajiros abwechselnd den Ort zerstörten, erholte er sich doch immer wieder, bis endlich die Perlenbänke durch die Engländer gründlich zerstört wurden; seitdem hat sich die Stadt nicht wieder erholen können; auch wurde sie im Jahre 1820 während der Unabhängigkeitskriege von den rebellischen Soldaten der irischen Legion angezündet, und litt fortgesetzt in den endlosen Revolutionen, welche den Staat Magdalena bis in die neueste Zeit hinein erschüttert haben; besonders im Jahre 1860 verlor Rio Hacha einen grossen Theil seiner Wichtigkeit durch den allgemeinen Ruin, welcher der Revolution dieses Jahres folgte, und im Jahre 1867 wurde es zur Hälfte verbrannt.

Dennoch bietet die Stadt von allen Orten des Staates

Magdalena noch so ziemlich den besten Anblick dar, nämlich insofern es wenigstens etwas lebendig in derselben zugeht. Santa Marta ist ja allerdings weit grossartiger gebaut, hat eine der schönsten Kirchen des Landes, ein grosses Zollhaus und viele schöne Privathäuser; allein Santa Marta ist völlig todt und ausgestorben, wäbrend man in Rio Hacha doch immerhin noch einigen Handel findet.

Die Stadt dehnt sich am flachen Strande über ein nicht sehr grosses Areal aus; am westlichen Ende steht die leidliche Kirche, in welcher ein Bild der Schutzpatronin der Stadt, der Santísima Vírgen de los Remedios besondere Anziebungskraft ausübt. Jenseits der zugleich als Leuchtthurm dienenden Kirche beginnt das Cactusgebüsch; hier lag vor 1867 die andere Hälfte der Stadt, welche in dem erwähnten Brande zu Grunde ging. Ein recht stattlicher mit gewaltigem Geländer umgebener Kirchhof erhebt sich jetzt an dieser Stelle. Gegen Ost zu folgt die jetzige Stadt, eine Reihe ganz hübscher gut gehaltener Strassen, jedoch ohne Pflaster, sodass man, ebenso wie in Maracaibo und Barranquilla, im Sande waten muss. Am Meere zieht sich die eigentliche Hauptstrasse entlang, in welcher das Gebäude der Hafenwache (resguardo), das Zollhaus und einige Privatgebäude stehen, unter welchen ich das grosse Waarenhaus der Herren Cano, Dugand, Martinez & Ca. besonders namhaft machen will. Hier befindet sich auch der einzige Spaziergang der Stadt; denn sobald man auf irgend einer Seite derselben ins Freie hinaustritt, so geräth man in den tiefen Sand der wasserlosen Ebene und in das entsetzlich traurige Cactus- und Dornengebüsch. Daher sammelt sich die Bevölkerung von Rio Hacha häufig am Strande und betrachtet die wenigen Schiffe, welche auf der schlechten Rhede vor Anker liegen. Denn einen eigentlichen Hafen besitzt Rio Hacha nicht; die Küste ist vollkommene Flachküste; die

Schiffe müssen weit entfernt vom Lande ankern, und das Landen ist durchaus nicht leicht, denn während der Trockenzeit steht jeden Nachmittag der steife Nordostpassat gegen die Küste und erzeugt heftige Brandung, in welcher sich einzuschiffen gewöhnlich nur unter Ueberstehung eines grösseren oder geringeren Bades möglich ist. Der Handel ist zweierlei Art, erstens Handel nach dem Auslande, zweitens Küstenhandel mit Curaçao, Santa Marta, Barranquilla und Cartagena.

Der Handel nach auswärts ist nicht sehr bedeutend mehr; ausgeführt wird hier alles, was an Producten vom Innern kommt; also Kaffe von Villanueva, Dividivi von der Goajira-Küste, Felle, Häute und Knochen; die Ausfuhr des Brasilholzes hat fast aufgehört; eingeführt werden Zeuge, Waaren, sowie Lebensmittel, Mehl und europäische Conserven; so gelang es mir hier wieder in den einfachsten europäischen Genüssen: Bier, Butter und Schinken zu schwelgen. Während meiner Anwesenheit lagen mehrere europäische Schiffe, meist von Liverpool, aber mit norwegischer oder dänischer Mannschaft, auf der Rhede; sobald ein Schiff von dem Signalhause als in Sicht befindlich gemeldet wird, bemächtigt sich eine allgemeine Aufregung der Stadt Rio Hacha; Dampfer verkehren nicht hier; das Erscheinen eines solchen ist stets eine grosse Ausnahme.

Der Handel mit der Küste ist ziemlich bedeutend; namentlich die Goajira-Küste bildet wegen des dort zu sammelnden Dividivi sowie des Salzes den grössten Anziehungspunkt für die kleinen Küstenschiffe der Riohacheros. Man bringt den Dividivi von dort nach Curaçao oder nach Barranquilla und Cartagena; ein besonders wichtiger Einfuhrartikel ist neuerdings auch der Rum geworden; man versicherte mir, dass 1884 allein nach der Goajira-Küste 90,000 Gallonen Rum verkauft worden seien; natürlich consumiren die Stadt Rio

Hacha nnd das Hinterland des Magdalena ebenfalls grosse Quantitäten, sodass dieser flüssige Zweig des Handels vielleicht als der vortheilhafteste zu bezeichnen ist. Auch besteht mit den Goajiros ein noch immer ziemlich lebhafter Handel mit Pferden, Maulthieren und Vieh, wovon bereits oben die Rede gewesen ist.

Sodann liegen täglich im Hafen eine grosse Anzahl von kleinen sogenannten cayucos, Canoes, welche von dem Küstenplatz Dibulla und von Camarones kommeu, um der Stadt Rio Hacha die nöthigen pflanzlichen Nahrungsmittel zu bringen; denn in der traurigen Küstenebene von Rio Hacha wächst absolut nichts; es ist überhaupt kein frisches Grün sichtbar; nicht einmal Bananen findet man bei Rio Hacha; alles und jedes muss von den von der Natnr besser ausgestatteten Plätzen Dibulla und Camarones bezogen werden.

In der Stadt Rio Hacha selbst ist wenig Sehenswerthes vorhanden; am Ufer des Meeres liegt ein altes verfallenes Fort, oder besser gesagt, die Reste desselben; es führte den Namen San Jorge und besass früher noch zwei Collegen welche indess dem Zahn der Zeit und den Wellen des Meeres zum Opfer gefallen sind. Denn das Meer dringt neuerdings bei Rio Hacha vor; schon soll es eine Strasse vollständig verschlungen haben, welche früher noch jenseits der jetzigen Strandstrasse, Calle de la Playa, existirte und Herr Cano fürchtete schon für sein Waarenhaus. Auch in früheren Zeiten muss das Meer bereits den Bewohnern von Rio Hacha Schrecken eingeflösst haben; denn am 14. Mai ist noch stets das Fest der Santísima Virgen de los Remedios, welche einst die Stadt gegen das Meer vertheidigt hat; als dasselbe gar zu ungestüm vordrang, warf sie ihre goldene Krone in die Fluthen und bewirkte dadurch den sofortigen Rückzug derselben.

Wahrscheinlich ist, dass überhaupt grosse Oscillationen hier stattgefunden haben müssen; denn die Küstenebene von Rio Hacha bis gegen Barbacoa hin macht durchaus den Eindruck einer ganz neuen Bildung; in ihren nördlichsten Theilen, die dem Meere am nächsten gelegen sind, besteht sie aus zusammengebackten Muschelschaalen, die weithin sich ausdehnen.

Auch will Elisée Reclus an den ersten Hügeln des Berglandes von Treinta Strandlinien gesehen haben, die ich allerdings nicht entdecken konnte; salzige Ausblühungen finden sich noch hie und da auf der Ebene und leichte dünenartige Anschwellungen sind allerdings auch bemerkbar.

Mit diesen Schwankungen des Meeresspiegels mag möglicherweise zusammenhängen, dass der Rio Rancheria seinen Lauf verändert hat; früher ergoss er sich in das karibische Meer unmittelbar östlich der Stadt Rio Hacha; aber infolge eines ausnahmsweise nassen Sommers änderte er plötzlich seinen Lauf und wendete sich weiter östlich; hier mündet er nun jetzt gleich hinter der Punta de Calancala, recht weit, etwas über $^1/_2$ Stunde von Rio Hacha entfernt. Die Bevölkerung ist daher darauf angewiesen, ihr Wasser von weit her herbeizuschleppen, und dies bildet eine Einnahmequelle für die Goajiros, welche sich diesem Geschäfte unterziehen. Andererseits trinkt man auch das in Cisternen gesammelte Regenwasser.

Die Häuser in Rio Hacha datiren zum Theil noch aus der alten spanischen Zeit; sie sind fest gebaut, geräumig, mit dicken Mauern versehen und luftig; in den grossen Höfen stehen hie und da Palmen, wie z. B. in dem Hôtel del Club del Comercio, in welchem ich mich einquartirt hatte. Es war dies eine ganz neue Errungenschaft von Rio Hacha und zwar erst vor drei oder vier Tagen eröffnet; im Erdgeschoss

des sehr grossen und geräumigen Hauses befand sich ein Laden der Besitzer, der Gebrüder Berrier, welche aus Santo Domingo stammten; in dem ersten Stock lagen Gastzimmer und ein grosser Billardsaal; das Essen wurde, wie stets in den besseren Häusern, auf dem luftigen Corridor eingenommen; im Anfang war ich sehr von diesem Hôtel eingenommen, insofern sich die Besitzer beeilten, möglichst aufmerksam zu erscheinen und mir eine gemüthliche Wohnung, so weit es ging, zu verschaffen. Indessen bald stellten sich allerlei Uebelstände heraus; es war nämlich wiederum die Frage der Maulthiere, welche das im Anfang angenehme Verhältniss zu meinen Wirthen vernichtete; die Maulthiere standen im Hofe eines leerstehenden Hauses in einer andern Strasse der Stadt, nicht weit vom Hôtel; die Besitzer der Posada wollten ihnen das Futter besorgen; dieses Viehfutter nun war über die Maassen theuer in Rio Hacha; denn die Umgebung der Stadt ist, wie ich mehrfach geschildert habe, derart, dass kein Halm, kein Gras daselbst wächst; man muss also das Futter von den ziemlich entfernt, jenseits des Calancala-Rancheria-Flusses gelegenen Weiden holen oder die Thiere dahinschicken; dieses letztere wollte ich nicht, da ich fürchtete, niemals wieder eine Spur von den Maulthieren zu sehen zu bekommen; das Futter aber war in der That sehr theuer und mein Hôtelbesitzer schlug noch etwas darauf, sodass ich pro Tag pro Thier 3 Mark für Futter zu zahlen hatte; es ist dies der höchste Preis, der mir jemals vorgekommen ist; hätte nun der gute Don Agustin Berrier meine Thiere wirklich gut gefüttert, so würde ich nichts dagegen bemerkt haben; es stellte sich aber heraus, dass die Thiere nicht ihr Recht erhielten; eines Abends verweigerte man sogar Manuel, welcher die Thiere inspicirеn wollte, den Schlüssel.

Darüber gab es dann wieder eine starke Controverse

zwischen mir und dem Hausverwalter, und ich schwor, niemals wieder in dieses Hôtel zurückzukehren; in der That gelang es mir auch bei meiner Rückkehr nach Rio Hacha, ein eigenes Haus zu bekommen, wo ich die Thiere im Hofe halten konnte und von den Unverschämtheiten der Herren Berrier frei war; ich erzähle dies, um zu zeigen, wie sehr die Reisenden auf der Hut sein müssen, um nicht allzu sehr über das Ohr gehauen zu werden; denn in dieser Beziehung sind namentlich die Bewohner der Küstenstädte bereits so genügend cultivirt, dass sie auf alle Weise den Reisenden auszuziehen versuchen.

Auch wollte man meinen Diener nicht in das Billardzimmer hineinlassen, da es eine geschlossene Gesellschaft sei; hier kam nämlich jeden Abend ganz Rio Hacha zusammen, erhitzte sich beim Spiel und beim Trinken, und vollführte bis spät in die Nacht hinein einen so argen Lärm, dass man keine Nachtruhe finden konnte.

Da ich meinen Diener für mindestens ebenso anständig hielt, wie den grösseren Theil der Riohacheros, so gestattete ich ihm meinerseits doch hineinzugehen und sich am Spiel zu betheiligen, worüber es neue Reibereien mit den Herren Berrier gab. Es ist bedauerlich, dass die Creolen sich häufig in Redensarten und Phrasen erschöpfen, ohne etwas davon auszuführen; es sind eben grossentheils Maulhelden, welche selbst nicht einmal dann dem Freunden helfen, wenn es durchaus notwendig wäre, geschweige denn freiwillig.

So hatte ich mich schon in Fonseca über die eigenthümliche Art der Gastfreundschaft gewundert, welche Don Viceute Parodi ausübte. Als ich ihm sagte, dass ich nach Rio Hacha abreisen würde, lachte er mich aus und versicherte mir, ich würde in der Semana Santa sicher keine Führer finden; ich schickte darauf Manuel auf die Suche, und in

einer Stunde hatten wir einen Knecht sowie auch Reserve-Maulthiere gefunden. Anstatt also zu helfen, bereitete Don Vicente mir geradezu Schwierigkeiten, und ähnlich ging es auch in Rio Hacha und in manchen anderen Orten

Uebrigens bin ich in keiner Stadt so wenig mit den Bewohnern zusammengekommen, wie gerade in Rio Hacha. Denn hier fand ich eine kleine europäische Colonie, welche mir gestattete, endlich einmal eine Reihe höchst angenehmer Stunden zu verleben.

In Rio Hacha befindet sich das Haus der Herren Cano Dugand Martinez & Ca., an welches ich Empfehlungen besass; gleich bei meiner Ankunft war Herr Cano so freundlich, mich zu besuchen; er war Spanier von Geburt und hatte mehr als dreissig Jahre in Colombia zugebracht; er kannte Rio Hacha noch aus seiner Blüthezeit her; damals kauften die reichen Grundbesitzer im Innern die schwersten seidenen Stoffe und die theuersten Waaren, die sich finden liessen; jetzt aber kauften sie kaum überhaupt noch, und wenn, so beschränkten sie sich auf die billigsten Drillsachen. Damals gab es 44 Pianos in der Stadt Rio Hacha; heutzutage sind kaum noch 4 vorhanden, da der Rest während der Revolutionen zum Barricadenbau benutzt worden ist. Herr Cano war seit vier Jahren wieder in der Stadt, nachdem er vierzehn Jahre in Paris gelebt hatte, und war daher wohl competent, den Unterschied zwischen einst und jetzt deutlich zu spüren.

Im Hôtel wohnte damals ein Franzose, Mr. Seignette, welcher an den nördlichen Abhängen des Berglandes von Treinta, an einem La Miel genannten Punkte, Cacao-Pflanzungen im Auftrage einer Pariser Gesellschaft angelegt hatte und augenblicklich den Dispens des Bischofs von Santa Marta erwartete, um sich zu verheirathen. Leider blieb der Dispens zu lange aus, als dass ich noch der Hochzeit dieses

liebenswürdigen Mannes mit einer jungen Dame von Rio Hacha, welche allgemein als das begehrenswertheste Mädchen der Stadt geschildert wurde, hätte beiwohnen können; indess verlebte ich angenehme Stunden in der Gesellschaft dieses feingebildeten Franzosen.

Herr Seignette verbrachte meistens die Zeit auf seiner Cacao-Pflanzung, woselbst er augenblicklich damit beschäftigt war, ein Haus zu bauen, um seiner jungen Gattin ein leidliches Heim zu bieten; so schön auch der Aufenthalt auf dem Lande ist und so viele Anregung auch durch die üppige Vegetation geboten wird, so muss ich doch gestehen, dass ich nicht dazu verurtheilt sein möchte, gerade im Staate Magdalena lange als einziger Europäer mitten im Lande zu leben; denn die Bevölkerung ist allzu unangenehm und auch La Miel war mit der allgemeinen Plage, den Mosquitos gesegnet. Zuweilen kam Herr Seignette nach Rio Hacha, ohne jedoch, wie ich glaube, viel Geschmack an dieser Stadt zu finden; er rühmte mir das Volk im Staate Bolívar am Rio Sinú, woselbst er schon früher zwei Jahre zu demselben Zwecke zugebracht hatte wie nunmehr bei Treinta. Zuweilen leistete ihm ein Italiener Gesellschaft, welcher von derselben französischen Compagnie gesendet war, um einige Ansichten, Gemälde und Photographieen im Lande aufzunehmen und auf diese Weise mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden. Dieser Mann kannte Frankreich, Deutschland und England und sprach alle diese Sprachen, allein jede in völlig unverständlicher Weise; er sprach so unarticulirt, dass man ihn selbst wohl auch dann nicht verstanden haben würde, wenn er in seiner eigenen Muttersprache geredet hätte. Seine Hauptthätigkeit bestand einstweilen darin zu schwitzen; niemals habe ich jemanden gesehen, der so ungeheuer viel Schweiss vergoss wie dieser Italiener; stets lief er mit

zwei Taschentüchern in den hocherhobenen Händen herum und trocknete sich das stromweise herablaufende Wasser aus dem Gesichte ab; da er noch keine Platten noch auch Utensilien zu seinem Berufe geschickt bekommen hatte, so war er vorläufig unbeschäftigt und hatte ausser einigen kleinen Skizzen von Rio Hacha und Treinta sowie einigen Typen von Rio Hacha noch gar nichts fertig gestellt, obwohl er fast schon ein Jahr im Lande war. Besonders begeistert war er, und ich kann wohl sagen mit Recht, von einer dieser Typen; es war das eine Frau, welche die Arbeit der Männer verrichtete, Säcke zum Hafen schleppte, Kisten auf ihren muskulösen Armen nach dem Strande trug und auch äusserlich in ihrer Kleidung dem männlichen Geschlecht nachzuahmen bestrebt war; sie trug eine dicke Weste und einen europäischen Filzhut und zeichnete sich auch durch eine ungemein tiefe Stimme aus. In der That hätte ihr Bild in jedem europäischen Photographieladen Furore gemacht.

England war in Rio Hacha sehr spärlich und in wenig angesehener Weise vertreten; dagegen gab es einen Deutsch-Dänen, Herrn Isaacson, welcher einen Laden in der Calle de la Marina hatte und dessen besonderer Gastfreundschaft ich mich zu erfreuen hatte. Nachdem ich näher mit ihm und seiner liebenswürdigen Frau bekannt geworden war, ass ich täglich dort im Hause und verbrachte auch die Abende auf dem Balcon desselben in angenehmen Gesprächen über das Land und namentlich das Volk, wobei wir leider nicht allzu viel Gutes erwähnen konnten. In seinem Laden hatte ich Gelegenheit, das Volk von Rio Hacha kennen zu lernen; unter andern fiel mir eine hübsche und bezeichnende Episode auf, welche charakteristisch für die Art und Weise mancher Colombianer ist. Es kam fast täglich ein Mann dort, welcher sich auf irgend eine nicht mehr zu eruirende

Weise den Titel „General“ geholt hatte; er kaufte gewöhnlich Cigarren oder Rum oder Reis oder irgend welche Lebensmittel. Sobald man ihn anredete und z. B. sagte, „Wie geht es Ihnen, General?“ so antwortete er: „Nicht so gut wie Ihnen, Oberst.“ Er gab also dem ihn Anredenden einen geringeren Grad als sich selbst.

Glücklicherweise giebt es in Colombia nicht ganz so viele Generäle, wie in Venezuela, aber immerhin doch eine recht erkleckliche Anzahl; dagegen führt in Colombia alle Welt den Titel „Doctor.“

Herr Isaacson verschaffte mir Gelegenheit, einige Schädel von Goajiro-Indianern zu erwerben; dieselben sind sehr schwer zu erlangen, da einerseits die Goajiros jeden, der ihnen Schädel aus den Gräbern entwenden wollte, ohne weiteres massacriren würden; andererseits aber hat die colombianische Regierung auf alle und jegliche auf die Indianer gerichtete Speculation eine starke Strafe gesetzt. So kaufte man früher häufig von den Goajiros Kinder, Mädchen und Knaben, um sie als Dienstboten zu verwenden, wozu sie vorzüglich brauchbar waren; schon in Carácas und Maracaibo sah ich mehrfach solche Kinder, mehr aber noch in Fonseca und Villanueva, sowie in Rio Hacha in Colombia.

Die Regierung hat nun diesen Kauf verboten; dennoch aber geschieht dieser Handel insgeheim immer noch, und der Kaufpreis für einen Knaben von etwa zwölf Jahren beträgt etwa zwanzig pesos, etwas über sechzig Mark.

Ebenso würde die Regierung auch wohl die Anschaffung von Schädeln der Goajiros bestraft haben und es wurde daher mit grosser Vorsicht zu Werke gegangen; es fand sich ein Händler, welcher in allen den kleinen Ansiedlungen der Goajiros an der Küste Frauen, im Ganzen angeblich 23, hatte; dieser übernahm die Herbeischaffung der Schädel und

eines ziemlich vollständigen, allerdings etwas mumificirten Skelettes; bei Nacht und Nebel wurden diese Dinge Morgens 4 Uhr ins Haus gebracht, damit es Niemand sähe; schliesslich war ich froh, als diese Ladung endlich an Bord geschafft war; denn ich glaube in der That, dass die Beamten sie confiscirt hätten. Auch erhielt ich durch Herrn Isaacson's Vermittlung eine Anzahl ethnologischer Gegenstände, Waffen und Schmucksachen der Goajiros. Alles dies befindet sich augenblicklich in dem Museum für Völkerkunde zu Berlin.

In Rio Hacha sitzen ein Präfekt und eine Anzahl von Beamten; dazu solche des Goajira-Territoriums; da ich aber bereits gemerkt hatte, dass es nur eine Last für diese Leute sowie namentlich für sich selbst ist, langwierige Beziehungen anzuknüpfen, so unterliess ich die Abgabe der Schreiben; viel Klarheit würden die Beamten über meine Zwecke doch nicht gewonnen haben, denn in dem von dem Präsidenten des Staates unterschriebenen Schreiben stand, dass ich von der Sociedad de **Biografia** gesandt sei, um die Bearbeitung der Minen des Staates in die Hand zu nehmen. Dies zur Illustration der Bildung in den höchsten Schichten des Landes.

Am Tage meiner Ankunft war in Rio Hacha die Regenzeit mit einem ganz furchtbaren Gewitter eingetreten, welches von derartigen Regengüssen begleitet war, dass die ganze Stadt Rio Hacha und das Hôtel einem See glichen; äusserst starke Donnerschläge ertönten und die Häuser waren ununterbrochen von den Blitzen erleuchtet.

Obwohl die elektrischen Entladungen häufig andauernd stark und heftig sind, hört man doch wenig oder nichts von dadurch verursachten Feuerschäden; dagegen sind die Wirkungen der vom Himmel herabstürzenden Wassermassen desto eindrucksvollere und wirklich überaus verderbliche.

Die Regenzeit setzte sich ununterbrochen Tag für Tag

fort, bald traten die Flüsse aus und die Küstenebene wurde überschwemmt; dies war sehr nachtheilig für die Maulthiere und für meine Kasse; denn auch der Rio Calancala überflutete seine Umgebung und setzte die Weiden unter Wasser, wo das Maulthierfutter geschnitten zu werden pflegte.

Die Folge davon war, dass ich kein Futter für meine Thiere erhalten konnte und zu allerlei absonderlichen, wenigstens in Rio Hacha fast unbekannten, Futterstoffen greifen musste, zum Mais und zur Kleie.

Indessen machte ich fortgesetzt mit M. Seignette Ausflüge in die allernächste Umgebung der Stadt, meist bis zum Flusse Calancala; früh morgens gehen hier die Goajiros über den Fluss, um auf den Markt nach Rio Hacha zu ziehen, der Anblick dieser Caravane ist recht interessant; wenn der Fluss seicht ist, gehen sie zu Esel oder zu Pferde über; ist er aber angeschwollen, so setzen sie zum Theil in kleinen Canoes, zum Theil schwimmend, ihre Kleider hoch über sich in dem einen Arm haltend, über; der Calancalafluss bietet zum Baden sehr geeignete Plätze, indem dort, wo er sich mit dem Meere mischt, das Bad besonders angenehm sein soll; hier, wie aber auch am ganzen Strande und sogar vor den Häusern der Strandstrasse baden die Riohacheros, beide Geschlechter in buntem Gemisch, in den frühen Morgenstunden im köstlichen Wasser der Brandung. Diese Mischung der Geschlechter stimmt zwar mit unseren Anschauungen von Anstand durchaus nicht überein, darf aber bei der allgemeinen Ungenirtheit im Lande nicht verwundern.

Inzwischen war nun die heilige Woche, die Semana Santa, herangekommen, in welcher sich in katholischen Ländern stets die grössten kirchlichen Festlichkeiten zusammendrängen; und zwar werden ganz besonders die Tage Donnerstag und Freitag gefeiert; in der Semana Santa stockt alles Ge-

schäft vollständig, doch bestehen auch hierin Unterschiede, insofern in einzelnen Gegenden strengerer Branch herrscht als in andern.

Im Staate Magdalena scheint man fast die ganze Woche zu feiern; wenigstens erwähnte ich schon, dass Don Vicente Parodi behauptete, ich würde in diesen Tagen keinen Führer und keinen Knecht bereit finden, eine Reise zu machen; in Rio Hacha aber waren die Läden bis zum Mittwoch offen; das eigentliche Fest begann allerdings bereits am Dienstag Abend mit einer kleinen Procession, die indess durch einen schweren Gewitterregen gezwungen wurde, schleunigst in den Häusern Zuflucht zu suchen; am Donnerstag folgte dann der Hauptfesttag; die Frauen, meist bunt gekleidet, wogten zur Kirche; in Rio Hacha sind bereits europäische Moden eingeführt; die Frauen tragen nicht mehr ausschliesslich die mantilla, den Spitzenschleier, der ihnen so ausnehmend gut steht, sondern häufig auch schon europäische Hüte; die Farben der Kleider waren meist schreiend, hochroth, dunkelblau, gelb und grün; in der Kirche war das Bild der Santísima Virgen ausgestellt; früher war dasselbe mit Perlen und Gold verziert gewesen, allein ein Jude aus Curaçao hatte es eines schönen Tages an sich gebracht und wahrscheinlich versilbert; nunmehr hatte man eine einfachere Statue in der Kirche zum Gottesdienste bestellt; ein Bogotaner, ein Friseur, der zu den von dem General Herrera in der Colonia Mutis angesiedelten, aber bald wieder ausgewanderten, Familien gehörte, hatte es unternommen, die Kirche mit allerlei Girlanden und Blumen zu schmücken, worin er einiges Geschick besass und im Hôtel standen bei unserem Italiener zwei gewaltige pausbackige Engel, welche der padre ihm zugesandt hatte, mit der Bitte, dieselben zu bemalen.

Allein der Italiener zog es vor, zu schwitzen, einige Lieder

zu singen und Gitarre zu spielen, worin er eine ganz aussergewöhnliche Fertigkeit hatte, und so standen die Engel mit ausgerissenen Flügeln noch am grünen Donnerstag trübselig im Hôtel del Club del Comercio. Am Abend folgte abermals eine Procession, am Freitag früh ebenfalls eine solche und am Charfreitag Nachmittag 4 Uhr die grosse Hauptprocession, in welcher Christus, die heilige Jungfrau, Maria Magdalena und noch einige Heilige auf Brettern einhergetragen wurden.

Eine grosse Zahl von Riohacheros folgte, schwarz gekleidet; namentlich viele Frauen waren im Zuge.

Aehnlich war die Procession, welche ich am Charfreitag 1885 in San Cristóbal im Táchira in Venezuela sah; nur dass letztere weitaus grossartiger war.

Die Bevölkerung war auch in San Cristóbal weit zahlreicher zu der Procession gekommen; hinter den Heiligenbildern schritten zunächst die Männer, dann folgten zwei Priester, welche quer über die Strasse einen Strick gezogen hatten; dahinter kamen die Frauen, welche streng darauf hielten, dass keine Knaben sich zwischen sie eindrängten; als dies doch einmal geschah, und ein grosses Gedränge entstand, zogen die Priester den Strick straff an und einige Frauen stürzten kopfüber über den Strick hinweg; die katholische Kirche versteht es in der That meisterhaft, ihren Bekennern Vergnügen zu verschaffen.

Am Sonnabend hatte man in Rio Hacha etwas ausserhalb der Stadt eine Strohpuppe construirt, welche Judas Ischariot darstellen sollte; diese bewarf man mit Steinen und zündete sie schliesslich zur grössten Belustigung der Strassenjugend an. Der Ostersonntag verlief ohne jegliche Festlichkeit; Ostermontag wird nicht gefeiert Messe ist natürlich mehrmals an allen diesen Tagen; Musik ist häufig und wer irgend kann, schiesst Raketen und Schwärmer ab, und zwar

am hellen Tage; diese Liebhaberei der Bevölkerung zeigt sich bei jeder Gelegenheit; in Venezuela brannte man Mittags Feuerwerk ab, wenn die legislative Versammlung zusammentrat oder wenn irgend eine bedeutende Persönlichkeit gestorben war; das Geknatter der Feuerwerkskörper machte gewöhnlich zuerst darauf aufmerksam, dass irgend etwas besonderes geschehen war; auch Schüsse werden häufig dazu abgefeuert.

Im Jahre 1885 hatte man in Rio Hacha die Semana Santa nicht mit soleher Ruhe feiern können, wie in diesem Jahre (1886). Denn damals war die Revolution in vollem Gange; und wenn Rio Hacha aueh eigentlich gar nieht zu leiden hatte, so lag doch sehwüle Stimmung über der Stadt. Von der Revolntionszeit erzählte man mir einige charakteristisehe Episoden. Als damals die Truppen eingeschifft werden sollten, um sich anf den Kriegsschauplatz nach Barranquilla zu begeben, hatten sich dieselben zum Theil geweigert sich einzuschiffen und waren erst nach Anwendung von Prügeln und Schlägen dazu zu bewegen gewesen; manche hatten sich auch vor der Einschiffung derart betrunken, dass man sie in die Boote hatte tragen müssen. Als dieses berühmte Corps nun endlich glücklich auf das Kriegstheater gekommen war, hatten die Liberalen sie ohne Weiteres gefangen genommen; ein einziger Mann war gefallen; als aber diese Truppe nach Beendigung der Revolution nach Rio Hacha zurückkam, war die ganze Stadt in einen wahren Taumel des Enthusiasmus über dic Tapferkeit ihrer Söhne gerathen.

Während noch diese Truppen ausserhalb Rio Haeha's waren, traf plötzlich im December 1885 gegen die Abendstunden ein Dampfer auf der Rhede ein. Ob dieses seltenen Schauspiels war alle Welt erstaunt und der Präsident vermuthete sofort einen Revolutionsdampfer vor sich zu haben; die Hafenwache wurde abgeschickt, um nach

der Herkunft des Schiffes zu fragen, kam aber nicht wieder; nun sollte ein zweites Boot nachgesandt werden, um zu sehen, was aus dem ersten geworden sei. Allein unter der ganzen zurückgebliebenen Garnison und unter der ganzen gesammten Bevölkerung der Stadt fand sich kein beherzter Mann, der es gewagt hätte, diese Aufgabe auf sich zu nehmen. Schliesslich erbot sich der erwähnte Herr Isaacson, nach dem Schiffe zu fahren, begab sich zum Präsidenten und machte diesen durch sein Anerbieten im höchsten Grade glücklich. Herr Isaacson liess sich nach einer englischen Brigg rudern, welche auf der Rhede vor Anker lag, und bat den Capitän, ihm zu gestatten, in dem Boote der Brigg an den Dampfer heranzufahren; der Capitän gestattete dies und Herr Isaacson sah deutlich, dass das Boot der Hafenwache auf dem Dampfer in die Höhe gezogen war und dass derselbe Kanonen, Truppen und Munition an Bord habe. Glücklich ans Land zurückgekehrt, theilte er seine Beobachtungen dem Präsidenten mit; die Nachricht verbreitete sich schnell unter dem Volk und es erhob sich nun eine allgemeine Panik. Die Bevölkerung flüchtete ihre sämmtlichen Werthsachen und Möbel in den ausserhalb der Stadt sich ausdehnenden Busch; man bestürmte die Consulate der fremden Mächte um Schutz, kurz die ganze Stadt gerieth vollkommen ausser Rand und Band und warf die Flinte ins Korn. Schliesslich aber fand sich am andern Morgen, dass der Dampfer gar nicht mehr auf der Rhede lag.

Damals hätten die Radikalen Rio Hacha mit leichter Mühe durch einen Handstreich nehmen können. Herr Isaacson aber war und blieb der Held des Tages und noch nach Monaten kamen Leute aus dem Innern und fragten bei ihm an, ob er der tapfere Mann sei, der dieses Wagniss unternommen habe.

Die stark gemischte Bevölkerung bietet wenig Interesse dar; desto grösseres flössen die Goajiro-Indianer ein, welche massenhaft in der Stadt umherlaufen. Es ist oben gesagt worden, dass die Stadt Rio Hacha mehrmals von den Goajiros zerstört worden ist; und noch heute ist die Bevölkerung durchaus nicht sicher vor der Erneuerung dieses Schicksals; denn die Stadt lebt noch heute völlig von der Gnade der Goajiros. Nur der Umstand, dass diese den Markt derselben nothwendig branchen, sichert das Bestehen Rio Hachas; sowie aber einmal der Handel mit den Goajiros von irgend einer andern Stadt, etwa Maracaibo, vollständig an sich gerissen würde, so hätte das letzte Stündlein von Rio Hacha geschlagen; mehr als einmal haben vorübergehende Differenzen die Stadt sozusagen in Belagerungszustand versetzt, indem die Goajiros sich vom Markte fern hielten, und die Waarenzüge, die vom Innern kamen, plünderten, sowie jeden Bewohner, der sich ausserhalb der Stadt sehen liess, massacrirten. Noch jetzt geschieht es zuweilen, dass sie Ueberfälle auf die Maulthierzüge auf dem Wege Rio Hacha-Treinta machen und im Ernstfalle wäre Rio Hacha ihnen vollständig machtlos preisgegeben.

Einstweilen aber verkehren die Indianer friedlich in der Stadt, verdingen sich als Arbeiter, oder kaufen in den Läden ein; ihre Hauptbeschäftigung aber ist das Wasserholen; unablässig sieht man sie ihre Wassertonnen vom Flusse Calancala zur Stadt und leer wieder zurück an langen Stricken hinter sich herziehen und der Weg zum Flusse gewährt dadurch ein überaus fesselndes Bild; denn die Gestalten der Indianer sind meist kräftig und geradezu schön und stechen vortheilhaft von der Bevölkerung von Rio Hacha ab.

Ich will hier kurz die Hauptkenntnisse, die man über diesen Stamm besitzt, zusammentragen, da bisher kaum etwas

Näheres über diese eigenthümlichen Indianer bekannt geworden sein dürfte; der einzige, welcher Genaueres über die Goajiros geschrieben hat, ist F. F. Simons, ein Engländer, welcher 1884 von der Colombianischen Regierung beauftragt wurde, einen Bericht über die Goajira zu machen.*) Ausser seinen Aufzeichnungen sind noch die kurzen Bemerkungen beachtenswerth, welche Uricoechea der von dem padre Celedón herausgegebenen Grammatik der Goajiro-Sprache vorausschickt.**)

Der padre Rafael Celedón, welcher ebenfalls eine Grammatik der Köggaba (Arhuaco) Sprache verfasst und sich grosse Verdienste um die Kenntniss dieser Stämme erworben hat, ist aus dem Staate Magdalena selbst gebürtig und zwar ist sein Heimathsort San Juán de Cesár; nachdem er längere Zeit in Bogotá studirt und in den Revolutionen mitgekämpft hatte, eröffnete er nach einander Schulen in San Juán und Rio Hacha, die er aber jedesmal wegen der Revolutionen bald wieder schliessen musste. Als politischer Flüchtling lebte er zwei Jahre unter den Indianern der Nevada, gelangte über Panamá nach Lima und hielt sich dort einige Jahre auf. Später war er Pfarrer in Fonseca und von 1867 bis 1875 in Rio Hacha, wo er sich besonders mit der Mission unter den Goajiros beschäftigte und ihr Land durchzog. Seit dieser Zeit datiren seine Studien über die Goajiro-Sprache. Augenblicklich leitet er das Priesterseminar in Santa Marta.

*) Proceedings Royal Geogr. Society of London 1885, December.

**) Gramática, Catecismo y Vocabulario de la lengua Goajira, por Rafael Celedón, Paris 1878.

Dreizehntes Capitel.

Die Goajiro-Indianer.

Die Goajiro-Indianer werden eigenthümlicher Weise von den ersten Chronisten der Eroberung nirgends erwähnt; die ersten Entdecker der Küste, Columbus selbst auf seiner dritten Reise, Alonso de Ojeda im Jahre 1499, Pinzón und Solis und endlich auch Vespucci, über deren Reihenfolge in der Entdeckung der Küste noch immer keine völlige Klarheit herrscht, berichten nichts von den Goajiros. Der erste, welcher zu Lande diese Gegenden durchzog, der oben mehrfach erwähnte Ambrosius Alfinger, welcher im Auftrage der Welser von Coro aus auf der Suche nach dem Eldorado die westlich des Maracaibo-Sees gelegenen Gebiete erkundete, zählt zwar eine Reihe von Namen der dortigen Indianer-Stämme auf, erwähnt jedoch die Goajiros mit keiner Silbe.

Dagegen heisst es, dass er mit Indianern zusammenkam, von denen man nicht erfahren konnte, wie sie sich nannten; sie trugen alle baumwollene Mäntel von grellen Farben, sowohl Männer wie Weiber; sie besassen viele Lasten Salz, welche von dem Innern von Süden her kamen.

Weiter spricht er hier von dem poporo, dem zum Cocagebrauch benutzten, oben erläuterten Gefäss; und es ist sichergestellt, dass die Goajiros den Cocagenuss kannten und den poporo benutzten, ja heute noch Coca pflanzen; die mit-

getheilte Beschreibung passt nun vollständig auf die Goajiros; sodann erwähnt Oviedo einmal den Namen Goaxiro, als den eines Gottes der Indianer der Provinz Cueva in Darien und fügt hinzu, sie hätten diesen Namen von den Kariben entnommen. Dies stimmt auch insofern, als die Goajiros, wenn sie nicht ein Karibenstamm selbst sind, so doch jedenfalls in mannigfacher Beziehung zu den Kariben gestanden haben müssen.

Sodann findet sich in der „Historia" von Las Casas von den Indianern, welche Vespucci auf seiner ersten Reise traf, eine Beschreibung, welche so genau auf die Goajiros passt, dass man sich versucht fühlen könnte, ohne Weiteres anzunehmen, dass nur die Goajiros damit gemeint gewesen sein konnten.

Es heisst hier, wie folgt: „Die Leute waren von mittlerer Grösse, wohl gebildet, mit nicht sehr schönen, weil zu breiten Gesichtern; die Hautfarbe spielt ins Goldgelbe wie die des Löwen; sodass, wenn die Leute nicht nackt gingen, ihre Farbe kaum weniger weiss erschiene als die unsrige; Haar dulden sie nicht auf dem Körper, da sie das für thierisch halten; sie sind äusserst leichtfüssig, sowohl Männer wie Weiber und vorzügliche Schwimmer, die Weiber noch mehr als die Männer, in äusserst anzuerkennendem Maasse; denn sie schwimmen mehr als zwei leguas weit ohne auszuruhen. Wir erfuhren, dass sie sehr kriegerisch seien; Könige oder Häuptlinge haben sie nicht im Kriege, sondern sie rufen sich gegenseitig herbei und feuern sich einander an, wenn es einen Kampf gegen die Feinde gilt. Sie hatten weder Gesetz noch Ordnung in ihrem ehelichen Leben; sie nahmen so viele Frauen wie sie wollten und auch die Frauen machten es umgekehrt ebenso; sie verliessen einander, wann es ihnen gefiel, ohne dass irgend einer dem andern desshalb

grollte oder ein Leid thäte. Sie waren durchaus nicht eifersüchtig, sondern lebten nach ihrem Gefallen, ohne einander zu zürnen."

„Sie sind sehr reinlich am Körper und waschen sich häufig. Die Eltern halten es für eine Ehre, wenn man ihnen ihre Tochter nimmt und mit ihr, sei es auch unverheirathet, lebt; und dies halten sie für eine Befestigung der Freundschaft unter einander. Ihre Häuser waren alle gemeinsam und so geräumig, dass 600 Personen in ihnen Platz hatten; und es gab acht unter denselben, welche 10000 Menschen fassten. Sie waren von sehr starkem Holze, obwohl mit Palmstroh bedeckt; ihre Bauart trug glockenförmiges Aeussere."

„Sie haben verschiedene Arten ihre Todten zu bestatten; sie stellen ihnen vielerlei Essen und Wasser an das Kopfende, in dem Glauben, dass sie auf dem langen Wege nach dem andern Leben dessen bedürften; Weinen und irgend welche Trauer für die Dahingeschiedenen ist nicht Gebrauch. Andere haben die Gewohnheit, den Sterbenden in einer Hängematte in den Busch zu tragen und dieselbe dort an Bäume aufzuhängen; dann tanzen sie einen ganzen Tag und singen dabei, und sobald die Nacht kommt, stellen sie ihm Wasser und Essen hin für drei oder vier Tage; hierauf entfernen sie sich und kehren nicht zurück. Wenn der Kranke trinkt und isst und schliesslich genest und zurückkehrt, so finden grosse Feste statt und man empfängt ihn mit allerlei Ceremonien; aber wenige dürften diese Behandlung aushalten."

„Man fand wenig Anzeichen von Gold im Lande, obwohl immerhin ein wenig; auch andere Dinge von Werth fanden sich nicht; man schob dies darauf, dass man die Sprache nicht verstand, da sie in derselben Gegend mehrere Dialecte redeten. Sie scheinen weder irgend eine Religion noch Tempel noch Bethäuser zu haben. Sie schlafen in baum-

wollenen Hängematten. Obwohl einige ganz nackt gehen, bedecken sie doch ihre Scham mit Blättern oder Leinwand oder mit einem baumwollenen Lappen. Sie haben weder irgend welchen Handels-Verkehr noch Kauf- noch Tausch-System; sondern was sie brauchen und benöthigen, liefert ihnen die Natur; was sie haben und besitzen, geben sie auf freigebigste Weise dem, der es fordert; und ebenso wie sie gern geben, so sind sie äusserst gierig im Fordern, wenigstens von dem, den sie für ihren Freund halten."

Las Casas bemerkt hierzu, dass man von dieser Beschreibung nur das glauben könne, was Vespucci mit eigenen Augen gesehen habe; der Rest sei jedenfalls Fiction.

In der That stimmt nun sehr vieles von diesen Zügen mit den Bemerkungen, die der beste Kenner der Goajiros, Simons, von ihnen giebt.

Es finden sich noch einige andere Notizen von den Goajiros in dem Buche des Padre Simón: Noticias historiales de Tierra Firme. Im 14. Capitel sagt derselbe: „Bald sah man, wie gut es gewesen wäre, den Ort Pedraza zu bevölkern, welchen der Gouverneur in den Sabanen von Oriño in dem Gerichtsbezirk von Rio de la Hacha errichtet hatte; denn von hier aus konnte man besser jene kriegerischen Guadiros (sic!) im Zaume halten, und mehr noch die Cocinas-Indianer, welche noch weiter nach dem Cap La Vela zu wohnen; denn sobald man diese Ansiedlung aufgab, kamen die Goajiros wieder auf ihre alten Beunruhigungen zurück, die sie der Stadt La Hacha und ihren Perlenfischereien und ihrer Viehzucht bereiteten, indem sie alles zerstörten und viele Spanier und Bedienstete der Haciendas tödteten, ohne dass es möglich gewesen wäre, sie zu züchtigen. Weder die Befestigungen, welche der Gouverneur Manso gegen sie errichtet, noch auch andere stramme Maassregeln halfen; denn heute

befinden sie sich noch in derselben Kraft und demselben unsicheren Friedenszustande, den sie nur dann bewahren, wenn es ihnen gerade passt, nach der Stadt Rio Hacha zu kommen, um einzutauschen, sobald sie für ihre Kleider ein Stück Leinwand benöthigen, oder Salz oder andere Kleinigkeiten; zuweilen überfallen sie unter dem Schutze dieser Gepflogenheit die Stadt und die Landsitze, wie es im Jahre 1625 geschah, wo sie die Stadt in derartige Bedrängniss brachten, dass, als man genöthigt war, $1^1/_2$ Meilen oberhalb der Stadt Wasser vom Flusse zu holen, eine beträchtliche bewaffnete Mannschaft ausrücken musste, um die Wasserträger und Wäscherinnen zu schützen."

Im Jahre 1741 schrieb Don Nicolas de la Rosa in seinem Buche „Floresta de la Santa Iglesia catedral de la ciudad de Santa Marta" des Näheren über die Goajiros, mit denen er entschieden engen Verkehr gehabt haben muss; heutzutage aber müssen wir den Aufzeichnungen des englischen Reisenden Simons folgen, welcher sich längere Zeit unter ihnen aufgehalten hat.*)

Das Land, welches die Goajiros bewohnen, ist die einzige grössere Halbinsel Südamerikas, die nach ihnen benannte Goajira-Halbinsel; man hielt dieselbe bisher für eine weite sandige Fläche, aus welcher hie und da kleine Gebirgszüge hervortauchen. Allein wenn man an der Küste entlang fährt, so sieht man, dass die Berge einen sehr beträchtlichen Theil der Halbinsel einnehmen; und zwar wohl den grösseren Theil derselben; es ist daher die Goajira in zwei sehr verschieden gestaltete Abtheilungen zu trennen, in die Ebene im Südwesten und das Gebirgsland im Nordosten. Die Ebene ist völlig flach, sandig oder mit Wiesengrund durchzogen; da-

*) Siehe Anmerkung, S. 242.

zwischen findet sich Dividivi, Brasilholz, Cactus, Dornen und überhaupt im Allgemeinen die Vegetation des Rancheria- und Cesárthals; diese Ebene erstreckt sich von Rio Hacha und dem Rancheria bis über den 72sten Grad hinaus; nur drei oder vier kleine periodische, nur in der Regenzeit wasserführende Bäche durchziehen dieselbe.

Daran schliesst sich ein Gebirgsland eruptiver Natur, welches in drei parallel von NW nach SO streichende Theile zu gliedern ist, nämlich die Cojoró-Kette, die Paráshi-Berge und die Macuira-Kette; ihnen vorgelagert liegt südwestlich der zuckerhutartige, weithin sichtbare Spitzberg der Teta Goajira, welche fast 400 m Höhe erreicht; die übrigen Züge steigen bis zu 800 m Höhe auf, den Culminationspunkt bildet die Macuira-Kette im Nordosten der Halbinsel. Die Formen dieser Bergzüge sind zum Theil schroff, zerklüftet; sie sind braunroth von Farbe, fast vegetationslos in ihrem grösseren Theile und äusserst öden Anstrichs.

Nur in der Macuira-Kette findet sich etwas frischere Vegetation, die nach Simons derjenigen der Nevada in 6000 Fuss Höhe entsprechen soll, was sehr eigenthümlich wäre; doch behauptet Simons, dass das Klima relativ kühl sei, da fast das ganze Jahr hindurch an der nordöstlichen Seite der Halbinsel scharfe Winde blasen; die Trockenzeit ist sehr lang, die Regenzeit kurz; Wasser ist fast gar nicht vorhanden; die Goajiros haben daher an geeigneten Punkten bis zehn Fuss tiefe Wassergräben ausgeschürft, in welchen sich das im Grunde befindliche Wasser frisch erhält. Die Formen der Cojoró-Kette sind sehr zerrissen, zum Theil messerscharf, mit breiten Thälern dazwischen; es scheint, dass die Berge der Goajira eine Fortsetzung derjenigen der Sierra Nevada de Santa Marta, sowohl ihrer Zusammensetzung wie auch ihrer nordöstlichen Richtung nach bilden; die Entfernung

zwischen den äussersten Ausläufern der Nevada am Rancheria und der Teta Goajira beträgt nur dreissig englische Meilen.

Auch nicht einmal die Macuira-Kette vermag einen Fluss zu erzeugen, der das ganze Jahr hindurch Wasser hielte; überall findet man trockene Flussläufe, die das Land nach allen Richtungen hin durchziehen.

Die Küste ist ebenso unwirthlich wie das Innere; Ankergründe giebt es zwar viele, allein die besten vorhandenen Häfen Bahia Honda und El Portete leiden an dem Uebelstande, dass ebenso wie in Rio Hacha und an der ganzen Nordküste des Staates Magdalena Nachmittags der Nordostwind eine sehr heftige Brandung erzeugt, welche das Landen fast unmöglich macht. An der venezolanischen Seite sind Laguna de Tucacas und Cojoró die besten Häfen; letzteren gedenkt man als Endpunkt für die zu erbauende Eisenbahn von Maracaibo nach der Goajira zu wählen, da letztere Stadt wegen ihrer Barre fast allen Dampfern von einigermassen grossem Tiefgang versperrt bleibt. Im Allgemeinen ist die Küste flach und die Gebirge steigen erst weiter landeinwärts auf; doch treten sie bei Bahia Honda und am Cap de la Vela unmittelbar ans Meer heran.

In diesem öden, traurigen, durchaus unproduktiven Lande wohnen nun die Goajiros, in eine Unzahl von einzelnen Stämmen zersplittert; ihre Stamm-Verfassung soll den schottischen Clans nicht unähnlich sein; eine jede derartige Kaste lebt abgeschlossen für sich und führt einen bestimmten von Thieren hergenommenen Namen. So giebt es z. B. die mächtige Abtheilung der Urianas, die sich in die Unterabtheilungen der Geyer-, Marder-, Paraulata-*) und Eidechsen-Urianas zerlegen. Diese Familie ist augenblicklich die zahlreichste und wohl-

*) turdus.

habendste, insofern sie durch Heirath mit den Pusháinas verbunden ist, welche früher die reichste Kaste im Lande waren. Denn unter den Goajiros ist die Geldaristokratie das Massgebende für die Stellung der Individuen und der Kasten; der reichste Mann hat den grössten Einfluss, der Arme gilt nichts; doch kommen auch hie und da Fälle vor, dass Arme infolge hervorragender körperlicher Eigenschaften in die reichen Familien hinein heirathen und dass dann ihre Nachkommen wegen der Verbindungen der Mutter bedeutende Häuptlinge werden können. Die einzelnen Familien, unter denen wir hier die Epieyues, Ipuanas, Jayaruies nennen wollen, von denen die ersteren den Geier, die mittleren den Habicht, die letzteren die Klapperschlange als Wappenthier gewählt haben, leben meist auf bestimmten Hauptpunkten zusammen, so z. B. die Urianas bei Bahia Honda, die Epinayues bei Portete, die Pushainas bei Parashi. Diese Clans nehmen jeden Streit eines Einzelnen als gemeinsames Streitobjeet der Kaste auf und daher kommen zum Theil die endlosen Fehden unter den Goajiros.

Eine eigenartige Stellung haben die Cocinas; man hat viel von ihnen gefabelt, dass sie ein anderer Stamm seien als die Goajiros, dass sie Menschenfleisch ässen und desshalb ganz besonders auch von den Goajiros sehr gefürchtet seien; andere haben sie für eine niedrige Classe von Goajiros oder für die zu Sklaven gemachten Ureinwohner des Landes gehalten; keine dieser Ansichten ist richtig; denn sie sind einfach Ausgestossene, aus dem Stammverband wegen Mordes, Raubes oder Diebstahls entfernte Individuen, die sich nun zusammengethan haben, und für die Goajiros selbst, wie auch für die Venezolaner und Colombianer ein dauerndes Schreckmittel bilden. Sie veranstalten Raubzüge, stehlen Vieh, tödten die sich Widersetzenden und machen das Reisen in der gesammten Goajira unsicher, sodass auch z. B. der Landweg von Rio

Hacha nach Maracaibo von ihnen gefährdet wird. Sie bewohnen ganz besonders die Ostküste, von der venezolanischen Grenze bis nach dem Norden, bis zur Macuira-Kette hinauf; vor allem sind die Cojoró-Berge Schauplatz ihrer Raubzüge. Sie haben besondere Häuptlinge, unter denen einige es infolge ihrer Uebelthaten zu grossem Rufe gebracht haben; auch nahe bis zum Rancheria, nach den Montes de Oca zu, findet man sie.

Die Goajiros sind mittelgross von Gestalt; doch findet man auch sehr grosse Männer unter ihnen; ich habe selbst förmliche Hünen in Rio Hacha gesehen; der Körperbau der Goajiros ist kräftig, gut proportionirt, stramm und straff; ihre Farbe ist hellkupferbraun und macht einen angenehmen Eindruck; das Haar ist schwarz, straff, kurz geschnitten; ihr Gang ist elastisch und hat etwas eigenthümlich Reservirtes, Majestätisches; namentlich einige alte Männer, wahrscheinlich Häuptlinge, mit weissem Haar, sah ich mit einer Königen zukommenden Würde einherschreiten; im Allgemeinen machen die Goajiros der Gestalt, Haltung und dem Gange nach einen ebenmässigen, vornehmen, zuweilen imponirenden Eindruck. Die Frauen sind ziemlich klein, aber recht hübsch, zuweilen fast schön zu nennen; auch hier wirkt das Ebenmaass, die Straffheit und Strammheit der Körperformen entschieden wohlthuend; ich habe niemals Indianerinnen gesehen, die durch ihre körperlichen Reize so ausgezeichnet waren, wie die Goajiras; manche leben in Rio Hacha in Ehe mit Colombianern; man versichert, dass sie ganz besonders treu sein sollen; man kauft sie für 50 bis 60 pesos; doch betrachten die Indianer dies nicht als Kauf, sondern als Mitgift, die der Vater des Mädchens erhält; der Vater bestimmt einen Preis, meist eine Anzahl Rinder; sobald dieser Preis gezahlt ist, gehört das Mädchen dem Manne; sie ist von dieser Zeit an

verpflichtet, dem Manne den Lebensunterhalt zu verschaffen und ihm die nöthigen Kleider zu fertigen. Uebrigens haben die Frauen vielen Einfluss und viel Ansehen unter den Goajiros: sie spielen die Hauptrolle beim Kauf; ein solcher, der ohne Mitwirkung der Frau abgeschlossen ist, gilt als ungültig; kein Indianer darf seine Frau körperlich züchtigen; sollte sie im Wochenbett sterben, so ist er verpflichtet, dem Vater den Preis nochmals zu zahlen, welchen er für sie gegeben hat. Umgekehrt ist der Vater verpflichtet, ihm die Summe zurückzuzahlen, wenn die Frau sich als untreu erweist, was ein seltener Fall ist; kann der Vater den Preis nicht mehr zahlen, so hält man sich an den Verführer. Stirbt der Mann, so erbt der Bruder die Frau; im Falle kein solcher vorhanden ist, der Neffe. Häufig gelingt es den Frauen, vermöge der vor ihnen vorhandenen Achtung, Streitende auseinander zu bringen und Blutvergiessen zu verhindern. Jedenfalls ist man auf der Reise in Begleitung einer Frau durchaus sicher, da Frauen nicht angegriffen werden dürfen.

Die Kleidung der Frauen besteht aus einem Sacke mit drei Löchern für Kopf und Arme. Dieses Kleidungsstück wird jetzt meist aus eingeführten Leinen gemacht und gefärbt, entweder schwarz mit Dividivi oder braunroth mit Gelbholz oder rothbraun mit Mangrove-Substanz. Sodann tragen sie eine Art Umschlagetücher, welche über die Schultern geschlagen werden und sich über Brust und Nacken kreuzen; ihr Material besteht aus schwarzgetünchter Baumwolle.

Die Männer tragen für gewöhnlich nur einen wenige Finger breiten Streifen Tuch; in Rio Hacha sah ich jedoch auch manche, die einen schwarzgefärbten Mantel führten; dazu tragen sie eine mit vielen Stickereien recht hübsch ausgeführte Schärpe, welche sie zweimal um den Leib schlagen und dann durch kräftige Knoten befestigen. Auf dem Kopfe

tragen sie einen Ring aus Strohgeflecht oder aus Wolle, den sie mit Federn schmücken; zuweilen besteht ein solcher Ring ausschliesslich aus Federn. Beide Geschlechter lieben die Schmucksachen; namentlich sind es dieselben durchbohrten Karneolsteine, welche wir bei den Arhuacos kennen gelernt haben und die auch unter den Goajiros ganz besonders geschätzt werden. Diese in Form von Halsketten arrangirten Steine finden sich nicht in der Goajira; doch gelingt es zuweilen, sie in alten Gräbern zu finden, von denen die Goajiros behaupten, dass sie den Arhuacos zugehörten; denn die Arhuacos seien die ursprünglichen Bewohner der Halbinsel; es mag aber sein, dass sie auch den Arhuacos nicht angehören, sondern dass auch diese sie ausschliesslich aus Gräbern eines untergegangenen oder vertriebenen Stammes sich zu verschaffen pflegten. Ein grosser derartiger Stein hat den Werth eines Rindes; eine Halskette dürfte 15—30 Stück Vieh werth sein; auch an den Füssen trägt man diese geschätzten Schmucksachen. Irgend ein Aberglaube verhindert die Indianer diese Sachen selbst zu suchen.

Beide Geschlechter lieben es, sich zu bemalen und zwar ist es wesentlich die schwarze Farbe, welche gebraucht wird; dieselbe wird aus dem Dividivi gezogen und auf beide Wangen unterhalb der Augen aufgetragen; zur Verschönerung trägt dies nicht bei, obwohl der Brauch wohl nur aus Schönheitsrücksichten entspringt.

Wohlgebaute Häuser besitzen die Goajiros nicht; sie schlafen in Hängematten, die an Stangen befestigt werden, welche überall an den Wohnplätzen aufgestellt sind und auch auf der Reise leicht errichtet werden können; diese Hängematten werden aus den Fasern der maguey-geflochten. Wenn Hütten errichtet werden, so geht dies ebenfalls schnell; das Dach wird aus dem Holze einer Euphorbie gemacht und

ist kühl und wasserundurchlässig. Kreuzt man in den kleinen Küstenseglern an der Goajira-Küste, so sieht man hie und da diese Hütten auf dem flachen Ufer errichtet. Neben den Häusern sind Zäune für die Schafe und Ziegen gebaut; im Uebrigen besitzen die Goajiros Rinder, Pferde und Esel sowie Maulthiere; sie sind gute Reiter und halten viel auf reichgesticktes und verziertes Sattelzeug.

Die Hütten stehen gruppenweis beisammen, gewöhnlich an solchen Punkten, die gegen einen Angriff geschützt sind oder von denen aus die Angreifer leicht erspäht werden können. Die einzelnen Ranchos stehen in Flintenschussweite von einander, damit die Bewohner sich gegenseitig in der Vertheidigung beistehen können. Jeder irgendwie bedeutende Indianer besitzt mehrere Ranchos im Lande; bestimmte Namen führen dieselben nicht, doch bürgert sich hie und da für eine Ansiedlung ein Name ein; besonders infolge der im Lande umherziehenden Händler; eine solche Ansiedlung hat einen Häuptling und enthält drei bis zwanzig Häuser; meistens gehen die Händler nur nach bestimmten Punkten, nicht allzuweit von der Küste, nach der unteren ebenen Goajira kommen sie eigentlich nie. An der Grenze von Venezuela bestehen einige neue Ansiedlungen der venezolanischen Wachtruppen. Die hauptsächlichste, nordwestlich Sinamaica, heisst Paraguaipoa und zählt 50 Häuser: ein Commandeur, zwei Sekretäre und zwei Dolmetscher sind dort eingesetzt. Simons berechnet die Bevölkerung der Goajira-Halbinsel zu 20,000, höchstens 25,000 Seelen, sämmtlich Indianer; er glaubt nicht, dass dieselbe zunimmt; eine grosse Anzahl von Indianern geht durch die Blutrache zu Grunde, eine ebenso grosse durch den Trunk. Erstere Sitte ist der Hauptgrund der ewigen Fehden der einzelnen Kasten, da, wie oben bemerkt, jede derselben die Sache eines jeden Individuums zu der

ihrigen macht. Auge um Auge, Zahn um Zahn ist die Losung der Goajiros; hat also ein Uriana einen Epieyú erschlagen, so erhebt sich die gesammte Kaste der Epieyúes und ruht nicht eher, bis ein Uriana getödtet ist; natürlich sind endlose Fehden die Folge davon; so hatte zur Zeit meiner Anwesenheit in Rio Hacha ein Stamm den andern über den Rio Rancheria hinübergetrieben, und drohte, ihn über denselben hinaus zu verfolgeu; der Präfekt von Rio Hacha musste einschreiten und der siegreichen Partei erklären, er werde sie sofort angreifen, sobald sie über den Fluss gingen. Es war dies einer der Gründe, wesshalb ich nicht in das Innere der Goajira hineingelangt bin. Sobald jemand geschädigt ist, so verlangen die Verwandten Entschädigung seitens des Thäters; daher kam es z. B. vor, dass, als bei einem Besuch eines an der Küste liegenden Schiffes ein Goajiro vom Boote ins Wasser fiel und ertrank, die Kaste desselben von dem Capitän, als Führer des Schiffes, Entschädigung verlangte, die auch gewährt werden musste um gute Beziehungen zu erhalten.

Da nun alle Weissen zur Classe der Spanier gerechnet werden, so wird, falls im Süden der Halbinsel ein Indianer von einem Venezolaner geschädigt oder gar getödtet wird, an dem ersten besten Weissen, z. B. einem Colombianer im Norden der Halbinsel oder einem im Osten reisenden Holländer aus Curaçao Rache genommen. Dies macht das Reisen gefährlich, da niemals absolute Garantie für das Leben zu geben ist.

Von eigenthümlichen aus diesem Gebrauch hervorgehenden Verhältnissen erwähnt Simons mehrere: so z. B.:

Wenn ein Indianer sich selbst verletzt oder einen Körpertheil bricht, so verlangt die mütterliche Seite seiner Familie Genugthuung, Blutgeld; denn die mütterliche Seite gilt als

die wichtigere und massgebende der Verwandtschaft; sie ist sogar für die Kastenzugehörigkeit entscheidend. Ein Epieyú also, der ein Uriana-Mädchen heirathet, bleibt Epieyú; seine Kinder aber sind Urianas. Die väterliche Seite der Verwandtschaft verlangt in solchen Unglücksfällen ebenfalls Genugthuung, Thränengeld, jedoch weniger. Wenn jemand sich in Noth befindet, so verlangen seine Freunde Entgelt für den Kummer, den sie darüber empfinden. Für einen Schnitt in den Finger zahlt der Unvorsichtige etwas Mais; eine schwere Verletzung erfordert ein Schaf oder Ziege; besitzt der Betreffende sie nicht, so bettelt er so lange, bis er eine erhält. Es geht sogar so weit, dass wenn jemand von einem geborgten Pferde abgeworfen wird, er von demjenigen, der es verliehen, Schadenersatz zu verlangen hat und dass jeder, der Rum verkauft, verantwortlich ist für allen Schaden, der in der Trunkenheit angerichtet wird. Thut man diesen Forderungen keine Genüge, so legt der Goajiro Beschlag auf das, was er gerade findet.

Ebenso dürfen keine Namen von Verstorbenen vor der Familie genannt werden; geschieht so etwas in der Hütte derselben, so wird der Verbrecher sofort getödtet, oder er zahlt eine schwere Strafe, häufig zwei oder mehr Ochsen. Zahlt er nicht, so nimmt man sein Vieh weg und die Folge ist Krieg zwischen zwei Kasten. Gewöhnlich führen die Goajiros, ebenso wie die Arhuacos, spanische Namen, da man, wenn sie sich taufen lassen, ihnen ein Fest giebt und Geschenke macht, was durchaus nach dem Geschmack der Goajiros ist. Stirbt ein Kind von Eltern, die getrennt leben, so hat derjenige Theil, unter dessen Schutz das Kind augenblicklich sich befand, dem anderen Entgelt zu geben. Schulden werden stets regelmässig bezahlt, da im Falle der Schuldner stirbt, die Familie dafür aufkommt.

Die Goajiros sind im Allgemeinen gastfreundlich; doch besteht die Gewohnheit, dass man zuerst angeredet werden muss, wenn man in einen Rancho kommt; geschieht dies nicht, so ist man unwillkommen und thut wohl, sich zu entfernen. Beim Essen und Trinken verfahren die Goajiros äusserst reinlich; thönerne Gefässe und Löffel sind im Gebrauch; nach dem Essen wird stets Wasser zum Waschen gereicht; selbst wenn Milch getrunken wird, darf das Wasser zum Ausspülen des Mundes nicht fehlen. Die Goajiros geben gern und viel, und zwar stets das Beste, verlangen dafür aber auch ebenso gut beschenkt zu werden und sind unermüdlich im Betteln.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile; erstere werden fast nie aus der Hand gelassen und sind einfach gebaut. Die Pfeile werden aus Rohr oder Holz gefertigt und in drei Kategorieu eiugetheilt; erstens Bolzen zum Tödten von Vögeln und Eidechsen; sie besitzen eine Spitze aus hartem Holz; zweitens lanzenartige Pfeile zum Tödten des Wildes und für den Krieg; sie sind mit eiuer eisernen Spitze von alten Messern versehen und heissen paletilla im Spanischen, Siguarrai im Goajira; drittens die gefährlichen vergifteten Pfeile, aimará genannt; auf einem hölzernen oder Rohrschaft sitzt eine zum Theil gezackte Spitze, auf welche eine Kapsel zum Verhüten von Unglücksfällen gesetzt wird; das Gift wird aus verwesten thierischen Stoffen gezogen; man thut Kröten, Schlangen und Skorpione zusammen in eine Schale und kocht das Gift aus; in frischem Zustande sowie auch, wenn es zu alt ist, soll es nicht tödtlich sein; man ersetzt es daher etwa alle neun Monate. Nach drei bis zwölf Tagen tritt der Tod ein; in Rio Hacha rechnet man neun Tage; ein Mittel dagegen ist Ausbrennen; wenn aber die Zackenspitze nicht aus der Wunde entfernt werden kann, ist der Tod sicher. Es scheint kein Nervengift zu sein,

sondern eine blutzerstörende Masse. Die Cocinas an der Ostküste sollen angeblich das wirksamste Gift herstellen.

Die Goajiros besitzen ausserdem auch Feuerwaffen, alte Remington-Gewehre und -Büchsen.

Die Beschäftigung der Goajiros besteht im Sammeln von Dividivi und Brasilholz, Salzhandel und Viehzucht.

Stirbt der Goajiro, so giebt die Familie eine grosse Festlichkeit, die sich wesentlich auf Trinken beschränkt, und zwar so lange dauert, wie etwas Berauschendes aufzutreiben ist. Reiche werden zwei Mal begraben, wobei es dann zwei Festlichkeiten giebt. Gewöhnlich bestattet man wohlhabende Leute in ihren Ranchos oder wo sie geboren worden sind; zu diesem Zweck trägt man sie oft sehr weit fort. Allnächtlich brennt ununterbrochen ein Feuer vor dem Grabe, und zwar zwei volle Jahre hindurch, sodass ungeheure Mengen Holzes erforderlich sind. Sodann werden die Knochen sorgfältig gesammelt, in einen Kasten gelegt und nach dem Kirchhof gebracht, der gewöhnlich an einsamen unzugänglichen Stellen liegt; das Grab wird mit Cactushecken umgeben. Treffen sich zwei Angehörige des Todten, so müssen sie die Hände auf die Erde stützen und je lauter, desto besser, wohl eine Viertelstunde lang, heulen.

Vierzehntes Capitel.

Der Nordabhang der Nevada.

Nachdem die Semana Santa verflossen war, beschloss ich nach dem Nordabhang der Nevada, nach den Indianerdörfern San Antonio und San Miguél aufzubrechen, welche ich im März von Atanquez aus nicht hatte erreichen können. Es giebt nur einen einzigen Weg von der Nordküste nach dem Innern des Gebirges; das ist der Waldpfad, welcher von dem Hafen Dibulla, etwa in der Mitte zwischen Santa Marta und Rio Hacha gelegen, nach dem Dorfe San Antonio, dem Sitze des Corregidórs führt. Eine Wahl blieb mir also nicht; ich musste nothwendig von Dibulla aus das Gebirge besteigen.

Allein hier zeigte sich gleich im Anfange eine Schwierigkeit; man konnte nämlich nicht gut zu Lande nach Dibulla gelangen; denn die Regenzeit war mit solcher Kraft eingetreten, dass die gesammte Küstenebene zwischen Santa Marta und Rio Hacha in einen seichten See verwandelt worden war; die ungeheuren Mengen der Niederschläge, welche den Nordabhang der Nevada befeuchten, hatten die Quellen in ungewöhnlichem Maase gespeist und den zahlreichen Flüssen derartige Wassermassen zugeführt, dass dieselben aus ihren Ufern traten und weithin das Land überschwemmten; da nun bereits mehrere Caballéros aus Rio Hacha vergeblich versucht hatten, nach dem nächstgelegenen Dorfe Camarones zu ge-

langen, sondern unverrichteter Sache wieder umkehren mussten, da sie nicht einmal den kleinen Rio del Guerrero passiren konnten, so gab ich es von vornherein auf, zu Lande Dibulla zu erreichen, sondern beschloss, zur See dahin zu fahren, und die Maulthiere zu Lande nach Dibulla zu schicken, da ich keine Lust hatte, mit gemietheten und in ihrer Eigenart mir unbekannten Thieren auf das Gebirge zu klettern. Es fand sich zufällig eine günstige Gelegenheit, indem ein als besonders zuverlässig geltender Mann aus Dibulla mit seinem cayuco dorthin zurückkehren wollte; ich erhielt von ihm Nachricht, dass am Ostermontag Nachmittags 6 Uhr in See gegangen werden solle. Um 6 Uhr aber regnete es in Strömen vom Himmel, und da ich ausserdem wusste, wie es bei der Abfahrt herzugehen pflegt, so verblieb ich ruhig im Hôtel; man erklärte mir dann, um 8 Uhr würde sicher die Abfahrt erfolgen; allein es fand sich, dass um 8 Uhr der Wind noch so stark war, dass man fürchtete, nicht gegen denselben ankämpfen zu können; so legte ich mich denn ruhig schlafen, wurde aber um $10^1/_2$ Uhr plötzlich geweckt, mit der beliebten, als Schreckmittel dienenden, Nachricht, das Schiff sei bereits in See gegangen; diesmal ging es allerdings glatt und schnell ab; meine sämmtlichen Gepäckstücke waren schon eingeschifft, und kaum war ich in das Boot eingestiegen, so stiess der Padrón vom Lande ab; in der heftigen Brandung tanzte und wirbelte das Schifflein einige Male hin und her; dann aber kamen wir in die ruhigere See, setzten ein Segel auf und glitten langsam dahin; denn der Wind hatte, wie stets gegen Mitternacht, stark nachgelassen.

Die Einrichtung dieser cayucos genannten Schutenartigen Fahrzeuge ist überaus einfach; genau genommen ist nicht viel mehr vorhanden als der Kiel und die Seitenwände; von Schutzdach gegen Sonne oder Regen war nicht die Rede;

Bänke zum Sitzen gab es nicht; die Passagiere liegen im hinteren Theil des Fahrzeuges auf dem Boden; die Besatzung befindet sich theils am Bug, theils am Steuer; ausser dem Padrón Miguél hatten wir nur zwei Mann Besatzung, welche, da der Wind völlig aufgehört hatte, mit gewaltigen Stangen das Schiff nahe am Ufer vorwärts stiessen, da der Meeresgrund ganz flach von der Küste aus abfällt. Später wurde gerudert; zwischen den verschiedenen Koffern, Kisten und Kasten bereitete ich mir ein leidliches Lager auf den mitgebrachten Decken und versuchte wenigstens einige Stunden der Nacht zu schlafen; indessen unterhielten sich die Schiffsleute über die Erlebnisse der Semana Santa in Rio Hacha und mit dem zweiten anwesenden Passagier, Don Jorge Valverde aus Dibulla; auch sangen sie ihre eintönigen Lieder in der ewig wiederholten gleichmässigen melancholischen Melodie, welche überall in Colombia und Venezuela unter den niedrigen Klassen des Volkes verbreitet ist. Bald verschwand der Leuchtthurm von Rio Hacha und ein eigenthümliches Gefühl beschlich mich; denn diese elende Nussschale schien mir für eine Seefahrt durchaus nicht geeignet zu sein; indess hielt man sich meist in der Nähe des Landes und es ist eigenthümlich, dass, wenn auch noch so grosse Waghalsigkeiten in diesen Ländern an der Tagesordnung sind, doch eigentlich niemals ein Unglücksfall passirt. Mit den allerseeuntüchtigsten Booten befährt man das Meer, auf dem See von Maracaibo überheizt man die Kessel der Dampfer, zwischen Laguaira und Carácas befährt man die schwindelndsten Strecken dieser grossartigen Gebirgsbahn im raschesten Tempo; allein es ist mir nicht bekannt, dass irgendwo ein besonderer Unglücksfall eingetreten wäre.

Als ich am folgenden Tage aufwachte, hatten wir schon das Dorf Camarones passirt und landeten an der flachen

Küste, um ein Frühstück zu bereiten; alles war hier überschwemmt; Mangrove in grosser Anzahl bedeckten die Wasserflächen jenseits des Strandes, nach dem Lande zu; Wasservögel nisteten hier und erhoben sich infolge eines Schusses in gewaltigen Schwärmen. Der Strand zeigte eine reiche Fülle von Seethieren aller Art; Muscheln, Krebse, Seeigel, Medusen lagen herum; denn das Meer an der Nordküste Colombias ist ungemein reich an Thieren. Auch Fische sind in grosser Zahl vorhanden und über dem Wasser kreist eine Pelikan-Art, welche von der Höhe aus die Beute erspäht und dann kerzengerade und pfeilschnell zur Tiefe herabstürzt, mit dumpfem Schalle auf die Oberfläche des Meeres aufschlägt, um dann häufig mit der eroberten Beute davonzufliegen. Dies und der Anblick der Küste sind die einzigen Anziehungspunkte auf der sonst recht ermüdenden Seefahrt; denn die Sonne begann schon Vormittags auch auf der Wasserfläche eine gewaltige Hitze zu erzeugen, die um so fühlbarer war, als fast völlige Windstille herrschte; denn weder der Nordostpassat noch auch der „viento de abajo“, der an der Küste entlang von Westen heraufblasende Regenwind konnte aufkommen; lange Zeit stritten beide miteinander, bis schliesslich der Westwind zu unserem Leidwesen siegte; denn er verzögerte uns die Fahrt, indem wir anfangen mussten, gegen ihn aufzukreuzen; zum Glück aber blieben wir wenigstens vom Regen verschont; dagegen brannte die Sonne von Stunde zu Stunde mehr auf uns herab und der wegen der schlaflosen Nacht weniger widerstandsfähige Körper litt unter ihrer Einwirkung; es ist nichts schlimmer, als bewegungslos den Strahlen der Sonne ausgesetzt zu sein, ebenso wie im Kriege diejenigen Momente die fürchterlichsten sein sollen, wenn in eine in Ruhe befindliche Truppenabtheilung die Kugeln einzuschlagen beginnen.

Langsam glitten wir an der Küste hin; hie und da passirten wir Flussmündungen und einzelne traurige Hütten an denselben; endlich umfuhren wir die Spitze „La Punta de los Remedios“ und sahen nunmehr von Ferne einzelne Cocospalmen winken, die uns die Lage des ersehnten Dibulla anzeigten; das Gebirge stieg schwarzblau im Hintergrunde auf; doch sah man nur die unteren Theile desselben; denn in der Höhe hingen Dünste, deren grauer Schleier auf dort fallenden Regen zu deuten war. Endlich, schon nach Mittag, gelangten wir an den flachen Strand von Dibulla; eine Reihe fast nackter Burschen sprang ins Meer, um die Ladung zu erleichtern; mit Hilfe der Bootsleute betraten wir endlich, fast gebraten von der glühenden Sonne, und nervös aufgeregt durch die Einwirkung derselben, den Strand von Dibulla.

Kurz vorher hatte ich meine Maulthiere erblickt, welche an der Küste entlang schlichen, augenscheinlich sehr ermüdet; in der That zeigte sich, dass sie seit mehr als 24 Stunden keinen Halm Futter erhalten hatten, sodass sie gänzlich entkräftet ankamen, zumal da die Arbeit des Durchschwimmens der Flüsse und des Watens im tiefen Sande der Küste äusserst anstrengend auf die Thiere wirkt.

In Dibulla fand ich freundliche Aufnahme im Hause des Don Jorge Valverde, dessen Heimath im kühlen Staate Tolíma im Innern Colombias lag, und welcher mit mir darin übereinstimmte, dass der Staat Magdalena der elendeste aller Staaten der colombianischen Union sei. Leider rechtfertigte auch Dibulla dieses Urteil in vollstem Maasse. Der Ort selbst ist ein ärmliches Dorf, welches wegen seiner abgeschlossenen Lage nicht zur Blüthe gelangen kann. Der Strand ist so flach, dass das Landen nur unter grossen Schwierigkeiten geschehen kann, sodass es oftmals vorkommt, dass Boote kentern, im Moment, wo sie den Strand zu er-

reichen glauben. Doch ist der Verkehr mit Rio Hacha sehr lebhaft, insofern Dibulla für Rio Hacha die Bedeutung einer unentbehrlichen Vorrathskammer hat; von hier werden alle Vegetabilien, die in Rio Hacha consumirt werden, dorthin ausgeführt; und wenn man bedenkt, dass das Volk meist nur von Vegetabilien lebt, so wird man begreifen können, dass die tägliche Versorgung einer Stadt von 2000 Einwohnern, wie Rio Hacha, vielerlei Kräfte in Athem halten muss. Die Umgebung Dibullas ist ein Garten von ungeheurer Fruchtbarkeit; an dem Ufer des Rio Dibulla ist die Vegetation von der äussersten Ueppigkeit; alle Produkte der heissen Zone könnten hier angepflanzt werden; namentlich für Cacao scheint hier ein sehr geeigneter Platz zu sein; doch bestand nur eine grosse Zuckerrohr-Hacienda, die einzige im Staate Magdalena, welche mit Dampf betrieben wurde; allein eines schönen Tages zerbrachen die Maschinen, und da Niemand im Lande im Stande ist, solche Maschinen zu repariren, so verfiel die ganze Anlage in Nichts; heutzutage ist nur noch ein trauriger Rest davon sichtbar; übrigens behauptete man, dass das Zuckerrohr stets einen salzigen Beigeschmack habe, sei es, weil die Seewinde den Boden mit Salzgehalt tränken, sei es, weil vielleicht früher das Meer die Küstenebene bedeckt und die salzigen Bestandtheile in dem Boden zurückgelassen hat. Ich hatte keine Lust, mich lange in dem feuchtheissen, von Mosquitos geplagten Dibulla aufzuhalten und brach daher am 29. April Morgens nach dem Gebirge auf; doch zeigte sich hier abermals dieselbe Schwierigkeit wie zwischen Rio Hacha und Dibulla, indem mehrere völlig ausgetretene Flüsse zu passiren waren, nämlich der Rio Dibulla selbst, der Sequión und der Lagarte; erst jenseits derselben führt der Weg nach dem Innern zu. Es blieb daher nichts übrig, als abermals zu Schiffe nach der Hütte El Pantáno zu fahren und die

Maulthiere zu Lande aufbrechen zu lasseu; diesmal ging alles glatt von Statten, die Thiere trafen zur selben Zeit ein wie wir und um 8½ Uhr Morgens sass ich endlich wieder zu Pferde. Wir führten eiuen vorzüglichen Führer mit uns, wohl bei weitem den besten, welchen wir im ganzen Staate Magdalena gefunden hatten; er zeichnete sich durch Ruhe, Sicherheit und Energie aus und erinnerte mich lebhaft an die Leute im Gebirge von Mérida in Venezuela. Es kommt denselben nicht darauf an, einmal einige Beschwerden auszustehen; sie schrecken nicht leicht vor Hindernissen zurück; nur mit einem Hemd und einer Hose bekleidet, scheueu sie sich nicht, bei Gelegenheit die Kleider abzuwerfen und einen Fluss zu durchschwimmen, wenn es nöthig sein sollte; wenn sie vollständig durch Regengüsse durchnässt sind, hängen sie ihre nassen Kleider an die Sonne und warten, bis sie wieder trocken sind; leider sind diese Naturen im Magdalena selten; zum Glück für uns erfüllte Francisco alle Bedingungen, die man an einen guten peón stellen konnte; und wahrlich gerade auf dieser letzten Reise bedurften wir eines sehr energischen Gefährten; denn während der ganzen Dauer derselben verschwor sich die Regenzeit gegen uns und überschüttete uns mit der reichsten Fülle von Feuchtigkeit, welche in tropischen Ländern vorkommen mag.

Etwa eine Stunde lang führt der Weg zunächst durch die flache Küstenebene, auf welcher Sabanen mit Wald abwechseln; es ist lichter Buschwald, ähnlich wie in den Sabanen des Cesárthales, doch findet sich hier eine andere ziemlich kleine, kurzstämmige, mit langen Fächerwedeln bedachte Palme, die von den Eingeborenen Tará genannt wird; ausserdem findet sich die Cocospalme und die Weinpalme, sowie auch die Corozos-Palme. Dieselbeu stehen in kleiuen Gruppen beisammen und verschönern die Gegend erheblich,

wie denn ja doch die Palmen stets am allercharakteristischesten für die Tropenzone bleiben. Der Boden besteht auch hier, wie bei Rio Hacha, aus zusammengekitteten Muscheln und Seethierschalen; dann folgt Geröll, welches die Wasserläufe aus dem Gebirge herausführen und vor demselben aufstapeln, dort, wo ihr Gefälle nicht mehr ausreicht, um die Geschiebe zu transportiren. Ueber der Ebene hing jener bleifarbene fahle Himmel, welcher für die Regenzeit in den Tropen charakteristisch ist; man fühlt deutlich, dass es binnen Kurzem regnen muss. Kein Luftzug durchzieht die Kronen der Bäume; auch die Seebrise ist noch nicht eingetreten; denn wir befinden uns gerade in der Stunde, in welcher der Nachts wehende Landwind aufhört und der am Tage aufkommende Seewind zu erwarten ist; zwischen beiden liegt eine Zeit der Windstille, in welcher die Hitze ganz besonders unangenehm fühlbar ist, etwa von 9—10 Uhr Morgens; die Mosquitos sind dann auch ganz besonders geschäftig; denn, sobald starke Brise herrscht, ist doch wenigstens eine geringe Verminderung ihrer Angriffe zu spüren. Ueberall war die Ebene völlig überschwemmt; die Maulthiere patschten im Wasser, sodass der Reiter durch die spritzende Fluth durchnässt wurde. Gleich zu Anfang hatten wir einen Tank zu passiren, den „Pozo del Pantano", wörtlich den „Pfützenbrunnen"; hier staut sich der kleine Rio Pantano, bevor er ins Meer tritt; ein ziemlich tiefer Kessel entsteht, durch welchen der Weg mitten hindurchführt; wir kamen glücklich hindurch, mussten aber erst das Lastthier vorausschicken, um zu sehen, wie tief der Pozo sei; mein Reitthier kam fast bis an den Sattel in Wasser, sodass ich die Beine hoch empor ziehen musste, um nicht gleich im Anfang durchnässt zu werden. Darauf folgte eine weite Strecke Morast, welcher von Wasser bedeckt war; diese Stelle war noch

weit unangenehmer als die vorhergehende, weil die Thiere in dem sumpfigen Untergrunde keinen festen Fuss fassen konnten, strauchelten und zu fallen drohten, sodass man jeden Augenklick fürchten musste, mitsammt dem Maulthier den Hals zu brechen; man befindet sich auf derartigen häufig vorkommenden Strecken auf dem Pferde in einer ewig wechselnden unberechenbaren Bewegung, die dem Schwanken eines kleinen Segelschiffes gleicht; bald hängt man nach rechts hinüber, bald vorwärts, bald nach links; ein einziger Fehltritt des Thieres kann die übelsten Folgen nach sich ziehen; denn wer in diesem Sumpfe stecken bleibt, dürfte Mühe haben, wieder herauszukommen. Das faulende stagnirende Wasser haucht die schlimmsten Gerüche aus und Fieber-Miasmen steigen auf; mau freut sich daher aufrichtig, aus der Ebene herauszukommen und in die Berge einzutreten; diese präsentiren sich hier als ein mit tiefem schwarzem Walde bedecktes Hügelland; höhere Ketten steigen dahinter auf; über dem Walde ragen schroffe Felsmassen auf und hoch über ihnen, nur auf Augenblicke sichtbar, taucht durch den Wald hindurch ein Schneegipfel der Nevada hervor. Wir traten nun in diesen Waldgürtel ein, welcher sich bis zu etwa 1400 m Höhe am Gebirge aufwärts zieht und aus dem wir erst am folgenden Tage wieder herauskommen sollten. Wer einen solchen echt tropischen Urwald nicht gesehen hat, vermag sich durchaus keinen Begriff davon zu machen; die ungeheure wandartige Pflanzenmasse, die sich zu beiden Seiten des sogenannten Weges ausdehnt, das domkuppelartige Gewölbe riesiger Palmen aller möglichen Arten, welche im Verein mit einer Unzahl von anderen Bäumen und Schlingpflanzen von beispielloser Wucherung ein undurchdringliches Laubdach bilden, ruft gänzliche Abgeschlossenheit hervor; kaum ein Strahl der Sonne dringt in diese in ein-

ander verschlungenen Kronen, in diesen unentwirrbaren Wust von Vegetation hinein; ungeheure Wurzeln, die eine bis zur Brust eines ausgewachsenen Mannes reichende Höhe besitzen, spannen sich auf dem Boden aus, sodass die Thiere häufig nur mit Mühe über sie hinweg schreiten können; von oben herunter hängen Ranken und Bogen der Luftwurzeln und Lianen, bis zur Dicke der grössten Schiffstaue: häufig entgeht man nur mit knapper Noth der Gefahr des Aufhängens; hier erst habe ich begriffen, wie Absalom, der Sohn weiland König Davids, eigentlich ums Leben gekommen ist. Baumstämme in unendlicher Zahl ragen über den Weg; bald stösst man zur rechten an einen Stumpf, bald reissen die Dornen von links das Gewand entzwei; bald muss man sich bis auf den Hals des Thieres bücken, um unter einem quer über den Weg in der Brusthöhe des Reiters liegenden Stamm hindurchzuschlüpfen; als ich einmal bei einer Biegung des Weges momentan unaufmerksam war, hing ich plötzlich an einem solchen Baumstamme, und das Pferd ging unter demselben durch. Papageien der grossen rothen Guacamayo genannten Art, sowie auch die grünen Loros und die kleinen grünen Pericos kommen in Mengen vor; sie turnen auf den Kronen der Bäume, oder fliegen in Schaaren vorbei, oder sitzen nahe am Wege und schwatzen ihre seltsamen Laute; Affen erfüllen plötzlich mit ihrem Geschrei die todte Stille des Waldes, in welchem man sonst nur das Echo des Hufschlags, das Athmen der Pferde und das Brechen und Knacken der Zweige vernimmt, die man mit seinem eigenen Körper zerbricht. Grauenhaft grossartig ist diese Ruhe; man erhält den Eindruck, als sei man in eine andere Welt versetzt; und trotz der Strapazen und Mühen bei Durchschreitung derartiger Wälder bilden diese Stunden doch fast die schönsten Erinnerungen der Reise.

Bald nun geht es aufwärts an einem schäumenden Gebirgsbach; hoch über ihm führt der Weg, und der Bach selbst unterspült die Felsen, auf denen der Pfad angelegt ist; von den Bäumen tropft und tröpfelt es; der Boden ist schlüpfrig; die Quellen springen von allen Seiten lautplätschernd über ihn hin; der Wildbach tost in der Tiefe; Schmetterlinge in wundervollen Farben und in grosser Zahl gaukeln vor dem Pferde hin und her.

Jetzt erreichen wir die Quebrada Andrea, nachdem wir eben den Voladór passirt haben; hier ist das Eldorado der Mosquitos und der Landplage aller Art; niemals habe ich eine so überaus reichliche Quälgeist-Fauna gefunden, wie hier; in der That sind der Voladór und die Quebrada Andrea berüchtigt wegen dieses zweifelhaften Luxus; Ameisen in grossen Mengen ziehen am Boden einher, schwarze, gelbe und grosse rothe; ihr Biss schmerzt stark; im Boden sitzen die Sandflöhe, Niguas, welche ihre Eier in den Fuss des Menschen legen und dort sich entwickeln lassen; erst durch das Anschwellen des Fusses erhält man Kunde von den ungebetenen Gästen; mit einer Nadel zieht man sie heraus und streut Tabaks-Asche oder Tabaks-Jauche auf die Wunde; Wasser darf nicht auf dieselbe kommen; die Vernachlässigung dieser Geschwulst straft sich sehr; denn wer nicht eilt, dieselbe zu beseitigen, setzt sich argen Entzündungen aus. Zum Behandeln dieses Uebels sind besonders die Frauen geschickt, oftmals haben sie mich von den lästigen Gästen befreit.

Mosquitos befinden sich am Voladór und an der Quebrada Andrea in so überaus reichlicher Zahl, dass ein jeder, der nicht mit Nothwendigkeit dort halten muss, schleunigst entflieht; Zancudos quälen des Nachts, die kleinen schwarzen Fliegen am Tage, dazu die fast unsichtbaren Je-jén, welche einen äusserst schmerzhaften, juckenden Stich hinterlassen.

Endlich sind noch als ganz besonders unangenehm die Skorpione und Tausendfüsse zu erwähnen, welche hier im Ueberfluss vorhanden sind; das Allerekelhafteste aber sind die Mosquitowürmer; es giebt eine Mosquito-Art, welche ihre Eier unter die Haut der Thiere und Menschen legt; nach einiger Zeit kriechen Würmer aus, welche lange Zeit bohren und herumziehen, bis sie einen Ausweg aus der Haut finden; man öffnet daher an irgend einer Stelle die Haut und sucht die Würmer nach dieser Oeffnung zu drängen, was stets leicht gelingt; es sind kleine bis $1^1/_2$ cm lange, gelbe, dicke Würmer; ich habe selbst gesehen, wie mein Wirth in Pueblo Viejo einigen von der Quebrada Andrea kommenden Ochsen diese Würmer an allen möglichen Stellen des Körpers, ja sogar aus den Augenwinkeln herauszog. Endlich ist diese Gegend noch reich an den bereits oben erwähnten Garrapatas, Zecken, Holzböcken; kurz, eine solche Auslese quälender Blutsauger der Tropen findet sich hier, dass es wohl begreiflich ist, dass ein Versuch einer französischen Colonisation an der Quebrada Andrea, der in den siebziger Jahren gemacht wurde, fast ausschliesslich aus diesem Grunde gescheitert ist; die Leute selbst, sowie ihr Vieh wurden geradezu aufgefressen von diesen überaus aufreibenden Feinden. Dazu kommt allerdings, dass wegen des überreichen Pflanzenwuchses und der ungeheuren Menge verwesender Pflanzentheile sowie der geringen Menge von Sonnenlicht, welches in dieses Dickicht nicht eindringen kann, Fieber erzeugt werden, welche ebenfalls bald mit der Colonie aufräumten. Nachdem zwei Familien fast ausgestorben waren, zog der Rest fort; eine Frau mit zwei Söhnen lebt noch jetzt bei Barbacoas am Wege von Treinta nach Rio Hacha. Noch heute existiren im Walde bei der Quebrada Andrea verwilderte Bananenpflanzungen, welche auf die französischen Colonisten zurückzuführen sind.

Wir überschritten darauf die Quebrada Andrea und klommen die sogenannte Cuchilla hinauf, einen langgestreckten Höhenzug, welcher zwischen den Flüssen Quebrada Andrea und Rio de Santa Clara liegt; diese bilden nach ihrem Zusammenfluss weiter abwärts den Rio Voladór, welcher in seinem Unterlaufe Rio Cañas heisst. Der Name Cuchilla kehrt immer und immer wieder im spanischen Amerika; er bezeichnet Höhenzüge mit scharfem Kamm, während Loma ein runder Rücken ist.

Diese Cuchilla, welche den Beinamen Mentana führte, ist ein gutes Beispiel für die überaus starke und tiefgehende Zersetzung des Bodens durch die Atmosphärilien.

Der ganze Höhenzug schien aufgelöst in einen losen sandigen Grus und einen rothen fetten schlüpfrigen Lehm, in welchen der Weg eingeschnitten war; hie und da waren Balken gelegt; über und unter denselben aber löst sich das Erdreich, rutscht ab, gleitet hinunter; die höheren Theile folgen nach und es entsteht dicht unterhalb des Balkens eine Stufe, auf welche man förmlich hinaufklettern muss; obwohl ich schliesslich doch recht gut an das Reiten zu Maulthier gewöhnt war und auch an etwas bedenklichen Stellen nicht abstieg, weil das Maulthier meist viel sicherer geht als der mit schweren Stiefeln belastete Mensch, so hielt ich es hier doch für gut, namentlich bei dem auf der anderen Seite folgenden Abstieg zu Fusse zu gehen; denn selbst die Maulthiere hatten Noth hier durchzukommen; unter jedem Tritt löst sich eine neue Schicht des Erdreichs und stürzt mit dumpfem Geräusch den Abhang hinab; der Vorangehende läuft Gefahr, durch jede dieser Erdlawinen ergriffen und hinabgerissen zu werden.

Endlich aber gelangten wir an den Rio Santa Clara; der Führer drängte zur Eile, da es anfing zu regnen, indem er sagte, wir würden vielleicht schon in einer Viertelstunde

den Fluss nicht mehr überschreiten können. Und er mochte Recht haben; denn sogleich begann der übliche Landregen in starkem Masse auf uns herabzustürzen und wir waren froh, noch glücklich das andere Ufer erreicht zu haben. Nun aber galt es dem nächsten Rancho zuzueilen; bergauf, bergab, am linken Ufer des Rio de Santa Clara zog sich der Weg; Felsplatten engten ihn ein, sodass er häufig kaum für ein Maulthier Platz liess; an einer solchen Stelle stürzte ich mit dem Thiere, welches an der glatten, vom Regen berieselten Felswand ausglitt; zum Glück kamen wir ohne Schaden davon und erreichten um zwei Uhr Nachmittags den Rancho de la Cueva, wo wir zur Nacht zu bleiben beschlossen; solcher Ranchos giebt es auf dem Wege von der Küste nach Pueblo Viejo fünf, nämlich Voladór, Quebrada Andrea, Cuchilla, La Cueva und Limoncito; sie sind zur Bequemlichkeit der Reisenden aufgeführt; die Bequemlichkeit besteht einfach nur darin, dass ein Obdach vorhanden ist; im Uebrigen ist es gerade kein Vergnügen im nassen Walde campiren zu müssen. Und doch mussten wir gute Miene zum bösen Spiel machen; nass wie die Katzen suchten wir uns, so gut es ging, einzurichten; die Maulthiere wurden abgesattelt und ein Stück weiter aufwärts am Wege losgelassen, da dort ein wenig Gras vorhanden war; wir selbst machten ein Feuer an, um die frugale Mahlzeit zu bereiten. Draussen regnete es in Strömen fort und auch auf dem Boden des Schuppens stand eine Wasserlache; diese Ranchos bestehen aber nur aus vier Pfählen und einem Dach aus Palmstroh; von Wänden oder einer Schlafstelle ist keine Rede.

Man hängt dann seine Hängematte auf und beginnt zu träumen; der Abend ist stets besonders unangenehm, da es bereits um sechs Uhr dunkel wird und von Licht oder Kerzen natürlich nicht die Rede sein kann; zum Glück hilft

meist die Müdigkeit über alles dies hinweg und um acht Uhr stellt sich gewöhnlich schon der Schlaf ein; am Morgen sind dann auch gerade keine angenehmen Gefühle möglich; denn man muss in die nassgeregneten Kleider schlüpfen, die hartgewordenen, schmerzenden und drückenden Stiefeln anziehen, und den noch immer feuchten Strohhut aufstülpen. Die ermatteten Thiere kommen schläfrig herbei; die Diener kratzen ihre mosquitozerstochenen Füsse; die durchnässten Koffer werden aufgepackt und ein letzter Blick auf die traurige Hütte geworfen, ob nicht vielleicht ein wichtiges Stück, etwa der Löffel oder gar die Schwefelhölzer zurückgeblieben sind. Als wir gerade aufbrechen wollten, und ich die schöne Waldlandschaft im Morgennebel betrachtete, ging plötzlich ganz nahe vor mir ein kleiner Jaguar über den Weg; doch hatte ich keine Zeit zu schiessen; denn er verschwand unmittelbar darauf im Walde. Es ist dies das einzige Mal auf meinen sämmtlichen Kreuz- und Querzügen im Walde Venezuelas und Colombias, dass ich einen Jaguar zu Gesicht bekommen habe; man ersieht daraus schon, wie selten diese Thiere sich blicken lassen; denn ich habe oftmals Tage und Wochen lang im Walde oder in Gegenden gelebt, wo notorisch viele Jaguare vorhanden sind. Es giebt sicher noch sehr viele; denn die Zahl der Felle ist gross und ihr Preis billig; allein die Thiere gehen meist nur Nachts oder früh im Morgengrauen, und ich halte es für einen besonderen Glücksfall, dass ich einen Jaguar überhaupt zu Gesicht bekommen habe; auch lässt es sich nur dadurch erklären, dass es ein junges Thier von der Grösse eines starken Neufundländers war: immerhin erfreute mich diese Begegnung: denn ich hatte es schon fast aufgegeben, einen Jaguar zu Gesicht zu bekommen.

Ueberhaupt sind von wilden Thieren und allerlei Schrecken des Waldes ganz übertriebene Vorstellungen verbreitet; man

hört überall Geschichten von jemandem, der von einem Jaguar verfolgt sei oder ähnliches; fragt man aber, wann es geschehen sei, so heisst es: „pues hace como cincuenta años“; „Nun, es ist etwa fünfzig Jahre her“. Heutzutage kommen derartige Ueberfälle durch Jaguare fast gar nicht mehr vor und sind wahrscheinlich überhaupt nur selten geschehen; denn die Jaguare, in Südamerika „tigre“ genannt, greifen nicht an; sie schleichen wohl am Wege entlang, getrauen sich jedoch nicht, den Menschen anzugreifen; ebensowenig sind die Silberlöwen (Pumas, Leones) gefährlich; Bären giebt es hie und da im Gebirge; allein ich habe nie gehört, dass sie irgendwelche Gefahr für die Umwohnenden böten; Vieh und Schafe werden häufig gefressen; auch an Esel wagen sich die Bären und Jaguare; allein Menschen dürften sie nur sehr selten angreifen; nur ein einziges Mal hörte ich, dass ein Jaguar eine Frau zerrissen habe, und dies war gerade nahe bei der Hauptstadt Carácas in den Bergen von Macarao.

Tapire (dantas) giebt es vielfach im Walde; angegriffen, können sie gefährlich werden; sie erreichen die Grösse eines Esels; im Uebrigen giebt es Wasserschweine und Pecáris, häufig Zahino genannt, eine in Rudeln auftretende kleine Wildschweinart; auch die Báquiras gehören dahin; bei Fonseca erzählte man mir von einem Thiere mit Hörnern, das in der Cordillere von Perijá vorkommen sollte; wahrscheinlich sind es Hirsche; diese giebt es auch bei Merida in Venezuela auf dem Hochgebirge, sowie an vielen anderen Punkten; Rehe und Hasen fehlen ebenfalls nicht; in Carácas sah ich ein gezähmtes Reh im Hause eines Deutschen, des Herrn Stelling, bei welchem ich wohnte, und in Rio Hacha hatte Herr Isaacson ebenfalls ein solches, welches aus der Goajira-Halbinsel bezogen war. Am ärgsten sind die Räubergeschichten, welche über Schlangen erzählt werden; allein auch an diese ist nicht viel zu glauben;

mir wenigstens ist nie jemand begegnet, der von einer Schlange gebissen gewesen wäre; niemals auch hörte ich von Todesfällen, die vor Kurzem infolge Schlangenbiss vorgekommen wären. Allerdings muss ich zugeben, dass es viele, sehr viele Schlangen, sowohl im Unterlande, wie auch im höheren Walde giebt; oftmals habe ich sie gesehen; Klapperschlangen und die gefürchtete Korallenschlange lieben trockenen steinigen Boden; die gefährliche Mapanare und andere halten sich mehr im feuchten Walde auf. Häufig traf ich unvermuthet auf Schlangen; meist jedoch schliefen sie zusammengeringelt auf dem Boden oder sie eilten bei meiner Annäherung davon. Als ich einst bei Valencia an einem Bergabhang ritt, und scharf um eine Ecke bog, fiel mir plötzlich eine Schlange unmittelbar vor die Füsse des Maulthiers; die Wirkung war einfach die, dass beide Theile gegenseitig vor einander ausrissen; die Schlange eilte davon und ich gab dem Maulthiere die Sporen, um möglichst schnell aus der unheimlichen Nachbarschaft zu entkommen.

Die vielen Raubthiergefahren, welche in Indien und Afrika gelten mögen, kann ich für Venezuela und Colombia nicht zugestehen; die eigentlichen Raubthiere sind hier weit kleiner, friedlicher und feiger als in der Osthälfte der Erde; und die Schlangen dürften von diesem Charakterzug ebenfalls manches bekommen haben. Leider aber glaubt man in Deutschland noch vielfach, dass in Südamerika die wilden Thiere auf den Strassen herumliefen; und dass die Schlangen hinter jeder Hausthür herauskröchen; erzählt man etwas derartiges, so findet man häufig Glauben; berichtet man aber, dass das Bier pro Flasche bis zu zwei Mark kostet, so läuft man Gefahr, vor die Thür gesetzt zu werden.

Indessen setzen wir unsere Reise fort; über die schlüpfrigen seifenglatten Abhänge kletterten wir immer weiter

empor zu der Höhe des Passes Monte del Agua; immer frischer wurde der Wald, immer zerrissener und aufgelöster der Weg, immer steiler und beschwerlicher der Aufstieg; in etwa 1000 m Höhe erreichten die Palmen ihre obere Grenze und bald danach traten Farren an ihre Stelle; endlich, nachdem wir noch einen überaus schwierig zu passirenden Giessbach glücklich hinter uns hatten, stiegen wir zum Thale des Rio de San Antonio hinab. In der Ferne sahen wir ungeheure Felswände jäh in ein Flussthal hinabstürzen; über ihre silberweisse, polirt erscheinende Oberfläche rieselte das Wasser hinab; es waren die Berge von Santa Rosa am Rio de San Miguél.

Aehnlich erschien die Landschaft bei Pueblo Viejo: unmittelbar hinter dem Dorfe steigt der Cerro Nanú auf, ein Spitzberg von ganz ähnlichem Ansehen wie diejenigen von Atanquez und San José; den Pyramiden gleich strebt er empor; silberweiss erschien auch sein Abhang; auch hier strömte das Wasser in Rinnen herab; nur einzelne Waldstreifen zeigten sich am Abhang; dieser Cerro Nanú ist eine der charakteristischesten Formen der Nevada. (Siehe Abbildung Seite 281.) Nachdem wir den tosenden Fluss mit Mühe überschritten, gelangten wir an die Häuser von Pueblo Viejo, welches in 920 m Höhe in frischem Wiesenthal liegt; wenige Häuser stehen hier beisammen; die Landwirthschaft ist nicht sehr umfangreich; Zuckerrohr, Mais, Bananen und mannigfaltige Knollenfrüchte werden hier angebaut; Maguey, die unvermeidliche Begleiterin der Ansiedlungen der Nevada, findet sich auch hier; doch wir eilen weiter nach San Antonio; zur Linken haben wir den mit tiefem Walde bedeckten Cerro Chirúa, den heiligen Berg der Arhuacos; dort, glauben sie, weilen ihre Götter und ihre Stammväter; dort ist die Wiege und auch die Hoffnung des Volkes. Vor uns erblicken wir den Cerro

Plateado, einen gewaltigen sarkophagähnlichen Berg mit denselben glatten, glänzenden Wänden, welche wir schon bei Santa Rosa und am Nanú entdeckten; an seinem Fusse liegt San Antonio auf einer Gerölllterrasse weithin ausgedehnt, eine Mauer umzieht auch hier den Ort; steil ist der Aufstieg vom Flusse, den ich auf einer der indianischen Brücken überschreite, während meine Diener und die Maulthiere durch den reissenden Strom gehen, wobei die Ladung vollständig durchnässt wird, da die glatten Steine des Flussbettes das Lastthier zu Falle bringen.

San Antonio ist ein recht grosses Dorf von mindestens hundert Häusern; dennoch konnte ich kein Unterkommen finden; schon in Pueblo Viejo hatte man mich abgewiesen und in San Antonio wiederholte sich dasselbe bei einer aus mehreren Frauen bestehenden Familie; endlich wandte ich mich an den Vertreter des Corregidórs; natürlicher Weise war dieser selbst auch hier nicht auf seinem Posten, sondern beschäftigte sich in Dibulla mit Schnapstrinken, dessen Folgen ihn mir daselbst höchst lästig gemacht hatten. Es fand sich aber, dass sämmtliche Häuser, welche leerstanden, verschlossen waren; schliesslich sandte der Corregidór einen Boten an den Besitzer eines passenden Hauses, einen Arhuaco, welcher ausserhalb des Ortes auf seinen Ansiedlungen weilte. Ehe aber dieser Bote zurückkam, begann um 1 Uhr, nachdem ich schon zwei Stunden auf der Strasse gestanden hatte, der übliche Regen, welcher dieses Mal ununterbrochen bis 9 Uhr Abends anhielt; da mir das Warten lästig wurde, liess ich das fragliche Haus erbrechen und erbot mich, die dafür gesetzlich angesetzte Strafsumme zu zahlen; als das Haus aber endlich geöffnet war, fand sich, dass es voll Wasser stand. Dem Corregidór blieb infolge dessen nichts übrig, als mir das Regierungsgebäude anzuweisen, woselbst ich mich dann

einrichtete; die unglücklichen Maulthiere standen fröstelnd im Regen; das Thal lag im Nebel; man konnte nicht einen halben Kilometer weit sehen. In der Regenzeit machen diese isolirten Dörfer einen überaus traurigen Eindruck; in den Thüren der Häuser sitzen die Indianer und Colombianer und starren zum Himmel empor, ob nicht endlich ein Nachlassen des Regens bemerkbar sei; die öden kahlen Berge sind von Wolken umzogen; selten einmal sieht man die Gipfel; von den Häusern trieft der Regen herab; die Gassen sind über die Maassen kothig, alles erscheint ausgestorben, öde und leer; wenn schon die Nevada zur Trockenzeit im höchsten Grade den Eindruck des Verlassenen, Verödeten macht, so ist dies an Regentagen in noch weit höherem Maasse der Fall und eine melancholische Stimmung überkommt den verregneten Reisenden.

Die Umgebung ist kahl, öde; Magney, Bananen, etwas Coca, einige blühende Büsche ist so ziemlich alles, was in die Augen fällt; Bäume giebt es wenige; der prachtvolle Hochwald umgiebt noch zum Theil die Berge bei Pueblo Viejo; auch hier sind die Nordseiten bewaldet, die Südseiten kahl; bei San Antonio findet sich aber schon kein Wald mehr, obwohl es nur 1000 m hoch liegt.

Am 2. Mai brach ich nach San Miguel auf; als wir bei Pueblo Viejo vorbei kamen, lernte ich die Familie Quintero kennen, an welche ich ebenfalls einen Empfehlungsbrief besass, jedoch keinen Gebrauch davon gemacht hatte. Manuel hatte die Frau als besonders angenehm geschildert, da er Mais von ihr mit freundlichem Gesicht erhalten hatte, was hier eine Seltenheit ist. So beschloss ich denn, bei meiner Rückkehr vom Hochgebirge dort zu rasten. Als wir auf einem halsbrecherischen Wege über den Höhenzug zwischen dem Rio de San Antonio und dem Rio de San Miguel ge-

klettert waren, traf ich den Gatten dieser Frau, Don Manuel Quintero, welcher früher in Rio Hacha im Hause Cano Dugand Martinez & Co. beschäftigt gewesen war, aber des Klimas wegen sich in die Nevada zurückgezogen hatte; er kam gerade von San Miguel, versprach aber, als er hörte, dass ich nach demselben Orte wolle, mir am folgenden Tage nachzukommen; unterdessen ritt ich das tief in die Felsen eingeschartete Thal des San Miguel-Flusses hinauf; steile glatte Wände stürzen zum Flussbette hinab; über sie fallen Cascaden hinunter, welche auf dem fast polirt erscheinenden Gestein denselben Silberschein hervorrufen, wie an den einzelnen höheren Bergen; von der Sonne beleuchtet, erstrahlen sie in Regenbogenfarben. Leider fasste uns abermals der übliche Regen, als wir nur noch ein Stündchen von San Miguel entfernt waren, und zwang uns, in einer verlassenen Indianer-Wohnung, El Hayál de Namaco, Schutz zu suchen; es war eine jener runden niedrigen Hütten, wie wir sie auch vom Südabhang des Gebirges kennen; zum Glück befand sich eine andere im Bau begriffene daneben, sodass wir in derselben wenigstens aufrecht stehen konnten; es gelang mir sogar, eine Hängematte zu befestigen; denn in den geschlossenen Hütten ist dies kaum möglich, da der Raum zu gering ist. So verlebten wir den regnerischen Nachmittag und den traurigen nasskalten melancholischen Abend; endlich am folgenden Tage erreichten wir San Miguel, nachdem wir mit grosser Mühe und unter Beihülfe zweier Arhuacos die Maulthiere über den Fluss gebracht hatten; zu diesem Zwecke bindet man denselben einen Strick um den Hals und zieht sie vom andern Ufer aus herüber; doch geht es nicht ohne beträchtliche Prügel ab; sowie aber einmal ein Thier übergesetzt ist, folgen die anderen leichter.

San Miguel liegt auf einer grossen Gerölllterrasse am

linken Ufer des San Miguel- oder Makotama-Flusses; dieses Dorf hat sich noch am ursprünglichsten von allen erhalten; es besitzt noch ausschliesslich die Doppelhäuser, fast alle von kreisrunder Form; ein besonderes Justizgebäude, eine ganz besonders stark mit Topfscherben und Stäben verzierte Hütte steht an dem einem Ende des Dorfes; am anderen das Berathungshaus, ein kleiner runder Bau, in welchem die Mámas ihre Zusammenkünfte abhalten. In der Mitte des Ortes befindet sich eine kleine Kapelle und auf dem freien Platze steht ein Kreuz. Zur Seite der Ortschaft liegt der Tanzplatz, zu welchem eine von behauenen Granitblöcken gebildete Strasse hinaufführt.

Als ich in San Miguel ankam, befand sich kein Mensch im Dorfe, mit Ausnahme von zwei Frauen und Kindern: männliche Wesen waren unsichtbar, theils weil die Arhuacos den Tag auf ihren Landansiedelungen zuzubringen pflegen, theils weil sie in grösserer Zahl nach dem Páramo de Sulibata gezogen waren, um eine verstürzte Kuh aufzusuchen. Kaum waren wir in dem geräumigen Regierungsgebäude angelangt, so hörte man auch schon Don Manuel Quintero am jenseitigen Ufer rufen; er hatte in der That Wort gehalten, und war mir nachgekommen; es gelang ihm indessen nicht mehr, seine Thiere über den Fluss zu bringen, da es im Hochgebirge geregnet hatte und die „creciente", „Hochflut", vor zehn Minuten eingetreten war. Er liess sofort einen Indianer holen, welcher uns seitdem andauernd begleitete; zunächst besorgte er uns das nöthige für die hier stets sehr fragwürdige Mahlzeit: grosse Haufen Arracache, Batate, Apio, Kartoffeln wurden herbeigeschleppt, ein Huhn und Eier mit Mühe erstanden, und während die Nebel das ganze Thal mit einer feuchtkalten Decke einhüllten, lernte ich Don Manuél etwas näher kennen, welcher sich als einer derjenigen der-

Pueblo viejo mit dem Cerro Nanú. Originalzeichnung nach einer Skizze des Verfassers von Prof. Göring in Leipzig (zu Seite 276).

ben, kräftigen, gastfreundlichen Landleute erwies, bei denen man im Allgemeinen am besten aufgehoben ist. Mit bewunderungswürdiger Unermüdlichkeit überredete er die Arhuacos, einen kleinen Stier zu holen, der für die Reise der folgenden Tage geschlachtet werden sollte; nach ihrer Gewohnheit sagten die Arhuacos zu allem „Ja", brachten aber den Stier nicht; endlich Abends spät kam er und in der That schlachtete man ihn noch in derselben Nacht, sodass wir am folgenden Morgen nach dem Hochgebirge aufbrechen konnten. Der Pfad war im höchsten Grade halsbrecherisch und eigentlich selbst für Maulthiere nicht mehr zu passiren; nur Ochsen kommen hier noch sicher fort. Unser Indianer und dessen Frau begleiteten uns; nach zweistündiger Wanderung gelangten wir an das Blachfeld von Takína, welches ich im sechsten Capitel geschildert habe; als wir dort genug gesehen nnd der Indianer uns in seinem entsetzlichen Spanisch viel Unverständliches gesagt hatte, setzten wir die Reise fort und trafen Nachmittags 1 Uhr, schon bei Regen, in der Hütte von Makotama ein; auch hier haben die Indianer wieder ein Tempelchen, in welchem wir aber nicht bleiben durften; vielmehr mussten wir weiter oben in dem verlassenen Hause des früher sehr angesehenen, vor Kurzem gestorbenen „El Fiscal" genannten Arhuaco nächtigen. Diese Hütte ist eine der höchsten am Nordabhang der Nevada; leider war der Aufenthalt nicht allzu erfreulich; denn draussen regnete es unausgesetzt nnd drinnen beizte der scharfe Rauch des Feuers die Augen derart, dass man sie nicht offen erhalten konnte. Hier erzählte mir unser indianischer Führer einen Theil der Dinge, die ich im sechsten Capitel über die Arhuacos berichtet habe; seine Fran sass während dessen in dem gegenüberliegenden Hause; streng hielten sie darauf, dass sie nicht zugleich im Hause waren; hatte einer darin zu thun, so blieb der andere draussen

stehen und liess sich nass regnen. Am folgenden Morgen brachen wir bei recht kühler, nasskalter Luft nach dem höheren Gebirge auf, und ich drang hier etwa eine Stunde weit aufwärts vor, bis ich die gewaltige Centralkette der Nevada dicht vor mir aufsteigen sah (Siehe Abbildung S. 289); die Kette hat hier denselben Charakter wie vom Südabhang aus gesehen: schroffe Hörner, riesige Felsmauern, braunroth, braungrau und grau; Frailejón wächst reichlich am Abhang; der Makotamafluss bricht hier aus dem Gebirge hervor; die Schneeberge sieht man nicht, sie liegen etwas weiter nach Westen zu. Ueber diese Páramos gelangt man nach San José, Atanquez und Marocaso; ihre Namen sind Curígua, Sulibáta und Mamarongo.

Unter strömendem Regen stiegen wir am Nachmittage auf den grauenhaften Bergwegen nach Takína und San Miguel hinab; in Takína erreichten wir die obere Grenze der Maguey, in San Miguel die der Coca und der Yuca; während die Arracache bis Makotáma (2600 m) reicht, und oberhalb derselben noch Kohl und Zwiebeln fortkommen. Wir verabschiedeten uns dann am folgenden Morgen von den Arhuacos, deren Loos kein sehr glänzendes genannt werden kann; die Regierungsbeamten saugen sie auf alle mögliche Weise aus, und ihre ursprüngliche Natürlichkeit verwandelt sich in Misstrauen, Falschheit und Gehässigkeit; ihre ursprüngliche Gastfreundlichkeit verwandelt sich ebenso in Gleichgültigkeit, ja Uebelwollen. Früher drohte man ihnen mit dem Namen Corregidór; jetzt lachen sie darüber oder drohen gar selbst den Colombianern mit dem Corregidór. Trunksucht ist hier allerdings noch nicht ganz so verbreitet wie am Südabhang; allein auch hier wird sie mit der Zeit die Alleinherrschaft über die Arhuacos an sich reissen und dann dürfte sich als Erfolg der colombianischen Colonisations- und Civilisationsmethode der allgemeine Ruin des Indianer-Gebietes

herausstellen, für welchen jetzt schon Belege und Beweise genügend vorhanden sind.

Nachdem ich noch einige angenehme Tage in Pueblo Viejo bei der lieben Familie Quintero, die ich in bestem Angedenken behalten werde, zugebracht, brach ich am 8. Mai nach Dibulla auf; Don Manuel selbst brachte mich über den reissenden Fluss; dreimal ging er selbst hindurch und führte jedesmal eines meiner Maulthiere am Zügel; ich war äusserst froh, glücklich hinübergekommen zu sein; denn die Strömung war so ungemein stark, dass es selbst für die starken Maulthiere schwer war, sich dagegen zu wehren. Die Frühjahrs-Regenzeit dauerte an; schon jetzt war der Weg fast ungangbar geworden, es war mehr ein Rutschen und Gleiten, als Gehen zu nennen; die Thiere ermüdeten stark und an derselben glatten Felswand, wo ich schon beim Aufstieg gestürzt war, fiel auch diesmal wieder mein Reitthier und beschädigte sich ernstlich, sodass ich das Thier meines Dieners besteigen musste. Glücklich kamen wir über die Flüsse; kaum aber waren wir am andern Ufer der Quebrada Andrea, als der Regen begann, und uns zwang, in dem dort befindlichen Rancho zu übernachten, denn es regnete wieder einmal bis 8 Uhr Abends.

Wenn schon die kleine Frühjahrsregenzeit, welche im April beginnt und bis Juni dauert, den Weg in einen derartigen Zustand versetzt, wie wir ihn zu sehen das zweifelhafte Glück hatten, so ist kaum zu begreifen, wie der Weg aussehen muss, wenn die grosse Regenzeit, Juli bis November, verstrichen ist.

In der That ist der Nordabhang der Nevada sehr regenreich; es vergeht eigentlich kein Monat ohne heftigen Regen; höchstens im Januar bis März regnet es weniger, eine kleine Pause tritt auch im Juni und Juli ein; während

der Hauptregenzeit sind aber die Bewohner der Nevada so gut wie abgeschnitten von der Küste, und da dann auch die Hoch-Páramos der Centralkette völlig ungangbar sind, so bleiben die wenigen Colombianer am Nordabhang der Nevada auf den Ertrag ihrer spärlichen Agricultur angewiesen.

Am 9. Mai früh gelangten wir endlich an die Ebene, fanden aber hier die Küste noch immer derart überschwemmt, dass ich beim Passiren des Pozo del Pantano auf dem Maulthier sitzend bis an den Bauch nass wurde, insofern das Wasser mir oben in die hohen, fast bis zur Hüfte reichenden Stiefel hineinlief; als ich mich dann am Rancho El Pantano umziehen wollte, benutzten die Mosquitos noch einmal zum Schluss die günstige Gelegenheit und zerstachen mich gründlich; in der That ein würdiger Schluss der Landreisen.

Da ich keine Lust hatte, mich in den Flüssen nochmals unfreiwillig zu baden, so sandte ich den Diener nach Dibulla mit dem Auftrag, ein Boot zu senden; als dieses endlich Nachmittags ankam, fand ich, dass Don Jorge Valverde mich persönlich abholte; glücklich erreichte ich Dibulla und fand diesen Ort mit Truppen besetzt, welche rückständige Steuern eintreiben wollten. Da sie bei diesem Geschäfte naturgemäss manchen Widerstand fanden, so widerhallte das ganze Dorf von den kräftigsten Schimpfworten der spanischen Sprache, worin sich hier auch die Frauen, die übrigens niemals sehr sparsam damit sind, ganz besonders bewandert zeigten.

Ein angenehmer Moment war es, als ich am 10. Mai Abends diesem Trubel entfliehen und mich in mein cayuco begeben konnte, welches uns nach Rio Hacha zurückbringen sollte; die Thiere gingen abermals zu Lande; als wir uns einschifften, durchnässte uns das Meer gründlich, da wir durch die Brandung getragen werden mussten, wobei mich der ungeschickte Bootsmann beinahe hätte ins Meer fallen

lassen; dieser unglückliche Beginn der Reise behagte mir durchaus nicht; allein es ging so fort; heftiger Gegenwind kam auf, die Segel mussten eingezogen und das Boot mittelst Tauen und Stricken mühsam am Ufer hingezogen werden, wobei durch Ungeschicklichkeit des Schiffsjungen das Steuer verloren ging; dabei schlugen die Wellen andauernd über Bord; um 9 Uhr Abends waren wir aus Dibulla abgefahren, und um 4 Uhr Nachmittags, am 11. Mai trafen wir endlich in Rio Hacha ein, nachdem wir den grösseren Theil der Zeit durchnässt im Boot gelegen hatten, und zum Schluss noch, beim Landen auf der Rhede von Rio Hacha, mit einem andern cayuco so gründlich zusammengestossen waren, dass der Padrón für sein Schiff fürchtete.

Schluss.

Damit hatte ich meine Reisen beendet und es handelte sich nur noch darum, wie ich von Rio Hacha fortkommen sollte; denn Dampferverbindung existirt nicht, und Segelschiffe gehen sehr unregelmässig; dabei wollte ich aber durchaus am 2. Juni in Curaçao sein, um mit dem dortigen amerikanischen Dampfer nach New-York zu gehen; natürlicherweise ging aber gerade augenblicklich kein Schiff nach Curaçao, noch auch nach irgend einem Hafen Colombias.

Ich war daher genöthigt, in Rio Hacha liegen zu bleiben, und auf den Abgang eines Schiffes zu warten; ich hatte mich dieses Mal in einem leerstehenden Hause des Herrn José Brugés einlogirt, welches mir die Güte des alten Herrn Cano verschafft hatte; meine Maulthiere liess ich dort im Hofe sich erholen, und verkaufte sie dann an Mr. Seignette. Bei Herrn Isaacson und seiner liebenswürdigen Gattin speiste ich und machte es mir überhaupt bequem; ich las alles, was

mir unter die Hände kam, Phrenologie, Homöopathie, wofür Herr Cano besonders eingenommen war. sowie allerlei New-Yorker Schauerromane, in welchen auf jeder Seite mehrere Menschen umgebracht wurden; denn wenn man längere Zeit im Innern gesessen hat, so liest man alles, was man überhaupt bekommen kann, ganz einerlei, was es auch immer sei. Endlich, nachdem schon verschiedene Male meine Erwartung auf ein Schiff getäuscht worden war, gelang es mir, einen Platz an Bord der Golete „Colombia“ oder „29 de Agosto“ zu belegen, welche zwei Herren Weber aus Curaçao gehörte.

Als ich fragte, weshalb dieses Schiff zwei Namen habe, erklärte man mir, es habe ursprünglich „Colombia“ geheissen, sei aber an der Küste der Goajira gekentert, und nachdem es drei Monate im Wasser gelegen, am 29. August wieder flott gemacht worden, woher es nun seinen neuen Namen habe. Die Aussicht, abermals zu kentern, war mir freilich wenig angenehm, allein ich nahm an, dass die Mannschaft gerade desshalb diesmal besser aufpassen würde und schiffte mich am 24. Mai Abends 6 Uhr auf dieser Golete ein. Morgens früh 3 Uhr lichteten wir die Anker und verloren bald die Küste ausser Sicht; am Abend aber zeigte sich das Cap La Vela, dessen gezackte Bergformen weit ins Meer hinaustreten; wir kreuzten dann an der Goajira-Küste auf und gelangten endlich am fünften Tage an die Punta Espada und damit an venezolanisches Ufer; ich war froh, von der colombianischen Küste fortgekommen zu sein, an die ich nur wenige angenehme Erinnerungen bewahren konnte. Aber noch standen uns manche Prüfungen bevor; die Lage auf einem solchen kleinen Küstenschiff ist wahrlich keine beneidenswerthe, und ich will lieber zwei Monate zu Maulthier reisen, als acht Tage auf einer solchen Golete. Denn man

hat keine freie Bewegung; ergehen kann man sich auf dem Schiffe nicht, da die Segel hinderlich sind und das ewige Schwanken und Rollen des Schiffes häufig nicht einmal das Aufrechtstehen zulässt. Als Schlafkammer dient ein Kasten

Páramos der Centralkette der Nevada oberhalb Makotama. Originalzeichnung nach einer Skizze des Verfassers von Prof. Göring in Leipzig.

auf Deck, welcher gerade so lang ist, wie ein kurzgewachsener Mensch; man kann sich weder ausziehen noch ausstrecken; die Mahlzeiten waren recht traurig; das Essen überhaupt

schlecht, halbfaules Fleisch, Maisteig und Fische, die man auch nicht einmal immer frisch auf den Tisch gab. Dazu brannte die Sonne am Tage auf das Deck herab, wie glühendes Eisen das Fleisch brennt; und Abends und Nachts verhinderten die schlenkernden und rollenden Bewegungen des Fahrzeugs die ungestörte Ruhe. Endlich passirten wir die Halbinsel Paraguaná, kreuzten lange an der Küste von Oruba herum und konnten nicht gegen die scharfe Strömung aufkommen, welche an der Südseite der Insel entlang schiesst; als wir endlich nach Curaçao hinübergelangt waren, blieben wir im Angesicht des Hafens neun Stunden lang vor einer elenden Felsspitze, der Punta de los Pescadores liegen, immerfort kreuzend, doch ohne die Strömung bewältigen zu können; endlich am nächsten Morgen gelangten wir in den Hafen, gerade am 2. Juni, dem beabsichtigten Tage; 8½ Tage hatte ich in dem Marterkasten des „29. August" zugebracht.

So erreichte ich denn nach zwanzigmonatlichem Reisen glücklich wieder die volle Cultur in Gestalt eines amerikanischen Dampfers.

So gross aber auch die Mühen und Anstrengungen, und so arg auch der Aerger und die Widerwärtigkeiten gewesen waren, so dachte ich doch damals schon im Stillen: O könntest Du doch nur noch einmal die blauen Berge und die scharfen Hörner der Nevada, die Schneekette und die heissen Ebenen, die kleinen Hütten der Indianer und die blumigen Bergwiesen schauen!

So dachte ich damals schon, und so denke ich auch jetzt noch; denn es ist der Fluch des Reisenden, dass er immer wieder hinaus will in die fremden Länder und immer wieder sich sehnt nach den fernen Gestaden; wie die Fliege kreist er ums Licht, bis ihn eines Tages sein Geschick ereilt.

Druck von Gressner & Schramm in Leipzig

Digitized by Google

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.